Die Amazonen.

Ein Beitrag

zur unbefangenen Prüfung und Würdigung
der ältesten Ueberlieferungen

von

A. D. Mordtmann, Dr.,

Correspondirendem Mitglied der Königl. Academie der Geschichte in Madrid, der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, der Royal Asiatic Society in London und des Instituto di Correspondenza Archeologica in Rom, ordentlichem Mitgliede der Société littéraire und der Dschemieti Ilmiei Osmanié von Constantinopel, Ehrenmitglied der Royal Litterary Society in London.

Hannover,
Hahn'sche Hofbuchhandlung.
1862.

Druck von Fr. Culemann in Hannover.

Vorrede.

Seit einer Reihe von Jahren beschäftige ich mich mit der Erforschung Kleinasiens in jeder Richtung: ich sammle alles, was über dieses Land in alter und neuer Zeit geschrieben ist, und ich kenne einen grossen Theil der Halbinsel aus eigener Anschauung, indem ich zwölf Reisen nach verschiedenen Gegenden derselben unternahm, dabei so viel als möglich darnach trachtend, jedesmal irgend einen bisher von keinem Europäer betretenen Theil zu besuchen. Ich habe in mehreren kleinen Schriften einzelne Resultate meiner Untersuchungen und Beobachtungen bekannt gemacht, und ich gedenke in dieser Weise fortzufahren, so lange es meine geistigen und körperlichen Kräfte und meine anderweitigen Berufsgeschäfte gestatten. Ich habe die Freude gehabt, nicht nur das heutige Leben der Bevölkerung bis in ihre innersten Gemächer zu erforschen, sondern auch die ältesten Denkmäler der Vorzeit zu betrachten, Denkmäler, welche zum Theil die Berichte alter Schriftsteller bestätigen oder vervollständigen, zum Theil aber auch von Thaten und Ereignissen Nachricht geben, die uns keine andere Urkunde berichtet, Denkmäler, welche andere Reisende vor mir entdeckt haben, und Denkmäler,

deren erste Entdeckung mir zu Theil ward. Der Eindruck dieser Zeugen einer untergegangenen Welt auf ein unbefangenes Gemüth ist gewaltig; ich aber kann mich nicht rühmen, mit unbefangenem Gemüthe die Lösung der Aufgabe, die ich mir gesetzt hatte, angetreten zu haben. Die Zeit, wo ich meine classischen Studien begann und vervollkommnete, war die Zeit, wo Creuzer's Symbolik in der Gelehrtenwelt als Richtschnur für die Beurtheilung aller Erscheinungen des Alterthums galt; wo Niebuhr mit unerbittlicher Consequenz die Axt an die Grundlagen der Geschichte Rom's legte; wo Buttmann im Sinn und Geiste Creuzer's die Mythologie von Hellas in einzelnen geistreichen Monographien beleuchtete; wo auch allmählich der Orient mit seinem eigentlichen Leben und seiner eigentlichen Cultur in den Kreis dieser Behandlung hineingezogen wurde; wo nicht nur die von Dichtern, Logographen und Historikern aufbewahrten Ereignisse als Mythen, als Philosopheme, als Symbole ausgelegt wurden, sondern wo die Dichter selbst in Nebelgestalt verschwammen; Heeren und einzelne andere, welche gegen den Strom zu schwimmen versuchten, wurden als Leute dargestellt, die nicht auf der Höhe ihrer Zeit standen, die noch einen längst überwundenen Standpunkt einnahmen. Mitten unter diesen litterarischen Bewegungen aufgewachsen und die Resultate dieser Forschungen mir aneignend, wurde ich plötzlich meiner Heimath entzogen und an die Ufer des Bosporus versetzt, wo ich mich auch noch befinde. Ein glückliches Zusammentreffen von Umständen führte mich nach Karabel, wo ich das von Herodot beschriebene Basrelief sah; führte

mich nach der Ebene von Troja, wo ich die von Homer gefeierten Localitäten der Reihe nach mit Leichtigkeit wiedererkannte; nach Palaescepsis, wo ich eine Ruine sah, deren Alter nach beglaubigten geschichtlichen Zeugnissen über 3000 Jahre war. Da wurde ich irre, und als unterdessen auch Rawlinson dem Felsen von Bihistun sein mehr als zweitausendjähriges Geheimniss entlockte, da zögerte ich nicht länger; rasch entschloss ich mich, den ganzen Plunder meines bisherigen Wissens als unnützen Ballast über Bord zu werfen und von vorn anzufangen, indem ich überall auf die Quellen, auf die Originalurkunden, auf die Originaldenkmäler zurückging. In diesem Sinne habe ich bis heute gearbeitet, und ich bereue meinen damaligen Entschluss nicht. Die Resultate meiner Methode habe ich bereits in einzelnen Schriften dem Publicum vorgelegt.

Bei dem mir vorgesteckten Ziele durfte ich die Amazonen aus dem Kreis meiner Untersuchungen nicht ausschliessen; treu meinem Princip sammelte ich zunächst die Originalstellen der alten Schriftsteller, die im Lande auf diesen Gegenstand bezüglichen Sagen und die alten Denkmäler, welche möglicher Weise damit in Verbindung standen, und der Gesammteindruck dieser verschiedenen Erkenntnissquellen führte mich auf das Resultat, welches ich in dieser kleinen Schrift darlege. Als ich mir bereits ein eigenes Urtheil gebildet hatte, zog ich solche Schriften zu Rathe, welche denselben Gegenstand entweder speciell oder im Zusammenhang mit andern Gegenständen behandelt hatten, aber das Resultat war für mich ein klägliches. Nutzen hatte ich keinen andern, als einzelne von mir

übersehene Stellen alter Autoren citirt zu finden, und dieser Nutzen war sehr geringfügig, denn es waren meist Stellen, welche entweder nichtssagend waren, oder schon anderweitig bekanntes enthielten; die Behandlung des Gegenstandes bei den verschiedenen Schriftstellern, so abweichend auch sonst ihre Ansichten waren, litt im allgemeinen an einem Hauptfehler; man studirte nicht das Leben am Leben, sondern man stellte ein System auf, und in dieses System wurde alles hineingezwängt, was sich hineinzwängen liess, und was nicht in den Kram passte, das wurde entweder stillschweigend übergangen, oder flüchtig in einer beiläufigen Note bemerkt, oder rundweg geleugnet; alle stellten sich, als wären sie philosophische Geschichtsforscher, aber sie bewiesen, dass sie weder von den Grundsätzen der Philosophie, noch der Geschichte, noch der wissenschaftlichen Forschung überhaupt viel wussten; es waren Producte der Studirstube, welche an dem hellen Sonnenlichte des lebendigen Völkertreibens sich als Missgeburten erwiesen.

Ich trete nun mit der Geschichte der Amazonen auf, d. h. ich zeige zuerst, dass das, was uns die Alten darüber berichten, keineswegs das Ansehen eines Mythus hat; bei weitem die Mehrzahl berichten die Sache als wirkliche Geschichte, die Dichter mit dem Vorrechte der poetischen Ausschmückung, die Historiker mit dem Bestreben, ihren Lesern das zu erzählen, was sie selbst als Thatsachen gehört haben und als solche glauben, hin und wieder mit ganz zweckmässigen Vorbehalten; einzelne wenige, welche in ihrer Heimat die Möglichkeit ähnlicher Erscheinungen

gar nicht erkennen konnten, leugneten die Sache ab. Das sind die verschiedenen Behandlungen des Alterthums. Erst in neuerer Zeit gelang es der Symbolik, die Erscheinung in einer Weise aufzufassen, wie sie im Alterthum kein Dichter und kein Historiker, kein Philosoph und kein Sceptiker, kein Rhetor und kein Maler aufgefasst hatte; diese symbolische Erklärung hat also von vornherein den Uebelstand, dass sie den Ansichten des Alterthums, so verschieden sie auch immer sein mochten, schnurstracks entgegentritt. Für mich, ich gestehe es, war dies schon ein sehr übles Vorzeichen. Dazu ergiebt aber auch eine nähere Prüfung, dass die Symbolik die Entwicklung des Culturlebens geradezu auf den Kopf stellt, wie ich in der Einleitung gezeigt habe, und ich konnte mich also aus diesen beiden mächtigen Beweggründen nicht veranlasst sehen, die wenigen sehr schwachen, ja fast armseligen Anknüpfungspunkte als vollgültige Argumente eines Systems anzusehen, welches jeden Alten ins Angesicht schlug und jeden Begriff vom Völkerleben auf den Kopf stellt.

Als äussere Form wählte ich nach sorgfältiger Prüfung nicht eine abgerundete Darstellung, wo ich die Resultate meiner Untersuchungen in zusammenhängender Rede darlegte und allenfalls die Quellen in Noten citirte, sondern eine systematisch geordnete Zusammenstellung der Originalzeugen in möglichst wortgetreuer Uebersetzung und mit Hinzufügung der nöthigen Erläuterungen und, so oft es thunlich war, mit Actnahme von den Zeugenaussagen. Die erstere Darstellungsweise hätte den Vortheil, dass sie die kleine Abhandlung fliessender gemacht hätte,

es wäre ein Werk aus Einem Guss geworden; aber sie hätte den Nachtheil, dass der Leser nur selten im Stande wäre, zu beurtheilen, ob ich meine Quellen recht verstanden habe, ob ich sie recht ausgelegt habe, ob ich sie sagen lasse, was sie sagen, nicht mehr und nicht weniger und auch nicht anders. Die gewählte Form aber hat den Vortheil, dass der Leser die Zeugenaussagen selbst anhören und prüfen kann, und dass er dadurch in den Stand gesetzt ist, nach eigenem Urtheil mir Recht oder Unrecht zu geben.

Ich habe nicht alle Stellen angegeben, denn viele enthalten nur Wiederholungen oder längst bekannte Dinge, aber ich versichere, dass ich nach meinem besten Wissen und Gewissen keine Stelle, sie mochte für oder gegen meine Ansicht sein, ausgelassen habe, sobald sie irgend ein wichtiges Moment enthielt. Dagegen fehlen fast alle Stellen aus den sogenannten Byzantinern (mit einer einzigen Ausnahme), auch die Stelle in Ammianus Marcellinus, weil sie mir gegen den Schluss ganz unverständlich war. Die Byzantiner sind fast durchgehends eine Sorte armseliger Scribenten, welche nicht einmal ein Verständniss für ihre eigene Gegenwart hatten, sobald sie nicht mit ihrem theologischen Kram in Verbindung stand; für das hellenische Alterthum und für den Orient hatten sie gar kein Verständniss; für sie waren die Hellenen eine Bande liederlicher Heiden, mit denen sie, die christgläubigen Romäer, nicht die entfernteste Verbindung hatten; das Morgenland verstanden sie überall gar nicht und ignorirten es daher ganz. Was sollte ich also mit den wenigen Stellen im Cedrenus, im Theophanes, im Syncellus u. s. w.

anfangen? Von diesem traurigen Bilde machen glücklicherweise mehrere aufgeklärte Staatsmänner eine Ausnahme, wie Procopius, Theophylactes, Anna Comnena, Cantacuzenus, Phrantzes u. s. w., aber diese Leute hatten keinen Anlass, sich über diesen Gegenstand auszusprechen; nur Procopius fand einen solchen Anlass, und siehe da, es zeigt sich sofort eine Ansicht, welche eines Staatsmannes würdig ist, der das Völkerleben nicht in der Studirstube nach einer selbstfabricirten Schablone aufconstruirt, sondern im Leben selbst mit gesunden Augen und unbefangenem Gemüthe beobachtet und erforscht.

Von den morgenländischen Schriftstellern, welche dem Islam angehören, habe ich ebenfalls für diesen Gegenstand keinen Gebrauch machen können; denn abgesehen davon, dass sie der Zeit nach den Ereignissen schon sehr fern sind, so hat der Islam dem Weibe eine Stellung angewiesen, welche die Möglichkeit einer ähnlichen Erscheinung von vornherein ausschliesst. Es finden sich jedoch in ihren apokryphen Geschichtswerken, welche die Kriege mit den Ungläubigen zum Gegenstande haben, eine Menge Reminiscenzen aus der Amazonenperiode, indem sie häufig berichten, dass diese oder jene Stadt oder Festung von einem Weibe beherrscht wurde; ähnliche Reminiscenzen finden sich in der älteren osmanischen Geschichte, augenscheinlich aus Sagen im Lande selbst geschöpft; da es mir aber gelungen ist, einen bedeutenden Theil dieser Volkssagen an Ort und Stelle zu sammeln, so hatte ich nicht nöthig, ihre weitere Ausschmückung durch die osmanischen Historiker aufzusuchen.

Man hat die Amazonen mit den Corybanten und Gallen Kleinasiens verglichen, insofern jene Frauen durch Abbrennung der Brust gleichsam die Weiblichkeit aufgaben, während diese sich im Dienste der Cybele entmannten. Eine solche Zusammenstellung ganz disparater Erscheinungen war nur dadurch möglich, dass man das eigentliche Wesen beider völlig missverstanden hatte; sie beweist, dass die Kenntniss des Orients noch in einem kläglichen Zustande ist, denn zum Verständniss beider Erscheinungen fliessen die Erkenntnissquellen ungemein reichhaltig; man hat sie edirt, übersetzt, commentirt, ausgelegt und — doch nicht verstanden, weil man sich in den Kopf gesetzt hatte, dass die Menschen im Alterthum aus einem andern Stoffe geknetet waren, als die heutige Menschheit. Dass die Amazonen eine ganz einfache naturgemässe Erscheinung waren, wollte nicht einleuchten; dass die Corybanten und Gallen noch jetzt in jeder Stadt des osmanischen Reiches vorhanden sind und ihr Wesen noch gerade so treiben, wie vor zweitausend Jahren, das scheint fast allen entgangen zu sein. Für die Erforschung und Erkenntniss dieser Körperschaften sind die Quellen in einem hohen Grade reichhaltig, und vielleicht entschliesse ich mich, in einer Monographie die Resultate meiner bisherigen Untersuchungen über diesen Gegenstand zu veröffentlichen.

Constantinopel, 5. Juli 1861.

Geschichte

der

Amazonen.

Einleitung.

In dem westlichsten Theile von Afrika, da wo die Wüste Sahara den atlantischen Ocean erreicht, ferner in dem Winkel ostwärts von Samsun, wo sich der Thermodon (Terme Tschai) in das schwarze Meer ergiesst, endlich an der Gränzscheide von Europa und Asien, südostwärts vom Tanais (Don), wohnten in uralten Zeiten Weiber, welche auf die Jagd gingen, in den Krieg zogen, und den Nachbarvölkern durch ihre beständigen Heereszüge beschwerlich fielen; keine Mannsperson befand sich in ihrem Gebiete, höchstens als Sklave für die weiblichen und häuslichen Arbeiten; zu gewissen Zeiten des Jahres verliessen die Weiber ihre Wohnsitze, um mit den benachbarten Völkern eine Art ehelicher Verbindung einzugehen, und die aus dieser Verbindung entspringenden Knaben wurden bei ihrer Geburt entweder getödtet oder den Vätern eingehändigt, die Mädchen aber sorgfältig zum Kriege erzogen. Nach dem trojanischen Kriege verschwinden sie, und nur die Geschichte Alexanders des Grossen rief sie wieder auf kurze

Zeit ins Gedächtniss zurück. Amazonen nennt die Geschichte diese kriegerischen Weiber, ohne Rücksicht auf ihre verschiedenen Wohnsitze, und der Name ist noch jetzt gebräuchlich, um solche Frauenzimmer zu bezeichnen, welche als Ausnahmen von der allgemeinen, natürlichen Regel sich kriegerischen und mannhaften Uebungen widmen.

Das Andenken dieser Amazonen wird uns nicht nur von zahlreichen Geschichtschreibern erhalten, sondern auch Dichter und Künstler bemächtigten sich des Gegenstandes, um ihn mit allen Reizen der hellenischen Phantasie auszuschmücken.

Der kindlich-gläubige Herodot und der forschende Arzt Hippocrates, der ernste Plutarch und der fleissige Diodor, der grosse Sänger der Ilias und der Dichter der Aeneis beschäftigten sich mit der wunderbaren Erscheinung, und selbst in den ersten Anfängen der christlichen Literatur, im Paulus Orosius und in dem Istrier Aethicus, finden wir ausführliche Berichte, welche sich mehr oder minder widersprechen, aber doch alle in den Hauptsachen übereinstimmen, und nicht im Entferntesten zu verstehen geben, dass sie irgend einen Zweifel über das hegen, was sie berichten.

Strabo war der erste, welcher sich die traurige Mühe gab, die Existenz der Amazonen rundweg zu leugnen, und er bewies dabei einen solchen Eifer, dass er keinen Anlass vorüber gehen liess, ohne sich in diesem Sinne auszudrücken; ja er ging sogar so weit, dass er selbst die Existenz solcher Oerter und Nationen leugnete, welche mit der Geschichte der Amazonen in Verbindung stehen. Sein Hass gegen die Amazonen, der sich bei jeder Gelegenheit

äussert, hat etwas unerklärliches für uns; denn er selbst berichtet uns mit grosser Ausführlichkeit, dass er von einem ähnlichen weiblichen Herrschergeschlecht in Cappadocien abstammt, und seine Vaterstadt Amasia bewahrt bis auf den heutigen Tag in ihrem Namen das Andenken derer, denen er die Existenz abspricht. Was nun die Gründe betrifft, die er zur Unterstützung seines Zweifels vorbringt, so verlohnt es sich nicht der Mühe, sie zu widerlegen; sein Hauptgrund ist von einer sehr hausbackenen Nüchternheit; er hält es für unmöglich, dass ein Gemeinwesen von lauter Weibern ohne Männer bestehen könne; — der Satz ist so richtig, dass ihn die Amazonen selbst nicht in Abrede stellten, wie ihre alljährlichen Fahrten zu den benachbarten Völkern beweisen; die ernsthafte Forschung kann sich mit einem solchen Argumente nicht weiter befassen; es entspricht dem bekannten: „Wie kann Gott einen Sohn haben, da er doch keine Frau hat?“

Ein anderes Argument Strabo's hat etwas mehr für sich; er sagt: „Das alles sieht aus, als wären die damaligen Männer Weiber gewesen und die Weiber Männer.“ Aber wer sagt uns denn, dass dem nicht so war? Von den Paphlagoniern, Cappadociern und Phrygiern, den Hauptnachbarn der pontischen Amazonen, wissen wir eben nicht viel Rühmliches; als erobernde oder kriegerische Nationen erscheinen sie nirgends in der Geschichte, im Gegentheil, so weit diese hinaufreicht, kennen wir sie nur als unterjochte Nationen, und namentlich die Phrygier als eine sehr weibische Nation. Solche Nachbarn sind also gerade wie geschaffen für einen Amazonenstaat, und wir werden in

der Folge sehen, dass gerade in Paphlagonien, Cappadocien und Phrygien das Andenken an die Amazonen und ihre Heerzüge noch bis auf den heutigen Tag im Munde des Volkes lebt.

Ein anderer Amazonenfeind ist Arrian aus Bithynien, der Geschichtschreiber Alexanders; gleich Strabo ist er in dem Lande der pontischen Amazonen sehr bekannt, und da er sie nicht mehr dort antraf, so sind sie auch, seiner Ansicht nach, niemals dort gewesen. Seine Argumente gegen die Existenz eines weiblichen Staates sind ebenfalls sehr dürftig und hausbacken, aber in seiner nüchternen Prosa wird er sogar witzig, wenn er sich darüber aufhält, dass Hercules „einen gewissen Gürtel" der Amazonenkönigin holte. Es ist zu beklagen, dass dieser schlechte Witz sein Meisterwerk, die Feldzüge Alexanders, verunstaltet.

Am drolligsten benimmt sich Paläphatus bei der Sache. Für etwas Unglaubliches hatten schon Strabo und Arrian die Amazonen erklärt; als solches gehört es nothwendig in seinen Kram, und so erklärt er sie einfach für Männer, welche lange Röcke und Hauben trugen und sich den Bart rasirten, weshalb sie von ihren Feinden für Weiber gehalten worden seien; nach dieser köstlichen Erklärung fügt er mit grosser Pfiffigkeit hinzu: „Auch ist es durchaus nicht wahrscheinlich, dass es ein weiblicher Feldzug war, denn jetzt giebt es keinen solchen."

Einen ganz eigenthümlichen Ausdruck findet dieser Zweifel in dem berühmten Reisenden Hamilton; er besuchte die Stadt Terme (welche wahrscheinlich an der Stelle des alten Themiscyra, der Residenz der pontischen Amazonen,

steht) und erfuhr bei dieser Gelegenheit, dass die Bergkette, welche die Ebene von Themiscyra umgiebt, noch immer den Namen Masón Dagh führt; — dass Themiscyra von Lucullus belagert wurde, kann er nicht ableugnen, denn Appian und Plutarch berichten über diese Belagerung, und doch schreibt er, dass „das Themiscyra der Amazonen wahrscheinlich bloss eine Erfindung der Dichter war.“ Das heisst denn doch den Zweifel auf die höchste Spitze treiben: Herodot kennt schon Themiscyra und nennt es ausdrücklich als den Wohnsitz der Amazonen; wir wissen fast von jeder Stadt am schwarzen Meere, von wem sie gegründet ist; fast alle waren griechische Colonien; die Griechen verfehlten nicht, jede von ihnen angelegte Colonie sorgfältig anzumerken; bei einigen dieser Städte ist der hellenische Ursprung zwar etwas zweifelhaft; aber von Themiscyra wird bei keinem einzigen griechischen Schriftsteller eine hellenische Vaterschaft in Anspruch genommen; im Gegentheil sind alle darin einig, sie den Amazonen zuzuschreiben, was wenigstens beweist, dass die ersten Griechen, welche hierher kamen, diese Stadt schon vorfanden. Es scheint mir daher, dass Hamilton's Zweifel lediglich auf Strabo's Autorität beruht, was freilich leicht zu begreifen ist, denn der Reisende in Kleinasien hat nur zu häufig Gelegenheit, der Genauigkeit dieses Schriftstellers ihr wohl verdientes Recht widerfahren zu lassen.

Indessen sind diese Zweifel nicht mehr an der Tagesordnung, und wir brauchen uns nicht weiter dabei aufzuhalten. Dafür ist aber jetzt eine andere Behandlung des Gegenstandes Mode geworden, welche eine noch traurigere

Verirrung des Verstandes beurkundet, und bei welcher ich etwas länger verweilen muss.

Die Symbolik ist eine ganz neue Erfindung, welche es sich zur Aufgabe stellt, alles, was aus der älteren Zeit erzählt wird, mag es nun Sage oder Fabel, Tradition oder Geschichte sein, für eine mythologische Allegorie zu erklären und die historische Basis ganz wegzuleugnen. Dies ist schon bei den eigentlichen Mythen eine sehr bedenkliche Sache, denn es dürfte wenig Mythen geben, die nicht irgend eine historische Basis haben; bei den Sagen und Traditionen wird es noch misslicher; denn die Sage und Tradition beruht in den meisten Fällen auf einer historischen Basis, die nur im Verlauf der Zeiten durch Zusätze allerlei Art verunstaltet und unkenntlich gemacht ist. Bei den historischen Thatsachen ist es geradezu Unverstand, denn es zeugt von einer gänzlichen Verkennung des Völkerlebens in der Wirklichkeit. Ohne andere naheliegende Beispiele zu wählen, nehme ich sogleich die Amazonen vor, um zu zeigen, wie weit sich die Stubengelehrsamkeit verirren kann, wenn sie es verschmäht, das Leben der Völker in der Weltgeschichte, an den Völkern selbst in der Wirklichkeit zu studiren, und sich auf die Gebilde ihrer eigenen Phantasie beschränkt. Ich citire aus der Real-Encyclopädie der classischen Alterthumswissenschaft von A. Pauly Bähr's Artikel „Amazones“ (Band I, S. 394 ff.):

„Bei diesem von der Poesie wie von der Geschichtschreibung so vielfach behandelten und ausgeführten, dann selbst von der Kunst aufgenommenen Gegenstande, dürfte es vor Allem nöthig sein, auf die der ganzen Sage von

den Amazonen zu Grunde liegenden Idee zurückgehen, um daraus die mannigfachen Erzählungen und Sagen selbst geschichtlicher Art, die an den Namen der Amazonen sich knüpfen, verstehen und begreifen, und dann nach ihrer wahren Grundlage richtig würdigen zu lernen. Auch hier haben sich aus religiösen Beziehungen Sagen und Mythen gebildet, die in der Folge zur Historie geworden sind, und darum selbst eine geographische Begründung erhalten mussten, die freilich mit der dem ganzen Mythus zu Grunde liegenden religiösen Idee in einer näheren und ursprünglichen Verbindung steht.“

„Diese Grundlage des Amazonenmythus ist offenbar in Vorderasien zu suchen, zunächst in den östlichen und südöstlichen Küstenstrichen des schwarzen Meeres und den nahen Gebirgsländern des Caucasus, wo wir schon frühe einen Mondcultus oder vielmehr die Verehrung einer Mondgöttin in einem orgiastischen, fanatischen, bis zur Raserei sich steigernden Cultus finden, der auch in andern, mehr nach Westen gelegenen Theilen der vorderasiatischen Halbinsel vorkommt, und dort insbesondere in der freiwilligen Entmannung der Diener eines solchen Cultus, zunächst der Priester (man denke an die Temuren, an die Gallen, an die Megabyzen, d. i. Priestercastraten zu Ephesus), hervortritt. In den Amazonen tritt uns eine ähnliche Erscheinung weiblicher Seite entgegen. Wie in jenen entmannten Priestern, in dem Männlichen sich das Weibliche darstellt, so zeigt sich uns in den Amazonen, die auf diese Weise als Priesterinnen der Mondgöttin, im Dienste derselben, gleich den Hierodulen anderer Gottheiten, obwohl in anderer Weise

als diese, erscheinen, das entgegengesetzte Verhältniss der Darstellung des Männlichen im Weiblichen nach demselben siderischen Orgiasmus, der auch jene Eunuchen-Priester zum Dienste derselben Göttin hervorrief. Mit der weiteren Ausdehnung und Verbreitung dieses Mondcultus und dieser, in verschiedenen Namen uns entgegentretenden Mondgöttin hängen daher auch die weiteren Nachrichten über die Amazonen zusammen, die daher überall, selbst in Africa's nördlicher Küste, wo ein solcher Cultus herrschend war, erscheinen, bald in der dichterischen Sage dargestellt als ein weibliches, aber kriegerisches Volk, und nun in Verbindung gebracht mit der Heroensage, um als Jdeal weiblicher Kraft und Tapferkeit, als Ideal des Männlichen im Weibe zu dienen; wobei aber immer die erste Beziehung der Amazonensage auf die symbolisch-religiösen Gebräuche kriegerischer Bergvölker des Caucasus, die einem Mondsdienst huldigen, die ihre Göttin bewaffnet darstellten und durch Waffentänze ihre Verehrung bezeigten, festzuhalten ist, um das bewaffnete und kriegerische Auftreten der Amazonen am allerbesten zu erklären. — Diese Beziehung des Männlichen in dem Weiblichen wird dann selbst den Namen der Amazonen erkennen lassen, insofern nämlich derselbe, ungeachtet der vielen in alter und neuer Zeit versuchten Deutungen, sich immer noch am einfachsten wird ableiten lassen von ἀ und μαζός Brust, so dass wir also in den Amazonen die B r u s t l o s e n erkennen, und in den Nachrichten von der verstümmelten oder vernichteten rechten Brust (s. Hippocrates De aq. aer. et locis VI, 90 p. 85 ff. ed. Cor. und dazu die Nachweisungen von Coraes p. 263,

nebst Sprengel Apolog. des Hippocrates II, S. 597) nur dieselbe Idee der zernichteten Weiblichkeit und Mütterlichkeit, der Enthaltsamkeit, die von den Mondsdienerinnen und Mondspriesterinnen gefordert wird, wiederfanden. Wollen wir aber bei den Amazonen an das Wort Maza denken, womit in der tscherkessischen Sprache der Mond bezeichnet werden soll, so würde die Beziehung dieser weiblichen Wesen auf den Mond und Mondscultur noch mehr hervortreten. Bemerkenswerth ist es, aber nicht in Widerspruch stehend mit der eben angedeuteten Grundidee, wenn Herodot erzählt, dass die Amazonen bei den Scythen den Namen Oiorpata führten, was er durch ἀνδροκτόνοι, Männermörder, übersetzt (Herod. IV, 110. und daselbst meine Note S. 484, T. II. Die verschiedenen Versuche, das Wort Oiorpata zu erklären, wie sie dort angeführt sind, lassen sich noch vermehren mit den Bemerkungen Klaproth's: Reise nach d. Caucas. I, p. 655, der bei den Tscherkessen Aehnliches dem, was Herodot von den Amazonen erzählt, noch jetzt finden will). — In der griechischen Mythe erscheinen, wie bemerkt, diese Mondspriesterinnen als ein Volk von Weibern kriegerischen Sinns, dessen Wohnsitze in die Küstenstrecken des schwarzen Meeres und in die Gebirgsgegenden des Caucasus verlegt werden, wo uns bis auf den heutigen Tag noch manche Züge weiblichen Muthes, weiblicher Kraft und Tapferkeit berichtet werden, und wo im Alterthum ein Hauptsitz des Mondsdienstes war. Insbesondere aber sind es die Gegenden in der Nähe des heutigen Trebisonde, an dem Fluss Thermodon, jetzt Termeh, bei Themiscyra (Herod. IV, 86.

und daselbst meine Note S. 444, T. II, Strabo XI, 5), welche als der Hauptsitz der Amazonen und als der Mittelpunkt dieses kriegerischen Weiberstaates erscheinen. Von hier gehen die verschiedenen Züge der Amazonen aus; von hier aus zieht ein Theil, durch Waffengewalt zur Auswanderung genöthigt, über das Meer (Herod. IV, 110), um in den nördlichen Küstenstrichen des schwarzen Meeres, an der Mäotis, in Sarmatien und Scythien, sich niederzulassen und von da weiter in das Innere sich auszubreiten. Aber wir hören auch von andern Zügen (Strabo XI, c. 5) durch die kleinasiatische Halbinsel, wo sie insbesondere zu Ephesus sich niederlassen, und ausserdem noch andere Städte, Smyrna, Cyme, Myrina, Paphos, der Sage nach gründen; und diese Züge erstrecken sich bis nach Thracien, ja bis nach Attica, und in mehr südlicher Richtung durch die Nordküste Afriça's, wo die siegreichen Amazonen am See Tritonis ihre Hauptstadt anlegen, wo Myrina, ihre Königin, die Atlanten und Gorgonen besiegt, mit dem ägyptischen König Horus (das ist dem Sonnensymbol) Freundschaft schliesst, Aegypten und Arabien durchzieht u. s. w.; wie uns dann Justinus und Diodorus, offenbar aus älteren Quellen, genauere Nachrichten über diese Züge, die nun ganz in das Gebiet der Geschichte gerückt sind, und als Eroberungszüge eines kriegerischen Volkes aus Weibern erscheinen, mittheilen (Just. II, 4 ff. Diod. II, 45 ff. III, 52 ff. Vgl. auch Völker myth. Geogr. I, p. 209 ff.). Es dürfte nicht schwer sein, in allen diesen Erzählungen und Sagen, deren Einzelheiten man an den genannten Orten nachlesen muss, das Factum einer weiteren Verbreitung und Ausdehnung

des orgiastischen Mondcultus der kriegerischen Bergvölker des Caucasus und des vorderen Asiens, nach verschiedenen Richtungen hier zu erkennen. Was uns dann aber weiter erzählt wird (vgl. Strabo a. a. O. Philostrat. Heroic. XX, p. 749 ff. Olear. p. 236 ff. Boisson.) von einem Amazonenstaat, von einem durch Königinnen regierten, kriegerischen Weibervolke, aus dem die Männer gänzlich ausgeschlossen sind oder der Umgang mit ihnen nur auf eine bestimmte Zeit beschränkt ist, um die erforderliche Nachkommenschaft zu erzielen, in welchem nur Mädchen auferzogen und frühe an Beschäftigung mit den Waffen gewöhnt und in kriegerischem Dienste geübt werden, während die Knaben vernichtet oder zurückgeschickt werden; was von Sitten und Lebensweise, von der Bewaffnung, in welcher insbesondere der kleine mondförmige Schild, neben Bogen und Speer und Streitaxt zu bemerken ist, oder von ihrer Kampfesweise zu Pferd u. dgl. m.; das Alles wird dann mehr oder minder der Poesie und der dichterischen Ausschmückung, zumal als die Amazonensage in das Gebiet des heroischen Cyclus gezogen und die religiöse Grundidee mehr in den Hintergrund gerückt war, als ein Gebilde der griechischen Phantasie anheimfallen, und keineswegs den Anspruch historischer Wahrheit geltend machen können: in welcher Beziehung wir uns schon auf die gerechten Zweifel eines Strabo (a. a. O.) berufen können. Auffallend aber ist, eben in Beziehung auf die oben gegebene Deutung, die Beziehung der Amazonen auf Ephesus und die Verbindung, in die sie mit der ephesischen Göttin — einer Mondsgöttin — gebracht werden. Nach Pausan. (IV, 31, §. 6)

sind es Amazonen, welche das Götterbild zu Ephesus stiften, und nach Callimachus (Hymn. in Dian. 237 ff.) werden von ihnen kriegerische Tänze, Waffentänze um das Bild dieser Göttin, deren Priester, die Megabyzen, Castraten waren, Strabo XIV, p. 950 A. (T. V. p. 539 Tzsch.), aufgeführt. Nicht minder auffallend ist es in der bei Diodor zur Geschichte gestalteten Nachricht von den Kriegszügen der Amazonen, wie sie der heiligen Mondsstadt Μήνη schonen (Diod. III, 53), und es wird allerdings dann auch an die Kämpfe gedacht werden können, mit welchen die Verbreitung jenes Mondsdienstes verknüpft war. Insbesondere aber tritt dies noch in dem Mythus von Hercules hervor, der als Sonnensymbol wie als Ideal griechischer Männlichkeit und Heldenkraft auch mit den Amazonen in Verbindung gebracht wird, da unter den ihm von Eurystheus auferlegten Arbeiten als die neunte die Auflage genannt wird, der Amazonenkönigin Hippolyte (nach Andern Antiope) das Wehrgehänge, womit Mars sie beschenkt, das Zeichen ihrer königlichen Würde, abzunehmen (Apollod. II, 5, 9 mit Heyne's Noten; Diod. IV, 16. Hyg. F. 30, Quintus Calab. XI, 244). Das Gelingen des Unternehmens, das die griechische Sage mit allem Reichthum der Phantasie bis in alle Einzelheiten verfolgt und dargestellt hat, in das sie zugleich einen Theseus und andere griechische Heroen verflochten hat, um dann wieder neue Anknüpfungspunkte für die Sage der Amazonen zu gewinnen, kann uns nicht bloss den Kampf des Sonnencultus und Sonnendienstes mit dem Mondcultus, der durch die Amazonen gewissermassen personificirt ist, darstellen, sondern insbesondere

das Uebergewicht uns zeigen, welches in einer wohl schon späteren Zeit der Sonnendienst in Griechenland über den Mondcultus erhielt, und die höhere Stelle, die der Cultus der Sonne von nun an vor dem Mondcultus einnahm. Daher denn auch der spätere Zug der Amazonen nach Attica gegen den dort herrschenden Theseus (s. Apollod. a. a. O. Paus. I, 2. Plut. Thes. 31. 33) nur vergeblich ausfallen konnte. Bedenken wir dies Alles, so wird es uns dann noch weniger auffallen, wenn die Amazonen auch mit den andern grossartigen Unternehmungen und den Kämpfen des heroischen Zeitalters durch Sage und Poesie, die sich nun der Amazonen gewissermassen bemächtigt, um in ihnen weibliche Grösse und aufopfernden Heldenmuth im Kampfe darzustellen, in eine Verbindung gebracht werden, so dass wir sie schon bei dem Argonautenzuge (Apollon. Rhod. II fin.), wie bei den troischen Geschichten antreffen, wo sie in Priamus Jugendzeit in Phrygien einfallen, mit Laomedon Krieg führen und von Bellerophon besiegt werden, während später Penthesilea, die Königin der Amazonen, dem Priamus gegen die Griechen zu Hülfe eilt u. s. w. (Il. II, 159 ff. VI, 186 ff. Philostrat. a. a. O.). Und selbst noch Alexander der Grosse, dieser würdige Nachkomme und Nachfolger des Hercules, muss zuletzt noch mit den Amazonen in Verbindung gebracht werden, indem Thalestris, die Königin der Amazonen, zu ihm eilt, um durch ihn Mutter zu werden (Plut. Alex. 46. Vgl. Pompej. 35). In diesem mehr heroischen Sinne, mehr oder minder abgesehen von der ursprünglichen, symbolisch-religiösen Idee, die der Amazonen-Sage zu Grunde liegt, hat auch die griechische

Kunst diesen Mythus aufgefasst und in einer Reihe der herrlichsten Darstellungen, insbesondere auf Vasen, Bronzen, in Wandgemälden und Basreliefs uns überliefert, meist Kämpfe verschiedener Art vorstellend, aus dem oben bemerkten heroischen Cyclus, in welchen die Amazonen bewaffnet, und ausgezeichnet insbesondere durch den kleinen mondförmigen Schild und den kriegerischen Gurt, bald in einem mehr asiatischen Costüme (wie insbesondere auf den Vasengemälden) erscheinen, bald in der einfachen dorischen Tracht oder auch selbst in einem aus beidem gemischten Anzuge; wie denn überhaupt die ausgezeichnetsten Künstler Griechenlands sich in Darstellungen aus diesem Mythus in der bemerkten Weise versucht haben. Das Nähere darüber s. bei Müller Handbuch der Archäolog. §. 417; vgl. mit § 365. Inghiram. Monument. Etrusc. T. III (Ser. III) p. 230 ff. T. V. p. 401 ff. Archäol. Intell.-Bl. 1837. S. 577 ff. Ueber den Mythus der Amazonen im Allgemeinen s. Creuzer, Symbolik II, S. 171 ff. Ersch und Gruber Encyclopädie III. Bd, S. 317 ff.“

Betrachten wir die Hauptsätze dieses Artikels etwas näher. Da heisst es im Anfang, dass sich aus „religiösen Beziehungen“ zuerst „Sagen und Mythen“ bilden, die in der Folge zur „Historie“ werden und darum selbst eine „geographische Begründung“ erhalten. Die Genealogie ist also:

religiöse Beziehung
|
Sagen und Mythen
|
Historie und Geographie,

also das, was eine unbefangene Betrachtung der Geschichte und des Völkerlebens lehrt, gerade auf den Kopf gestellt. Denn die gesunde Vernunft und der nüchterne Verstand lehrt, dass das wirkliche Ereigniss in Zeit und Ort zuerst da ist, dass mit der grösseren räumlichen und zeitlichen Entfernung die Begriffe des Ortes und der Zeit sich verwischen und von dem Ereignisse ablösen; dass in diesem Stadium die Volkssage in ihr Recht eintritt, indem sie das nur noch in der Luft schwebende historische Ereigniss mit Zusätzen allerlei Art ausschmückt, und dass endlich Poesie, Philosophie und Religion sich des so ausgeschmückten Gegenstandes bedienen, um ihn nach ihren Bedürfnissen zuzurichten. Das ist der natürliche Gang, das Gegentheil wäre eine Abnormität. In der Geschichte des jüdischen Volkes spielt Jerusalem eine grosse Rolle; die erste Eroberung der Stadt durch David, die Ausschmückung derselben durch Salomon, die Eroberung und Zerstörung durch Nebucadnezar, der Wiederaufbau durch Zerubabel und Ezra, die Stiftung der grossen Weltreligion und die abermalige Zerstörung durch Titus: das sind die historischen Grundlagen; je mehr sich aber die jüdische Nation der Zeit und dem Orte nach von dort entfernte, desto mehr wurden diese Ereignisse ausgeschmückt, und in der christlichen Symbolik ist Jerusalem geradezu der Ausdruck für das Jenseits, für das Leben nach dem Tode geworden; ähnlich verhält es sich mit dem Ausdruck „Abrahams Schooss“. Was würde man aber von einem Gelehrten sagen, welcher die Sache umgekehrt nehmen wollte, indem er als Erstes die religiöse Idee von dem Leben nach dem Tode unter

Juden und Christen aufstellte, aus welcher sich „Sagen und Mythen“ gebildet hätten, und die endlich einen gewissen „Abraham“ und eine angebliche Stadt „Jerusalem“ in die Geschichte und Geographie gleichsam hineingeschmuggelt hätten, während es in der That nur symbolische Ausdrücke für eine religiöse Idee seien? Oder um ein anderes Beispiel zu nehmen: der Mond scheint am Himmel, mag er nun eine Gottheit sein, wie die Alten glaubten, oder eine glänzende Messingscheibe, wie unsere Kinder glauben, oder ein Weltkörper, der die Erde auf ihrem Laufe begleitet, wie die Astronomen lehren; nun kann man sehr leicht begreifen, dass ein poetisch begabtes Volk in der Kindheit der Cultur sich die liebliche Erscheinung des Mondes mit allerlei Sagen ausschmückt, die am Ende eine religiöse Gestalt annehmen; aber das Umgekehrte zu behaupten, das heisst zu behaupten, dass aus einer religiösen Idee ein Mythus entstand und zuletzt dem Himmel einen Mond andichtete: das wird doch keinem Vernünftigen einfallen. Ueberdies lehrt die Weltgeschichte auf jeder Seite, dass die religiöse Idee das letzte Product der Cultur ist, und dass eine geläuterte und reine religiöse Idee der Culminationspunkt der Cultur ist, den nur wenige begabte Nationen, und auch unter ihnen nur vergleichsweise wenige ausgezeichnete Individuen erreichen. Und was die Weltgeschichte lehrt, das lehrt auch die unbefangene Betrachtung des Völkerlebens. So lange eine menschliche Gesellschaft noch genöthigt ist, alle ihre geistigen und physischen Kräfte anzustrengen, um sich der elementarischen und thierischen Angriffe auf ihre Existenz zu erwehren und

dem Erdboden mit tausend Mühen und Anstrengungen die Mittel zum Lebensunterhalt abzuringen, hat der menschliche Geist weder Musse noch Befähigung, dem Höheren sich zuzuwenden; das ist erst dann möglich, wenn ein gewisser Grad von Behaglichkeit in der Existenz erreicht ist. Freilich macht auch oft die Menschheit Rückschritte; wenn sie alle ihre geistigen und physischen Kräfte auf die Befriedigung ihrer thierischen Bedürfnisse oder sonst auf einen materiellen Zweck ausschliesslich beschränkt, tritt das geistige Leben in den Hintergrund und die religiöse Idee verdunkelt sich zuerst; Sparta versah seine Göttin des Liebreizes mit Schwert und Schild, Rom stellte in den Tagen seiner Weltherrschaft ein wüstes Gewirre von religiösen Absurditäten aller Art dar; als die Entdeckung America's den Golddurst rege machte, fand die katholische Kirche es ganz in Ordnung, dass ein Theil der Menschheit als Waare geraubt und verkauft wurde und noch jetzt geraubt und verkauft wird; die protestantische Kirche in Nordamerica hat ebenfalls nichts dagegen zu erinnern, abgesehen von allen andern Verirrungen der menschlichen Vernunft, welche sich in dem Schoosse dieser Kirche in America erzeugen.

Im westlichen Africa und am Thermodonfluss in Kleinasien, so wie am Tanais, hatten sich durch eine seltsame Verkettung von Umständen, wie sie bei den damaligen Zuständen des Völkerlebens durchaus nichts Unwahrscheinliches hatten, auf verhältnissmässig kurze Zeit ein von Frauenzimmern geleitetes Gemeinwesen gebildet, das aber nach dem natürlichen Lauf der Dinge, d. h. sobald die

männliche Natur sich ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder bewusst wurde, zerfallen musste. Die ungewöhnliche Erscheinung hatte, wie wir vorhin gesehen haben, einige Schriftsteller des Alterthums veranlasst sie in Zweifel zu ziehen oder ganz abzuleugnen; aber ihre Zweifel beruhten lediglich auf der Ungewöhnlichkeit der Sache und auf den fabelhaften Ausschmückungen. Was nun die Ungewöhnlichkeit der Sache selbst betrifft, so sind die Zweifel eines Strabo und Arrian (abgesehen von dem albernen Paläphatus) von ganz unerheblichem Gewicht gegenüber der Autorität eines Hippocrates, welcher den Ereignissen doch um einige Jahrhunderte näher stand, und dessen unbefangene und scharfe Beobachtungsgabe zum mindesten eben so hoch steht, als die eines Strabo und Arrian; Hippocrates war Arzt und Naturforscher, während Strabo sich seiner Verwandtschaft mit den Priesterinnen von Comana rühmt, und Arrian selbst ein Priester der Ceres war. Fabelhafte Ausschmückungen sind aber am allerwenigsten ein Grund, ein historisches Ereigniss wegzuleugnen; wie viel bliebe von der Weltgeschichte übrig, wenn man nach diesem Princip durchgängig verfahren wollte?

Aber in den Amazonen und ihrem Treiben und in ihren Zügen lediglich eine Symbolisirung des Mondcultus zu suchen, das war nur der modernen Umkehr der Wissenschaftlichkeit vorbehalten; so weit konnte sich der klare Menschenverstand des Hellenen nicht verirren. Und worauf beruht denn diese sonderbare Hypothese? Welche Anknüpfungspunkte haben die Forscher geleitet, um ein sol-

ches System auszugrübeln? Wir haben es gesehen; drei Anknüpfungspunkte bieten sich dar.

1) Der mondförmige Schild. Jedes Kind weiss, dass ein Schild allemal mondförmig ist, sobald er nicht viereckig ist; warum nun gerade der mondförmige Schild der Amazonen ein besonderes Symbol ist, während die mondförmigen Schilde aller andern Völker vor Erfindung des Schiesspulvers nicht eine ähnliche Bedeutung haben, ist schwer zu begreifen. Aber der Schild der Amazonen war klein, sagt man. Ja wohl war er klein, denn ein weiblicher Arm wird nie ein männlicher Arm, und überdies waren die Amazonen Cavalleristen, und die antike Reiterei konnte selbstverständlich von einem grossen Schilde keinen Gebrauch machen. Von Ali, dem Schwiegersohne Mohammed's, wird erzählt, er habe bei dem Sturm auf die Judenstadt Cheibar eins der Stadtthore ausgehoben und sich desselben als Schild bedient, aber er sass dabei nicht zu Pferde, sonst hätte er es wohl bleiben lassen müssen.

2) Die Amazonen von Westafrica verschonten die „heilige Mondstadt Μήνη“. Allerdings erzählt Diodor, dass sie die Stadt Mene verschonten, weil sie ihnen heilig war, aber dass es eine Mondstadt war, davon sagt Diodor kein Wort; Mene kann allerdings in der Sprache der dortigen Einwohner Mond bedeutet haben, aber wir wissen es nicht; es ist eine rein aus der Luft gegriffene Auslegung.

3) Die Amazonen legten die Stadt Ephesus an und errichteten dort das Bildniss der Mondgöttin Artemis. Wenn die Thatsache ihre Richtigkeit hat, so folgt doch daraus weiter nichts, als dass die Amazonen der Diana

oder Artemis eine vorzügliche Verehrung erwiesen, und das mag wohl allenfalls seine Richtigkeit haben, denn der Mondcultus war weit über der ganzen Erde verbreitet; aber damit sind doch noch nicht alle Amazonen Priesterinnen der Mondgöttin oder wohl gar eine verkörperte religiöse Idee.

Die ganze Argumentation beruht also auf sehr schwachen Füssen, und wird albern, sobald wir sie auf andere geschichtliche Ereignisse anwenden. Da giebt es z. B. einen grossen Staat, der in seinem Wappen einen Halbmond führt; alle seine Fahnen haben den Halbmond, alle dem Cultus geweihten öffentlichen Gebäude haben auf ihrer Spitze einen Halbmond; man richtet dort die Zeitrechnung nach dem Mondlauf ein; das Gebiet dieses Staates umfasst eine grosse Anzahl Städte, wo der Mondcultus von jeher berühmt war, z. B. Ephesus, Zela, Comana, Hierapolis; die Schilde, deren sich ehemals die Soldaten dieses Landes bedienten, waren mondförmig, und die Mündungen ihrer Kanonen sind noch jetzt mondförmig; der Stifter des Staates hatte einen Bruder Namens Aidogdu („der Mond ist aufgegangen“): — ein späterer Symboliker wäre also völlig berechtigt, die Geschichte des türkischen Reiches für eine Sage zu erklären, die aus einer religiösen Idee entsprang, und die Türken waren nichts anders als Priester der Mondgöttin, deren Treiben allmählich zur Historie geworden ist und darum selbst eine geographische Begründung erhalten hat.

Wenn die Hypothese von der symbolischen Bedeutung der Amazonensage nicht ganz aus der Luft gegriffen ist,

so begreift man ferner nicht, warum der ursprünglich religiöse Begriff, der sich zur Sage und Mythe gestaltete, sich schliesslich an der Westküste der Wüste Sahara oder an dem Mündungslande des Thermodon und am Tanais verkörperte, da wir nirgends finden, dass gerade in diesen Gegenden der Mondcultus im Schwange war. Warum nicht in den Mondgebirgen des Ptolemäus oder in der Krim oder in Syrien? Man sieht es der ganzen Hypothese an, dass sie ihre Anknüpfungspunkte bei den Haaren herbeigezogen hat.

Lassen wir also diese Träumereien bei Seite; als witzige Spielereien des Geistes stehen sie auf gleicher Stufe mit den chemischen und physicalischen Taschenspielerkünsten; sie können zuweilen als harmlose Abwechslung zur Unterhaltung beitragen, aber in der ernsten Wissenschaft dürfen sie keinen Platz finden. Es ist nur zu beklagen, dass der Laie, welcher nicht Zeit zu mühseligen Untersuchungen in den Originalquellen hat und doch sich über einen Gegenstand unterrichten möchte, in einem solchen Sammelwerke, wie die vorhin citirte Real-Encyclopädie von Pauly, statt der gesuchten Belehrung einen Wust von Vermuthungen findet, wobei es ihm im Kopfe wie ein Mühlrad herumwirbelt.

Noch muss ich einer Hypothese erwähnen, die sich bei einem Autor findet, wo man sie eigentlich nicht erwartet hätte, bei Procopius. Als Geschichtschreiber seiner Zeit nimmt er eine bedeutende Stelle ein, obgleich er wegen seiner Moralität nicht auf einer sehr hohen Stufe steht. Aber jedenfalls war er ein denkender Mann, und die

Materialien zu seinen Werken grübelte er nicht in seiner Studirstube zusammen, sondern mitten in dem Getriebe des praktischen Staats- und Kriegslebens; man darf an seine Werke nicht den Massstab einer höhern Ethik anlegen, aber sie stehen doch weit über den bei dem Scheine einer Oellampe ausgebrüteten Träumereien. Procopius schreibt im dritten Capitel des vierten Buches vom gothischen Kriege: „Die Amazonen sollen aus dem Caucasus gekommen sein und bei Themiscyra und dem Thermodon ihr Lager aufgeschlagen haben, da wo jetzt die Stadt Amisus ist. Jetzt ist in den Ländern des Caucasus von den Amazonen keine Erinnerung geblieben, und selbst der Name ist verschwunden, obgleich Strabo und andere Vieles über sie berichten. Mir aber scheinen in Betreff der Amazonen diejenigen der Wahrheit am nächsten zu kommen, welche behaupten, dass es niemals ein männliches Geschlecht von Weibern gegeben habe, und dass die menschliche Natur im Caucasus ihre Gesetze nicht verändert habe, sondern dass barbarische Völker aus jenen Gegenden mit grosser Heeresmacht und mit ihren Weibern nach Asien zogen, ihr Lager am Thermodon aufschlugen und dort ihre Weiber zurückliessen, während sie selbst viele Länder von Asien durchzogen, aber von den Eingebornen gänzlich vertilgt wurden, so dass keiner von ihnen in das Lager der Weiber zurückkehrte. Die Weiber aber hätten aus Furcht vor den Nachbarn und wegen Mangels an Nahrungsmitteln wider ihren Willen sich ermannt und die von ihren Männern im Lager zurückgelassenen Waffen ergriffen, sich damit bewaffnet, und von der Noth getrieben,

mit mannhaftem Muthe grosse Thaten verrichtet, bis sie alle umgekommen waren. Dass die Dinge sich so ereignet und dass die Amazonen ihre Männer im Kriege begleitet haben, schliesse ich aus dem, was sich zu meiner Zeit ereignete. Denn die natürliche Anlage der Vorfahren pflanzt sich in den Nachkommen fort. Als die Hunnen öftere Einfälle in das römische Reich unternahmen, ereignete es sich, dass in den Schlachten einige von ihnen getödtet wurden, und nach dem Rückzuge der Barbaren fanden die Römer bei der Untersuchung der Getödteten weibliche Leichname. Uebrigens hat man sonst weder in Asien oder Europa ein Heer von Weibern gesehen, und man hat niemals gehört, dass der Caucasus der Männer beraubt war.“

Es waren also doch Weiber und keine Männer mit langen Röcken und Weiberhauben und rasirten Bärten, wie der alberne Paläphatus meint. Wir werden im Verlauf unserer Geschichte sehen, dass sich gegen die Ansicht des Procopius nichts Erhebliches einwenden lässt, um so weniger, da sie gerade von den alten Historikern so ziemlich in allen Punkten bestätigt wird. Denn so oft wir bei einem derselben etwas von dem Ursprunge eines Amazonen-Gemeinwesens finden, heisst es allemal, dass sie durch die Noth zu dieser Lebensweise getrieben wurden, und wenn man den natürlichen Verlauf solcher Ereignisse unbefangen betrachtet, so begreift man nicht, was eigentlich Wunderbares daran ist, und noch viel weniger, wie man zu solchen Grillen von dem Symbol eines Mondcultus gelangen konnte.

Haben wir nun durch das Obengesagte unsere Bahn

frei von allen Auswüchsen der Schulpedanterei gemacht und bestimmt ausgesprochen, was die Amazonen nicht waren, so können wir jetzt uns an die vorurtheilsfreie Prüfung der Originalquellen begeben und sie Schritt für Schritt verfolgen, indem wir das Fabelhafte und rein Poetische ausscheiden und die historischen Grundlagen aufsuchen, ohne die Dichter zu vernachlässigen, welche in ihren Poesien recht oft einen unerwarteten historischen Anhaltspunkt gewähren.

Erstes Capitel.

Die africanischen Amazonen.

§ 1. „Es dürfte jetzt geeignet sein, von den ehemaligen Amazonen in Libyen zu berichten. Viele glauben „nämlich, dass es keine andern Amazonen gegeben habe, „als diejenigen, welche im Pontus am Thermodon wohnten; „in Wahrheit ist dem aber nicht so, denn die Amazonen „in Libyen sind viel älter und haben denkwürdige Thaten „vollbracht. Wir wissen aber recht gut, dass ihre Geschichte vielen Lesern ganz unerhört und fremdartig erscheinen wird. Denn da das Geschlecht dieser Amazonen „viele Generationen vor dem trojanischen Kriege ganz „untergegangen ist, während die Amazonen am Thermodon „kurz vor diesem Kriege blühten, so haben vermuthlich „die letzteren, als später geborene und mehr bekannte, „den Ruhm der älteren und fast ganz unbekannten Ama-

„zonen geerbt. Da wir aber viele alte Dichter und Schrift-„steller und nicht wenige von den neueren finden, welche „ihrer gedenken, so wollen wir versuchen, ihre Thaten zu „beschreiben, wobei wir Dionysius in seiner Geschichte der „Argonauten, des Dionysus und vieler Anderer Thaten in „den ältesten Zeiten folgen.“ (Diod. Sicul. Lib. III, cap. 52.)

Dionysius aus Mytilene, den Diodor als die Quelle seiner Nachrichten über die Amazonen angiebt, hat, laut Cap. 66, auch speciell über die Amazonen geschrieben. Die Einleitung Diodor's zeigt, dass die africanischen Amazonen der grauesten Vorzeit angehören, und so dürfen wir von vornherein uns auf viele Ausschmückungen gefasst machen.

§. 2. „Es hat nun in Libyen mehrere Geschlechter von „Weibern gegeben, deren kriegerische Mannhaftigkeit Be-„wunderung erregt hat. So haben wir von dem Volk der „Gorgonen gehört, gegen welche Perseus einen Zug unter-„nahm, und welches sich durch Stärke auszeichnete. Denn „dass der Sohn des Zeus, der edelste der Griechen nach „ihrem eigenen Zeugniss, auf dem Zuge gegen diese Wei-„ber einen schweren Kampf bestanden hat, dürfte als ein „Beweis von der ausnehmenden Macht der vorbesagten „Weiber gelten; die Mannhaftigkeit derjenigen aber, von „denen wir jetzt berichten wollen, übertrifft alles, was wir „nach unsern jetzigen Begriffen von der weiblichen Natur „urtheilen.“ (id. ibid.)

Die Gorgonen gehören zu den africanischen Amazonen, aber ihre Geschichte ist ein vollständiger Mythus geworden; die neuere Symbolik hat jedoch die gorgoni-

schen Amazonen nicht für Priesterinnen der Mondgöttin erklärt, sondern für ein Symbol des Mondes selbst; andere sehen in ihnen ein Symbol der Wüste Sahara, noch andere ein Symbol des stürmischen Meeres, kurz die Ausleger, welche den historischen Boden unter ihren Füssen wegstossen, haschen nach allen möglichen Luftgebilden ihrer Phantasie, aber es verlohnt sich nicht der Mühe, bei diesen Grillen zu verweilen. Wir werden später schon auf glaubwürdigere Nachrichten von den Gorgonen kommen.

§. 3. „Man sagt, es habe im westlichen Theile von „Libyen, jenseit der bewohnten Gegenden, ein von Wei„bern beherrschtes Volk gegeben, dessen Lebensweise von „der unsrigen gänzlich abwich. Denn die Weiber pflegten „die kriegerischen Geschäfte zu verrichten und eine ge„wisse Zeit auf Feldzügen zuzubringen, so lange sie un„vermählt waren; wenn aber die Jahre des Kriegsdienstes „verflossen waren, begaben sie sich zu den Männern, um „Kinder zu erzeugen; die Weiber aber hatten die Herr„schaft und die Verwaltung des Gemeinwesens. Die Män„ner führten ein häusliches Leben, wie bei uns die Ehe„frauen, indem sie den Befehlen ihrer Gattinnen gehorchten; „sie nahmen aber keinen Antheil an den Feldzügen oder „an der Herrschaft, noch an irgend einer Verwaltung des „Gemeinwesens, wodurch sie etwa ein Uebergewicht über „die Weiber hätten erhalten können. In Betreff der Kin„dererziehung wurden die Säuglinge den Männern über„geben, die sie mit Milch und allerlei gekochten Speisen „füttern, wie sie dem zarten Alter angemessen sind; wenn „aber ein Mädchen geboren wird, so werden ihm die

„Brüste ausgebrannt, damit sie sich in der Zeit des Wachs-„thums nicht ausdehnen. Denn es scheint ihnen ein Hinder-„niss in dem Kampfe zu sein, wenn die Brüste aus dem Körper „hervorragen; weil sie nun derselben beraubt sind, wurden „sie von den Griechen Amazonen genannt.“ (id. cap. 53.)

Diese Stelle findet ihre Erklärung in den neueren Reisebeschreibungen und Berichten von der Westküste Africa's; die dortigen Neger sind bis auf den heutigen Tag ein faules Gesindel, welche kein grösseres Glück kennen, als den ganzen Tag in der Hütte herum zu liegen und zu essen und zu trinken, während sie ihre Weiber als Sklavinnen behandeln, welche alle Arbeiten auf dem Felde u. s. w. verrichten müssen. Dass diese Neger früher anders waren als jetzt, ist nicht wahrscheinlich; dagegen lässt sich recht gut denken, dass zu irgend einer Zeit eine Anzahl Weiber, welche durch ihre Lebensart eine gewisse Handfestigkeit erwarben, diese grössere Stärke und ihre an Thätigkeit gewöhnten Kräfte benutzten, um ihre Männer in einer Art weibischer Unterwürfigkeit zu halten und auf diese Weise die von ihren Männern eingeführte Umkehrung der Naturordnung zu vollenden. Es ist ferner hinlänglich bekannt, dass mehrere Negerfürsten, z. B. die von Aschanti und Dahome bis auf den heutigen Tag eine weibliche Leibgarde haben. Indem also die heut zu Tage vorhandene Wirklichkeit die Erzählung Diodor's fast in allen Theilen bestätigt, brauchen wir sie weder zu bezweifeln noch dahinter eine religiöse Idee zu suchen; es ist nichts weiter als der heutige Zustand, den einmal

eine Anzahl energischer Frauenzimmer ausbeutete, um sich an ihren Männern zu rächen.

Was das Ausbrennen der Brüste betrifft, so haben wir dafür das Zeugniss des Hippocrates, welches seiner Zeit an der gehörigen Stelle beigebracht werden wird; Hippocrates beschreibt die Operation ausführlich, und als denkender Arzt und scharf beobachtender Naturforscher dürfte er sich schwerlich geirrt haben, und noch viel weniger kann man annehmen, dass er eine Unwahrheit berichtet habe. Ob aber alle Amazonen, also auch die africanischen, mit denen wir uns hier beschäftigen, diese Operation an ihren Töchtern vornahmen, dürfte mit Recht zu bezweifeln sein. In diesem Punkte scheint Diodor und seine Quelle Dionysius, der Einheit zu Liebe, zu weit gegangen zu sein; es ist eher wahrscheinlich, dass die späteren Geschichtschreiber Umstände, die vielleicht bloss von den pontischen oder donischen Amazonen gelten, aus Unkunde allen gemeinschaftlich angedichtet haben.

Sicher ist wohl, dass der Name griechischen Ursprungs ist, denn es lässt sich schwerlich denken, dass die africanischen Amazonen unter sich in ihrer Sprache denselben Namen führten wie die scythischen Amazonen; er bedeutet bekanntlich die Brustlosen, und man hat ihn als Gegensatz zu den entmannten Megabyzen und Gallen genommen, um wenigstens auf diese Weise eine Beziehung zu dem Monddienst zu finden; inzwischen hat man richtig das Wort *maza* aufgetrieben, welches in der tscherkessischen Sprache „Mond“ bedeuten soll; aber die Tscherkessen gehören zu denjenigen Nationen, gegen welche die

classische Philologie eine instinctmässige Abneigung hat; ich will also denen, welche auch hierin eine Beziehung auf den Mond und dessen Cultus suchen, unter die Arme greifen; und ihnen ein paar Wörter aus mehr classischen Sprachen anführen; im Armenischen heisst *amis* und im Sanskrit *masa* der Monat (denn *Mond* und *Monat* sind doch wohl so ziemlich in allen Sprachen verwandt), und Armenien lag dem Amazonenlande doch etwas näher, als Tscherkessien; auch passt *amis* besser zu Amisus, Amasia u. s. w.

§. 4. „Man sagt ferner, dass sie eine Insel bewohnt „haben, welche wegen ihrer westlichen Lage Hespera ge-„nannt wurde und in dem tritonischen See liegt. Dieser „soll nahe bei dem grossen Ocean sein und von einem „Flusse, der sich in denselben ergiesst, Triton heissen. „Dieser See liegt nahe bei Aethiopien und bei dem grössten „Gebirge jener Gegend, welches in den Ocean hineinragt „und von den Griechen Atlas genannt wird. Die vorbe-„sagte Insel soll ziemlich gross und reich an mannigfal-„tigen Baumfrüchten sein, von denen die Eingebornen „ihre Nahrung nehmen; auch haben sie eine Menge Ziegen „und Schafe, welche ihren Besitzern Milch und Fleisch „geben; des Getraides aber bedient sich das Volk gar „nicht, weil sie das Bedürfniss noch gar nicht empfunden „hätten.“ (id. ibid.)

Die alten Geographen kennen einen tritonischen See in Nordafrica, nicht weit von Tunis, aber die vergleichende Geographie scheint die Identification desselben noch nicht mit Sicherheit festgestellt zu haben. Jedenfalls ist der

tritonische See des Diodor und der in den See einmündende Tritonfluss von diesem nordafricanischen Tritonsee verschieden; aber es dürfte vergebliche Mühe sein, ihn aufzusuchen, denn nach Diodor wurde er später durch ein Erdbeben zerstört, oder, was wohl wahrscheinlicher ist, er hat niemals existirt und beruht lediglich auf einer Verwechslung. Da nun aber die Leute doch irgendwo gewohnt haben müssen, so sind wir genöthigt, aus den übrigen Angaben Diodor's die Insel der Amazonen, welche er Hespera nennt, aufzusuchen. Dies soll sofort geschehen.

§. 5. „Die Amazonen nun, welche sich durch Stärke „auszeichneten und in den Krieg zogen, hätten zuerst die „Städte auf der Insel unterjocht, mit Ausnahme der Stadt „Mene, die bei ihnen als heilig gelte, und von den fisch„essenden Aethiopen bewohnt sei und grosse Feueraus„würfe und eine Menge Edelsteine habe, die von den „Griechen Karfunkel, Sarder und Smaragde genannt „werden.“ (id. ibid.)

Da die von Diodor gegebene Beschreibung der Localität schon zu seiner Zeit nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmte, so musste er zu einem Erdbeben greifen, um das Nichtvorhandensein zu erklären; indessen bedarf es einer so gewaltsamen Katastrophe nicht, die Sache erklärt sich einfacher durch eine Verwechslung mit dem tritonischen See in Cyrenaica. Da nun also ein solcher See mit einer solchen Insel an der Westküste des africanischen Continents nicht existirt und wahrscheinlich niemals existirt hat, während die Amazonen doch irgendwo gewohnt haben müssen, so ergiebt es sich von selbst, dass

wir untersuchen, welche von den Inseln im atlantischen Ocean westlich von Africa der gegebenen Beschreibung am besten entspricht. Der vorstehende §. 5 zeigt uns, dass die Insel einen Vulcan habe. Nun kennen wir zwei solcher Inseln, Teneriffa und Fogo; letztere aber ist nur klein und auch wohl allzu südlich gelegen, während Teneriffa mit seinem gewaltigen Pik wegen der grösseren Nähe mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat. Aus allen ältern und neueren Reisebeschreibungen ist der Reichthum dieser Insel an Baumfrüchten und Ziegenheerden bekannt, und dieses stimmt ebenfalls mit Diodor's Bericht überein; ferner wissen wir aus den ältern Reisebeschreibungen, dass zur Zeit der ersten Entdeckung durch die Europäer Teneriffa kein anderes Getreide als Gerste hatte, und auch diese ist schwerlich auf der Insel einheimisch. Da die heilige Stadt Mene am Fusse des Vulcans lag und von fischessenden Aethiopen bewohnt war, so dürfen wir diese nur in der Stadt Orotava und deren Hafen suchen, während die Heimat der Amazonen in dem nordöstlichen Theile der Insel bei der Stadt Laguna war, wo noch jetzt ein See ist; wir hätten also statt der Insel in einem See den See auf einer Insel gefunden. Was nun die Edelsteine betrifft, so habe ich nirgends etwas darüber aufgefunden; es ist möglich, dass dies eine Ausschmückung war, vielleicht waren es vulcanische Producte. Die Insel Teneriffa war übrigens fast jederzeit bekannt; Sertorius hat sie besucht; Sebosus kennt sie unter dem Namen Convallis; Juba nennt sie Nivaria wegen ihres beständigen Schnees, Ptolemäus Ninguaria oder Centuria; den Arabern

war sie ebenfalls bekannt; es ist wahrscheinlich dieselbe Insel, welche Edrisi unter dem Namen Chasaran und Ibn ül Vardi unter dem Namen Hasarat beschreibt.

§. 6. „Darauf hätten sie die benachbarten Länder der „Libyer und Numidier bekriegt, und in dem tritonischen „See eine grosse Stadt angelegt, welche sie nach ihrer „Gestalt Chersonesus genannt hätten.“ (id. ibid.)

Chersonesus ist, wie wir so eben gesehen haben, die heutige Stadt Laguna. Was die Unternehmungen der Amazonen gegen die Libyer und Numidier betrifft, so sind dieselben wohl in das Reich der Fabeln zu verweisen.

§. 7. „Von dort aus machten sie grosse Unternehmungen, indem sie einen grossen Theil der bewohnten Erde „durchzogen. Zuerst bekriegten sie die Atlantier, die „harmlosesten Männer jener Gegenden, welche ein reiches „Land mit vielen Städten bewohnen; bei ihnen soll, der „Sage nach, die Geburt der Götter stattgefunden haben, „und zwar in den am Ocean gelegenen Orten, in Ueber„einstimmung mit den griechischen Mythologen. Die Kö„nigin der Amazonen, Myrina, soll ein Heer von dreitau„send zu Fuss und zwanzigtausend zu Pferde errichtet „haben, indem sie bei ihren Kriegen mehr Gebrauch von „der Reiterei machen können. Als Wehr bedienen sie sich „der Häute grosser Schlangen, welche in Libyen von un„glaublicher Grösse sind; als Waffen aber Schwerter, „Spiesse und Bogen, letzterer nicht nur auf den gegen„über stehenden Feind, sondern auch auf der Flucht „rückwärts gewandt auf die Verfolger zu schiessen. Als „sie nun in das Land der Atlantier einfielen, besiegten sie

„die Bewohner der Stadt Cerne in der Schlacht, drangen „mit den Fliehenden in die Stadtmauern ein, und bemächtigten sich der Stadt. Da sie die Bewohner der Umgegend durch Furcht schrecken wollten, behandelten sie „die Gefangenen sehr hart, indem sie die erwachsenen „Männer tödteten, die Kinder und Weiber zu Sklaven „machten und die Stadt zerstörten. Auf die Kunde von „dem Schicksale der Cernäer geriethen die Atlantier in „Schrecken, übergaben freiwillig ihre Städte und versprachen allen Befehlen Folge zu leisten. Die Königin „Myrina behandelte sie milde, schloss mit ihnen Freundschaft, und liess die zerstörte Stadt wieder neu aufbauen „und nach ihrem Namen Myrina benennen und mit den „Gefangenen bevölkern, so wie mit denjenigen Eingebornen, welche dahin übersiedeln wollten. Die Atlantier „überbrachten ihr darauf reiche Geschenke und decretirten ihr ausgezeichnete Ehrenbezeugungen; die Königin „nahm die angetragene Freundschaft an, und verkündigte, dass sie dem Volke Wohlthaten erzeigen werde.“ (id. cap. 54.)

Dieser Zug gegen die Atlantier bietet dem Erklärer einige Schwierigkeiten dar, wie es denn von vorn herein zu erwarten ist, dass Ereignisse aus einer so uralten Zeit sich nicht so ganz glatt erklären lassen. Strabo, der entschiedene Feind der Amazonen, leugnet die Existenz der Stadt Cerne, und da er auch die Existenz der Amazonen leugnet, so ist damit die Sache kurz abgefertigt. Aber wir können nicht so entschieden vorgehen, denn mit dem blossen Ableugnen ist die Sache nicht erledigt. Era-

tosthenes behauptet die Existenz von Cerne, was Strabo ihm zum Vorwurf macht; aber Eratosthenes hatte den Periplus von Hanno für sich, wie wir sogleich sehen werden. Die Schwierigkeit besteht aber nicht darin, sondern in dem Umstande, dass Diodor den Amazonen eine so zahlreiche Cavallerie zuschreibt, ohne zu berichten, wie sie diese Cavallerie von ihrer Insel nach dem Continente transportirten; denn 20,000 Reiterinnen brauchen 20,000 Pferde; es waren also im Ganzen 23,000 Amazonen und 20,000 Pferde zu transportiren, und dazu gehört schon eine ganz respectable Flotte. Die Schwierigkeit wird dadurch nicht gehoben, dass wir unsere Hypothese von der Insel Teneriffa aufgeben und uns an den ursprünglichen Text des Diodor halten, denn Diodor spricht ebenfalls von einer Insel, ferner lag auch Cerne auf einer Insel, wie wir sogleich sehen werden.

Um nun hier einigermassen der Wahrscheinlichkeit nahe zu kommen, müssen wir, wie sich dies nicht nur von selbst versteht, sondern auch aus den klaren Worten von Diodor ergiebt (§. 6), annehmen, dass sie zunächst die zwischen Teneriffa und dem Festlande liegenden Inseln (Lancerota, Gomera u. s. w.) eroberten, und darauf in Fahrzeugen nach dem Festlande übersetzten, aber ohne Cavallerie und wahrscheinlich auch nicht 23,000, sondern viel weniger; dass sie darauf allmählich weiter nach Süden drangen, bis sie an den Rio d'Ouro kamen, von wo sie mittels kleinerer Fahrzeuge nach der Insel Cerne übersetzten.

Die Atlantier haben ihren Namen ohne Zweifel vom

Atlasgebirge und müssen nach dieser Erzählung südwärts vom Atlas an längs der Westküste von Africa gewohnt haben. Jetzt ist dies lauter Wüste, aber es ist möglich, dass es damals nicht so war, denn die Wüste schreitet bekanntlich überall da vor, wo der Mensch ihr nicht entgegentritt.

Ehe wir in der Erzählung Diodor's fortfahren, schieben wir hier einige Notizen über Cerne ein.

§. 8. „Wir fanden im Innersten eines Golfes eine „kleine Insel, fünf Stadien im Umfang, die wir colonisirten „und Cerne nannten. Wir schlossen aus der Fahrt, dass „sie Carthago gegenüber liegt, denn die Fahrt von Car„thago nach den Säulen ist eben so lang, wie von dort „nach Cerne.“ (Hannonis Periplus p. 7, ed. C. Müller.)

„Polybius berichtet, im äussersten Mauritanien, dem „Atlasgebirge zugekehrt, sei Cerne, acht Stadien vom „Lande entfernt; Nepos Cornelius sagt, es liege Carthago „gegenüber, tausend Schritte vom Festlande, und halte „nicht mehr als zweitausend Schritte im Umfange.“ (Plin. Hist. Nat. VI, 36.)

„Sie liess den Tithonos in den Lagern nahe bei Cerne.“ (Lycophr. Cass. 16.)

„Cerne ist eine Insel im Ocean.“ (Tzetzes ad Lycophr. l. c.)

„Er stand lächelnd der Aurora gegenüber, indem er „die behenden Flügel um Cerne herum bewegte.“ (Nonnus Dionys. XXIII, 190.)

„In den Buchten des Festlandes wohnen die aller„letzten Aethiopen, unmittelbar am Ocean, bei den Auen „des reizenden Cerne.“ (Dionys. Perieg. 219.)

„Die Fahrt von den Säulen des Hercules nach dem „Vorgebirge Hermäum dauert zwei Tage; von dem Vor-„gebirge Hermäum nach dem Vorgebirge Solois drei Tage; „von Solois nach Cerne sieben Tage. Diese ganze Fahrt „von den Säulen des Hercules bis zur Insel Cerne ist „also zwölf Tage. Jenseit der Insel Cerne aber ist die „Schifffahrt unmöglich wegen der Untiefen des Meeres, „wegen des Schlammes und wegen des Tanges. Dieser „Tang ist eine Spanne breit und oben spitz, so dass er „sticht. Die dortigen Kaufleute sind Phönicier; wenn sie „nach der Insel Cerne kommen, lassen sie ihre Schiffe „in dem Hafen ankern, errichten sich Zelte auf der Insel, „löschen die Ladung und bringen sie in kleinen Fahrzeugen „ans Land. Die Aethiopen aber sind am Lande, und mit „diesen wird der Handel eröffnet. Sie verkaufen Hirsch-„felle, Löwen- und Pantherfelle, Elephantenhäute und El-„fenbein und Felle von Hausthieren. Als Schmuck be-„dienen sich die Aethiopen bunter Felle, als Trinkgefässe „elfenbeinerner Becher; ihre Weiber schmücken sich mit „Armbändern aus Elfenbein; auch ihre Pferde schmücken „sie mit Elfenbein. Diese Aethiopen sind, wie wir wissen, „die grössten Menschen, über vier Pik gross; einige massen „sogar fünf Pik; auch haben sie Bärte und Haare und sind „die schönsten Menschen. Wer unter ihnen der grösste „ist, der herrscht über sie. Sie sind gewandte Reiter, „Speerwerfer und Bogenschützen; ihre Wurfspiesse sind „mit Feuer gespitzt. Die phönicischen Kaufleute führen „dort Salbe, ägyptische Steine, ..., attisches Topf-„geschirre und Maasse ein; denn diese Geschirre sind am

„Chusifeste feil. Diese Aethiopen essen Fleisch, trinken „Milch, und bereiten vielen Wein aus den Weinpflanzun„gen, den die Phönicier von dort ausführen. Sie haben „eine grosse Stadt, nach welcher die phönicischen Kauf„leute schiffen.“ (Scylax Caryand. Peripl. 112.)

Aus den vorstehenden Auszügen ergiebt sich trotz der Autorität Strabo's die Existenz der Insel Cerne mit ihrer gleichnamigen Stadt, so wie sich ihre Lage aus den angegebenen Daten genau bestimmen lässt. Diese Daten führen auf den Golf, in welchen sich der Rio d'Ouro ergiesst, und in dessen innerstem Winkel eine kleine Insel liegt, welche bis auf den heutigen Tag Herne heisst. Wir finden diesen Namen auf den ältesten Seekarten, welche nach den Entdeckungen im 15. und 16. Jahrhundert aufgenommen wurden, und auf der neuesten mir bekannten Karte: „Côte occidentale d'Afrique. Partie comprise entre le Cap Bojador et le fleuve de Sierra Leone. Dépôt général de la marine 1852.“ Dass ein so kleiner und unbedeutender Punkt seinen Namen zum mindesten dreitausend Jahre lang unverändert bis auf den heutigen Tag bewahren konnte, ist abermals ein Beweis von der zähen und unverwüstlichen Lebenskraft der Namen in entfernten Gegenden.

§. 9. „Da die Eingebornen häufig von den benach„barten Gorgonen bekriegt und überhaupt von ihnen feind„lich behandelt wurden, baten sie die Myrina, dass sie „deren Land bekriege. Die Gorgonen setzten sich zur „Wehr, und es erfolgte eine grosse Schlacht; die Ama„zonen behielten die Oberhand, tödteten eine grosse Menge

„Feinde und machten nicht weniger als dreitausend Ge-„fangene. Die übrigen flüchteten in eine waldige Gegend; „Myrina aber verfolgte sie und liess den Wald anzünden, „indem sie das Volk gänzlich auszurotten suchte; da sie „aber ihren Zweck nicht erreichen konnte, kehrte sie an „die Gränzen des Landes zurück. Durch das Glück waren „die Amazonen nachlässig in der Wachsamkeit geworden, „die gefangenen Frauen benutzten die Gelegenheit, nah-„men den vermeintlichen Siegerinnen die Schwerter weg „und tödteten ihrer eine grosse Anzahl; zuletzt aber wur-„den sie von der Menge von allen Seiten überwältigt und „nach einer tapfern Gegenwehr wurden sie alle nieder-„gemacht. Myrina liess ihre erschlagenen Kampfgenossen „auf drei Scheiterhaufen verbrennen und in drei grossen „Haufen beisetzen, die noch bis jetzt Amazonenhügel „heissen.“ (Diod. Sic. III, cap. 54. 55.)

Vor allen Dingen haben wir jetzt die Gorgonen aufzusuchen, d. h. nicht die drei fabelhaften Schwestern, von denen die eine, Medusa, von Perseus überwunden, und deren Schlangenhaupt in den Schild der Pallas Athene gesetzt wurde, sondern die historischen Gorgonen, damit wir den Zug der Amazonen auf der Karte verfolgen können.

§. 10. „Es soll noch eine andere Insel dem Atlas-„gebirge gegenüber liegen und Atlantis heissen. Von dort „kommt man nach fünftägiger Schifffahrt längs öden Küsten „zu den hesperischen Aethiopen und zu dem Vorgebirge, „welches das Horn des Hesperus heisst; von dort biegt „sich zuerst die Küste nach Westen und nach dem atlan-„tischen Meere. Diesem Vorgebirge gegenüber werden die

„Gorgadischen Inseln erwähnt, ehemals die Wohnsitze der „Gorgonen, zwei Tagereisen vom Festlande entfernt, wie „Xenophon aus Lampsacus berichtet. Hanno, der Führer „der Punier, drang bis dahin vor, und erzählt von den „haarigen Körpern der Weiber, welche durch ihre Schnellig- „keit Männer übertroffen hätten; zum Beleg seiner wunder- „baren Erzählung liess er zwei Gorgonenhäute im Tempel „der Juno aufhängen, wo sie bis zur Einnahme von Car- „thago zu sehen waren. Jenseit derselben sollen noch „die beiden Inseln der Hesperiden sein. Aber alles dies „ist so ungewiss, dass nach Statius Sebosus die Fahrt „von den Inseln der Gorgonen, den Atlas vorbei, bis zu „den Inseln der Hesperiden vierzig Tage dauerte und „von dort nach dem Horn des Hesperus einen Tag.“ (Plin. Hist. Nat. VI, 36.)

Diese Stelle erhält ihre Erläuterung durch folgenden Auszug aus dem Periplus des Hanno.

§. 11. „Von der Insel Cerne schifften wir nach Süden „zwölf Tage, längs der Küste, welche von Aethiopen be- „wohnt ist, welche, ohne uns zu erwarten, die Flucht er- „griffen; selbst die Eingebornen von Lixus, welche wir „bei uns hatten, verstanden ihre Sprache nicht. Am letzten „Tage landeten wir bei grossen Waldgebirgen. Das Holz „der Bäume war wohlriechend und von verschiedener Art. „Nachdem wir hier zwei Tage entlang geschifft hatten, „kamen wir zu einer unermesslichen Meeresbucht, auf „deren entgegengesetzter Seite am Lande eine Ebene ist, „wo wir des Nachts in Zwischenräumen Feuer von allen „Seiten aufleuchten sahen, bald mehr, bald weniger.

„Nachdem wir hier Wasser eingenommen hatten, schifften „wir fünf Tage lang weiter längs der Küste, bis wir in „einen grossen Golf kamen, welcher den Dolmetschern „zufolge das Horn des Hesperus heisst. In diesem war „eine grosse Insel mit einem meerförmigen See, in wel- „chem eine andere Insel war, wo wir landeten. Hier „sahen wir des Tags nichts als Wald, des Nachts aber „viele angezündete Feuer und hörten Flötenschall, Pauken, „Cymbeln und vielfaches Geschrei. Furcht ergriff uns „nun, und die Wahrsager befahlen uns, die Insel zu ver- „lassen. Wir fuhren also schnell bei einem feurigen Lande „voller Wohlgerüche vorbei, wo sich grosse Feuerströme „ins Meer ergossen. Das Land ist wegen der Hitze un- „zugänglich. Von Furcht getrieben schifften wir dort „schnell vorüber, und nach viertägiger Fahrt sahen wir „des Nachts das Land voller Flammen; in der Mitte aber „war ein hohes Feuer, grösser als die übrigen, so dass „es die Sterne zu berühren schien. Am Tage erschien „es als ein sehr grosser Berg, Theon Ochema (Götter- „wagen) benannt. Von dort fuhren wir drei Tage lang „bei Feuerströmen vorüber und kamen in einen Golf, „welcher das Horn des Südens genannt wurde. In dem „Innersten des Golfes war eine Insel, welche gleich der „vorhin erwähnten einen See mit einer andern kleinen „Insel hatte, voll von wilden Menschen. Es waren aber „noch viel mehr Weiber dort mit haarigem Körper; die „Dolmetscher nannten sie Gorillas. Wir verfolgten die „Männer, konnten sie aber nicht ergreifen, denn sie ent- „flohen, stiegen auf die Klippen und vertheidigten sich

„mit Steinen; wir fingen aber drei Weiber, welche die „Führer bissen und rissen und ihnen nicht folgen wollten. „Wir tödteten sie jedoch, zogen ihnen die Haut ab und „brachten diese nach Carthago. Denn weiter schifften wir „nicht, weil es uns an Speise fehlte.“ (Hannonis Peripl. p. 9 ff. ed. C. Müller.)

Dieses werthvolle Fragment beschreibt die Westküste von Africa bis über Sierra Leone hinaus mit einer Genauigkeit, welche Erstaunen erregt, denn wir können sie Punkt für Punkt verfolgen und wiedererkennen. Das Waldgebirge ist Cabo Verde; die nächstfolgende Meeresbucht wird durch die Mündung des Gambiaflusses gebildet. Die nächtlichen Feuer sind eine Erscheinung, welche von mehreren Reisenden beschrieben wird, und welche auch in andern Ländern nicht ungewöhnlich ist, z. B. hier in der Türkei sieht man recht häufig Waldbrände. Das „Horn des Hesperus“ ist der Golf von Bissago, und die Insel Harang in diesem Golf entspricht aufs genaueste der Beschreibung Hanno's, indem sie in einem kleinen Busen, den das Meer bildet, eine andere Insel hat. Der Götterwagen (Theon Ochema) ist der Berg Sagrès; das Horn des Südens ist der Busen von Sherbro, und die erwähnte Insel in demselben ist die Insel Sherbro, welche von der kleinen Insel Macauley nur durch einen engen Canal getrennt ist, der sich in der Mitte erweitert und hier eine kleine Insel enthält.

Offenbar hatte Plinius diese Stelle vor sich, als er die prachtvolle Stelle Lib. V, cap. 1 niederschrieb, welche ich mir nicht versagen kann, hier wiederzugeben:

„Der Atlas erhebt sich mitten aus der Sandwüste zum „Himmel, rauh und starr nach dem Gestade des Meeres „zu, welches von ihm den Namen hat, dunkel, bewaldet „und quellenreich nach der Seite von Africa, mit Früchten „aller Art, welche hier wild wachsen, so dass der Lust „die Sättigung nie fehlt. Des Tages sieht man keine „Eingebornen, alles schweigt, gleichsam von der Einöde „erschreckt; stiller religiöser Schauer ergreift das Gemüth „dessen, der sich nähert, und Ehrfurcht vor der Höhe, „die sich über die Wolken bis in die Nähe der Mond„sphäre erhebt. Des Nachts schimmert er von häufigen „Feuern, und ist angefüllt mit den Lustbarkeiten der Aegi„panen und Satyrn, mit dem Schalle der Flöten und „Schalmeien, der Pauken und Cymbeln.“

Was Pomponius Mela und Solinus über diese Gegenden berichten, ist nur aus Hanno und Plinius abgeschrieben und daher unnütz hier zu wiederholen.

Wir entnehmen aber aus diesen Berichten, dass der Zug der Amazonen in südlicher Richtung fortging, wie sich dies schon aus dem Anfang ihrer Geschichte ergiebt, von Teneriffa nach Herne, und wir können sie also in den alten Autoren bis nach Sierra Leone verfolgen, wo sie mit den Gorgonen in Streit gerathen. Nach dem Hanno sind die Gorillas offenbar Affen, und Plinius veränderte das Wort Gorillas nur in Gorgones. Dass aber nicht nur die Amazonen und Atlantier, sondern auch Hanno und Plinius diese Affen für Menschen hielten, darf nicht auffallen, denn der Neger hält die Affen noch jetzt für Menschen, die aber gescheidter sind als andere, indem sie

nicht sprechen, damit sie nicht von ihres Gleichen zu Sklaven gemacht werden. Vergleichen wir hiermit den Mythus von den drei Gorgonenschwestern, gegen welche Perseus auszog, so gerathen wir einigermassen in Verlegenheit; Hanno wusste offenbar nichts von diesem Mythus und setzte unbefangen seinen Bericht von den Affen auf; die Griechen und Römer aber, welche den Kopf voll von ihren Gorgonen hatten, veränderten die Gorillas in Gorgonen, und diese Verwirrung war den Symbolikern nur willkommen, indem sie dadurch nicht nur den Gorgonen-Mythus, sondern auch die geschichtlichen Amazonen von Teneriffa und die Atlantier vom Atlas und die Gorgonen von Sierra Leone, sammt den Affen von der Insel Sherbro in den Bereich ihrer Träume zogen, und sie für Wogen des atlantischen Oceans, für Stürme, für den Mond oder wer weiss was sonst noch hielten.

Der Gorilla-Affe ist erst in der neuesten Zeit wieder entdeckt worden; zuerst wurde er richtig beschrieben von J. E. Bowditch in seinem 1819 in London erschienenen Werk: „Narrative of a mission from Cape Coast Castle to Ashantee.“ 1847 kam der erste Schädel eines Gorilla-Affen nach America. Am genauesten beschreibt den Gorilla-Affen Du Chaillu in seinem kürzlich erschienen Werke: „Adventures and explorations in Equatorial Africa“; er hat die eigentliche Heimath dieser Thiere aufgefunden, und was er uns über ihre Lebensweise sagt, stimmt mit dem Berichte Hanno's sehr schön überein.

Beiläufig bemerke ich hier, dass in dortiger Gegend der Pavian noch jezt *worrow* oder *morrow* heisst,

welches dem Worte Gorilla oder Gorgo nicht ganz unähnlich ist.

Es ist demnach festgestellt, dass der Zug der Amazonen nach Süden ging, wo sie sich verloren haben; wenigstens waren die Griechen und Römer nicht in der Lage weitere Nachrichten über sie einzuziehen. Aber die späteren Entdecker fanden sie wieder auf, und wenn ihren Berichten zu glauben ist, so müssen sich in ganz Centralafrica Spuren vorgefunden haben. Der Reisebeschreiber Lopez (1570) berichtet von einer ganzen Amazonen-Armee in Monomotapa, welche mit Bogen und Pfeilen bewaffnet sind und sich die rechte Brust ausbrennen, um nicht am Schiessen verhindert zu sein, und die Negerfürsten auf der Küste von Guinea haben noch jetzt fast alle eine Leibwache von bewaffneten Weibern.

§. 12. „Als die Gorgonen später sich wieder vermehrten, „wurden sie abermals von Perseus, dem Sohne des Zeus, „bekriegt zu der Zeit, als Medusa ihre Königin war. Zu„letzt wurden sowohl die Gorgonen als auch die Amazonen „von Hercules gänzlich vertilgt, als er seinen Zug nach „dem Abendlande unternahm, und die Säulen in Libyen „errichtete, indem er es für ein Unglück erachtete, dass „jemand, der sich vorgesetzt hat ein Wohlthäter der „Menschheit zu werden, ein von Weibern beherrschtes „Volk übersähe. Auch der tritonische See soll durch „Erdbeben verschwunden sein, indem die dem Ocean zu„gewandte Seite desselben durchbrochen wurde. Myrina „aber soll einen grossen Theil von Libyen durchzogen „haben, in Aegypten eingefallen sein, und mit Oros, dem

„Sohne der Isis, der damals in Aegypten herrschte, Freund-„schaft geschlossen haben; auch mit den Arabern führte „sie Krieg und tödtete viele von ihnen; ferner eroberte „sie Syrien. Die Cilicier aber kamen ihr mit Geschenken „entgegen, und versprachen ihren Befehlen Folge zu leisten; „die freiwillig sich unterwerfenden liess sie frei und davon „heissen sie bis heute die freien Cilicier (Eleotherocilicces). „Dann bekriegte sie die Völker am Taurus, welche sich „durch Stärke auszeichneten, und zog durch Grossphrygien „bis ans Meer, eroberte die Küsten der Reihe nach und „machte den Caicusfluss zur Gränze ihres Feldzuges. In „dem unterworfenen Lande wählte sie die zur Anlage von „Städten geeignetsten Plätze aus, und erbaute mehrere „Städte, von denen eine nach ihrem Namen benannt wurde, „die übrigen aber nach den Namen ihrer vorzüglichsten „Heerführerinnen, Cyme, Pitane, Priene. Diese Städte „erbaute sie am Meere, noch mehrere andere aber im „Innern des Landes an geeigneten Stellen. Auch soll „sie einige Inseln besetzt haben, und besonders Lesbos, „wo sie die Stadt Mytilene erbaute und nach dem Namen „ihrer Schwester benannte, welche an dem Feldzuge Theil „nahm. Darauf soll sie noch einige andere Inseln erobert „haben und daselbst von einem Sturm überrascht worden „sein; indem sie nun der Mutter der Götter für ihre Ret-„tung Gelübde that, wurde sie an eine öde Insel verschla-„gen, welche sie in Folge eines Traumgesichtes der Mutter „der Götter heiligte; sie erbaute dort Altäre, brachte viele „Opfer und nannte sie Samothrace, was so viel als die „heilige Insel bedeuten soll. Einige Historiker aber sagen,

„die Insel habe zuerst Samos geheissen und sei später „von den thracischen Bewohnern Samothrace genannt „worden. Als aber die Amazonen nach dem Festlande „zurückkehrten, habe die Mutter der Götter, dem Mythus „zufolge, an der Insel Gefallen gefunden; ausser andern „Bewohnern habe sie ihre Söhne, die Corybanten (es wird „nur den Eingeweihten im Geheimen mitgetheilt, von wel„chem Vater sie abstammen), dahin geschickt; sie ordnete „die noch jetzt dort gefeierten Mysterien an, und bestimmte „den geweihten Platz zum Asyl. Um jene Zeit soll der „Thracier Mopsos, welcher vor Lycurgus, dem König der „Thracier, entfloh, in das Land der Amazonen mit einem „Heere eingefallen sein; mit ihm sei der Scythe Sipylos „verbündet gewesen, welcher gleichfalls ein Flüchtling „aus dem an Thracien gränzenden Scythien war. In der „Schlacht siegten Mopsos und Sipylos, und die Königin „der Amazonen Myrina und viele mit ihr wurden getödtet. „Im Verlaufe der Zeit siegten beständig die Thracier, und „zuletzt kehrten die übrigen Amazonen nach Libyen „zurück.“ (Diodor. Sic. Lib. III, c. 55.)

Dieses ganze Capitel ist augenscheinlich nichts weiter als ein Versuch die africanischen Amazonen mit den kleinasiatischen in Zusammenhang zu bringen; der Versuch ist aber ziemlich ungeschickt ausgefallen, und da wir hier uns nur mit der wirklichen Geschichte befassen, so können wir den grössten Theil des Berichtes ganz übergehen. Wir haben gefunden, dass die africanischen Amazonen nach Süden zogen, wo wir sie aus dem Gesichte verlieren, und wo sie wahrscheinlich auch ohne weitere Folgen sich

zerstreut haben. Dass Myrina darauf plötzlich in Cilicien, Phrygien, Lydien und selbst auf dem griechischen Archipel und in Thracien erscheint, ist daher ganz unglaublich, um so mehr, da wir über einen solchen Zug anderweitig nirgends die geringste Andeutung haben. Nachdem Diodor mit grosser Ausführlichkeit über die Unternehmungen der Amazonen gegen die Atlantier und Gorgonen berichtet hat, erzählt er in zwei Reihen, dass sie einen grossen Theil von Libyen durchzogen, mit Orus, dem Sohne der Isis, in Aegypten Freundschaft schlossen, die Araber schlugen und einen Theil von Syrien eroberten. Alles dieses ist augenscheinlich unhistorisch und lediglich erfunden, um einen Anknüpfungspunkt zu bilden. Eben so müssen wir die Züge des Perseus und Hercules nach Hesperien und alles, was sich daran knüpft, als für unsern Zweck ganz unbrauchbar, bei Seite liegen lassen.

Ganz anders ist es mit dem Berichte Diodors über die Erscheinung der Amazonen in Vorderasien, wo sie, wie wir so eben gesehen haben, Myrina, Cyme, Pitane, Priene und Mytilene anlegen und selbst Samothrace und andere Inseln des Archipels besuchen. Diesen Berichten liegt sicher etwas Wahres zum Grunde, wobei wir jedoch nicht nöthig haben an die schwarzen Amazonen und ihre Königin Myrina zu denken. Wir sind hiermit bei den pontischen Amazonen angelangt, und die Erörterung ihrer Geschichte wird auch über diese Städteanlagen das Erforderliche beibringen.

Zweites Capitel.

Die pontischen Amazonen in Kleinasien.

§. 13. „Der erste, welcher den Scythen Krieg erklärte, war Sesostris, König von Aegypten, indem er „vorher Boten schickte, um sie zur Unterwerfung aufzufordern. Aber die Scythen, welche schon vorher durch „ihre Nachbaren von der Ankunft des Königs unterrichtet „waren, antworteten den Boten: es wäre eine Thorheit, „dass der Beherrscher eines so reichen Volkes gegen ein „armes Volk Krieg unternehme, da er weit mehr für sich „zu fürchten hätte; denn der Ausgang des Krieges sei „zweifelhaft, der Sieg habe keinen Lohn, der Nachtheil „aber sei handgreiflich; die Scythen würden also nicht „warten, bis er zu ihnen käme, da sie bei dem Feinde „so manches Wünchenswerthe fänden; sie würden also der „Beute entgegen gehen. In der That zögerten sie auch „nicht. Als der König erfuhr, dass sie mit grosser Schnelligkeit heranrückten, wandte er sich zur Flucht, und

„nachdem er sein Heer mit der ganzen Ausrüstung zurück-„gelassen hatte, zog er sich in sein Reich zurück. Die „Scythen wurden von Aegypten durch Sümpfe abgehalten „und kehrten zurück, indem sie sich Asien unterwarfen „und zinsbar machten, freilich mit einem mässigen Tribut, „mehr als Anerkennung der Oberherrschaft, denn als „Preis des Sieges. Nachdem sie fünfzehn Jahre zuge-„bracht hatten, um Asien zu unterwerfen, wurden sie durch „ihre Ehefrauen zurückgerufen, welche ihnen durch Boten „erklären liessen, sie würden bei ihren Nachbarn Nach-„kommen suchen, wenn sie nicht zurückkehrten, und nicht „zugeben, dass das scythische Volk durch Frauen unter-„gegangen sei. Asien war ihnen fünfzehnhundert Jahre „zinspflichtig, und Ninus, König von Assyrien, machte „dieser Unterwürfigkeit ein Ende.“ (Justin. Lib. II, cap. 3.)

Justinus hat diese Stelle aus dem verloren gegangenen Geschichtschreiber Trogus Pompejus gezogen, aus welcher Quelle auch Paulus Orosius (Buch I, Cap. 14) schöpfte, welcher den Feldzug des Sesostris (oder, wie er ihn nennt, Vesoris) 480 Jahre vor der Erbauung Roms ansetzt. Diese letztere Chronologie ist jedenfalls der Wahrheit näher, als die des Justinus, indem sie uns auf das J. 1234 v. Ch. G. führt, welches jedoch keineswegs ganz richtig sein kann.

Es dürfte nicht leicht sein, zu ermitteln, was für Völker es waren, gegen welche Sesostris den Krieg unternahm, denn unter Scythen verstehen die Alten zum mindesten drei Nationen von ganz verschiedener Herkunft, nämlich indo-europäische, tatarische und finnische. Wir

werden in der Folge sehen, dass die Amazonen speciell mit den Sauromaten im Zusammenhang stehen, aber damit ist wenig geholfen; Herodot versteht sowohl unter Scythen als unter Sauromaten nur ganz specielle Völkerschaften; seine Sauromaten wohnten in den Ebenen südostwärts vom Don; aber später lernte man im östlichen Europa die Sarmaten kennen, und diese beiden Nationen wurden seitdem, zuerst durch Ptolemäus, nicht nur mit einander vermengt, sondern auch alle dazwischen liegenden zahlreichen Nationen wurden als Sarmaten oder Sauromaten angesehen, und dadurch ist eine unglaubliche Confusion in der Geographie und Ethnographie jener Länder entstanden. Die Neueren scheinen sich gar nicht darum bemüht zu haben, dieses Chaos, wenn auch nur einigermassen, zu lichten, denn z. B. Forbiger steht noch ganz auf demselben Standpunkte wie Ptolemäus. Ich müsste also hier eine Riesenarbeit vornehmen, wenn ich diesen Gegenstand gänzlich aufklären wollte, wozu es mir aber an meinem jetzigen Wohnort und in meinem Alter und in meinen Verhältnissen an Zeit und Mitteln fehlt, während ich die Vorarbeiten Anderer ganz und gar nicht gebrauchen kann. Ich muss also die Sache auf sich beruhen lassen, verwahre mich aber bestimmt gegen eine Vermengung der Sarmaten und Sauromaten, und halte mich streng an den Wortlaut meiner Originalquellen.

§. 14. „Das Land der Scythen ist von sehr kriege„rischen Nationen bewohnt; das Volk ist durch sehr strenge „und rohe Sitten abgehärtet, und hat sehr künstliche Kriegs„waffen; ihre Schilde (peltae) sind sehr stark und mit

„Asphalt zwischen zwei Wänden gehärtet; dieser Asphalt „wird aus dem humerischen See geschöpft und mit Menschenblut vermengt, und weder Schneide noch Spitze „vermögen durchzudringen. König Ninus befahl den Scythen, Menschenblut zu trinken, und führte hier alle denkbaren grausamen und rohen Gewohnheiten ein; seit jener „Zeit bedienen sie sich dieser Waffen bis auf den heutigen Tag. Später wurden diese Waffen von den Amazonen „angenommen, erneuert und wieder hergestellt. Die Männer sind sehr geschickt in der Anlage von Städten und „Gebäuden; auch verfertigen sie gute Sturmböcke und „Schleudern. Sie haben sehr schnelle Pferde und Kamele. „Ihre Weiber sind sehr kräftig, sowohl in ihren Geschäften als im Kriege, dabei gelehrig und sittenrein. Das „Land war von jeher unbezwungen." (Cosmographia Aethici Istrici ed. Wuttke, p. 49.)

Auch der Istrier Aethicus hat aus Trogus Pompejus geschöpft, und diese Stelle scheint wegen der Erwähnung des Königs Ninus und wegen des Folgenden hier eingeschaltet werden zu müssen.

§. 14. „Unterdessen wanderten zwei Jünglinge von „königlichem Geblüte, Ylinus und Scolopitos, welche durch „die Umtriebe der Grossen aus ihrer scythischen Heimat „verbannt waren, mit einer zahlreichen Mannschaft aus „und liessen sich an der Küste von Cappadocien bei dem „Flusse Thermodon nieder, und nahmen die Umgegend „von Themiscyra in Besitz. Mehrere Jahre lang beunruhigten sie von hier aus durch Raubzüge ihre Nachbaren,

„die sich endlich gegen sie verbündeten und sie tödteten.“ (Justin. Lib. II, cap. 4.)

Paulus Orosius (l. c.) und Aethicus Istricus (l. c.) berichten dasselbe, nur heissen die beiden Jünglinge bei jenem Plinos und Scholopythus, bei diesem Plyinus und Solapesius.

Die Stadt Themiscyra ist das heutige Terme, der Thermodon heisst jetzt Terme Tschai, hat also seinen Namen unverändert beibehalten, denn *don* bedeutet „Wasser,“ „Fluss“, gerade wie *tschai* im Türkischen, und dieses Wort *don* hat sich bis heute im Ossetischen erhalten. Was aber *therme* oder *terme* bedeutet, vermag ich nicht anzugeben; es ist möglich, dass es wie das griechische θερμός, das persische گرم warm bedeutet, und im Ossetischen heisst *garmidon* eine warme Quelle; aber es ist auch möglich, dass *therme* etwas Anderes bedeutet. Der heutige Name der Stadt ist augenscheinlich von dem Namen des Flusses entlehnt; der alte Name Themiscyra ist zusammengesetzt; die letztere Hälfte ist sicher das persische *schehr* „Stadt“; die erste Hälfte entspricht vielleicht dem armenischen *tem* „gegenüber, entgegen“, also die „gegenüberliegende Stadt“ in Bezug auf die ursprüngliche Heimat der Colonisten. Der Name hat also eine entschieden orientalische Form und widerlegt also am besten die Zweifel Hamilton's, welcher geneigt ist, ihr hohes Alter abzuleugnen und sie vielleicht den Griechen zuzuschreiben.

§. 15. „Ihre Weiber, welche in der Verbannung sich „noch dazu im Wittwenstande sahen, ergriffen die Waffen,

„und damit alle, in Folge einer gleichen Lage, von der-„selben Stimmung beseelt würden, tödteten sie die zurück-„gebliebenen Männer und rächten ihre ermordeten Gatten „an dem Blute ihrer Feinde. Nachdem sie den Frieden „mit den Waffen erkämpft hatten, verbanden sie sich mit „den Ausländern, tödteten die neugebornen Knaben, er-„zogen dagegen sorgfältig die Mädchen, und brannten „ihnen die rechte Brust ab, damit sie nicht am Pfeilschiessen „verhindert würden, wesshalb sie Amazonen (d. h. die „Brustlosen) genannt wurden.“ (P. Orosius I, cap. 14. 15.)

Justinus (l. c.) und Aethicus (l. c.) sagen ungefähr dasselbe, letzterer aber fügt noch folgende Details hinzu:

„Sie mietheten Waffenschmiede, und nachdem sie ihre „Kunst erlernt hatten, tödteten sie sie. Diese Waffen „waren eine neue Erfindung, indem sie Asphalt mit dem „Blute ihrer eigenen Kinder vermischten.“

Diodor hat eine Nachricht über den Ursprung des Amazonen-Gemeinwesens, welche zwar dem Trogus Pompejus nicht widerspricht, aber doch einige Nebenumstände hat, die wir in den Epitomatoren des Trogus nicht finden, wesshalb ich auch seinen Bericht hierhersetze:

§. 16. „Man sagt, am heutigen Fluss Thermodon habe „ein von Weibern beherrschtes Volk gewohnt, und die „Weiber hätten gleich den Männern die Geschäfte des „Krieges verrichtet. Eine von diesen, welche königliche „Würde hatte, hätte sich durch Stärke und Kraft ausge-„zeichnet; sie hätte ein Heer von Weibern errichtet und „eingeübt, und einige Nachbarn mit Krieg überzogen. „Nachdem sie nun ihre Tapferkeit und ihren Ruhm ver-

„mehrt hatte, hätte sie in der Folge die benachbarten „Nationen angegriffen; und da sie vom Glück begünstigt „wurde, war sie mit Selbstvertrauen erfüllt worden. Sie „gab sich nun für eine Tochter des Ares aus; sie verur„theilte die Männer zum Wollespinnen und zu den weib„lichen Hausarbeiten. Sie gab Gesetze, in Folge deren „die Weiber in den Kampf zogen, die Männer aber in „niedriger Dienstbarkeit arbeiteten. Den neugebornen „Knaben verstümmelten sie Beine und Arme, damit sie „zum Kampf untauglich würden; den Mädchen aber brann„ten sie die rechte Brust ab, damit sie nicht im Kampfe „gehindert wären; aus dieser Ursache sei die Nation Ama„zonen genannt worden. Im Ganzen aber zeichnete sie „sich durch Verstand und Kriegstüchtigkeit aus, und sie „hätte eine Stadt an der Mündung des Thermodon ge„gründet, namens Themiscyra, und einen weit berühmten „Palast gebaut; auf das Kriegswesen hätte sie viele Sorg„falt verwendet und zuerst alle benachbarten Nationen bis „an den Tanais bekriegt. Diese Thaten soll sie verrichtet „haben, und nachdem sie sich im Kriege ausgezeichnet „hatte, starb sie den Heldentod.“ (Diod. Sic. Lib. II, cap. 45.)

Der Hauptunterschied in den vorstehenden Berichten besteht darin, dass Diodor die Gründung des weiblichen Gemeinwesens am Thermodon mit poetischen Farben schildert und die exilirten Wittwen mit einer gewissen Glorie umgiebt, während Trogus Pompejus und seine Abschreiber, namentlich seine beiden christlichen Epitomatoren Orosius und Aethicus, sie als eine Art Furien darstellen. Die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen, indem wir mit

Procopius annehmen, dass die Noth diese Frauen zwang, sich gegen ihre Nachbarn zu vertheidigen, die noch heutzutage auf einer ziemlich niedrigen Stufe in Bezug auf Humanität stehen, und damals aller Wahrscheinlichkeit um nichts besser waren.

Diodor ist ferner im Widerspruch mit Trogus Pompejus in Betreff des Schicksals der Männer; es ist möglich, dass ersterer, um seine Heldinnen nicht als Furien zu schildern, diesen Zug milderte; es ist auch möglich, dass Trogus Pompejus und seine Abschreiber die Nachricht von der Niedermetzelung aller Männer erdichtet haben. Der Umstand ist im Grunde gleichgültig, und wir können die Sache auf sich beruhen lassen.

Diodor berichtet endlich von einer Königin, ohne sie zu nennen, während Trogus Pompejus, wie wir sogleich sehen werden, zwei Königinnen nennt, welche gleichzeitig regierten, indem abwechselnd die eine das Gemeinwesen verwaltete und die andere Krieg führte. Ob diese Königin des Diodor eine von den beiden des Trogus Pompejus ist, oder ob sie vor ihnen regierte, ist nicht leicht zu ermitteln. Hätten wir eine sichere Chronologie, so würde sich schon Einiges ergeben, aber gerade die chronologischen Schwierigkeiten sind hier ganz gewaltig; die Amazonenherrschaft soll nach Orosius, Aethicus und Jordanes hundert Jahre gedauert haben; ihr Ende fällt mit der Zerstörung von Troja zusammen, also gegen 1184 v. Ch. G. Nun aber ist der Zug der Argonauten, so wie die Geschichte des Hercules und Theseus mit dieser Herrschaft gleichzeitig; in Betreff dieser Ereignisse sind jedoch die

Chronologen durchaus nicht übereinstimmend, und so haben viele neuere Schriftsteller mit diesen Dingen kurzen Prozess gemacht und sie entweder abgeleugnet oder symbolisirt, was so ziemlich auf dasselbe hinausläuft. Indessen ist damit nichts geholfen, wir gewinnen damit weiter nichts, als dass wir historische Thatsachen, die zwar in ihren Einzelheiten vielfach durch die Dichter ausgeschmückt sind und chronologisch sich nicht ganz genau fixiren lassen, aber nichtsdestoweniger in der Hauptsache historisch begründete Facta sind, gegen eine wüste Masse von Träumereien vertauschen.

Im Ganzen dürften wir nicht sehr irren, wenn wir die Zeit von 1300 bis 1200 v. Chr. als die Dauer der Amazonenherrschaft am Pontus ansetzen; die chronologische Bestimmung der einzelnen Ereignisse aber ist unmöglich, — dagegen sind wir im Stande, die chronologische Folge der Ereignisse mit völliger Schärfe anzugeben, und dadurch selbst eine ungefähre Chronologie in Zahlen herzustellen, welches letztere jedoch nicht meine Absicht ist.

In Betreff des Abbrennens der rechten Brust ist Diodor mit allen Schriftstellern in vollständiger Uebereinstimmung, und dass die Amazonen von diesem Umstand ihren griechischen Namen haben, darüber sind alle Alten einig. Amazonen ist also kein Eigenname, sondern ein Name, den die Griechen solchen Frauen gaben, ohne Rücksicht auf geographische oder ethnographische Beziehung; es ist ein Name wie Nomaden, Neger u. s. w. Wie es indessen keinen Unsinn giebt, der nicht von irgend jemand in vollem Ernste behauptet worden wäre, so finde ich in

Meyer's Conversations-Lexicon Band I. S. 628 einen Mann, welcher sich anmasst, besser griechisch zu verstehen, als alle Griechen der alten und neuen Zeit zusammen, indem er behauptet, die Amazonen wären „die reinen nährenden Quellnymphen“ und ihr Name bedeute nicht die Brustlosen, sondern die „Starkbrüstigen.“ Den Beweis dafür, wie für die „reinen nährenden Quellnymphen“, überlassen wir, wie billig, dem scharfsinnigen Verfasser.

§. 17. „Ihre Tochter folgte ihr in der Regierung, ei-„ferte ihrer Mutter an Tapferkeit nach, übertraf sie aber „in ihren Thaten theilweise. Denn sie übte die Jungfrauen „von der zartesten Jugend an in der Jagd und liess sie „täglich kriegerische Uebungen vornehmen. Auch liess „sie dem Ares und der Artemis Tauropolis reiche Opfer „bringen. In einem Feldzuge jenseit des Tanais bekriegte „sie alle Völker bis nach Thracien, und als sie mit vieler „Beute heimkehrte, liess sie den genannten Göttern präch-„tige Tempel bauen; sie regierte die besiegten Völker „mit Gerechtigkeit, wesshalb sie sich einer grossen Popu-„larität erfreute. Auch unternahm sie einen Feldzug auf „der andern Seite, eroberte einen grossen Theil von Asien „und dehnte ihre Herrschaft bis Syrien aus. Nach ihrem „Tode kam die Herrschaft allemal an diejenigen, denen „sie gebührte; diese regierten ausgezeichnet, und die Nation „der Amazonen nahm zu an Macht und an Ruhm.“ (Diod. Sic. Lib. II, cap. 46.)

Der Schluss dieser Stelle scheint anzuzeigen, dass die beiden ungenannten Königinnen des Diodor, Mutter und Tochter, den beiden gleichzeitigen Königinnen des

Trogus Pompejus vorangingen; zwar lässt sich der Beweis nicht mit völliger Schärfe führen, indessen lässt sich vielleicht Einiges durch Combination herausbringen.

Diodor erzählt (s. oben §. 12), dass die Königin Myrina die gleichnamige Stadt an der Küste von Kleinasien zwischen Pergamum und Smyrna angelegt habe, und wir haben schon dort bemerkt, dass diese Myrina auf keinen Fall die Königin der africanischen Amazonen sein könne. Wir werden auch sogleich sehen, dass die Stadt Smyrna von einer Amazone gleiches Namens angelegt wurde, der man auch die Erbauung von Ephesus zuschreibt. Es ist möglich, dass diesen Angaben ein und derselbe Name zum Grunde liegt, indem Myrina und Smyrna für den Kenner der griechischen Sprache gar nicht so sehr verschieden sind, als es auf den ersten Anblick erscheint. Der Name Smyrna, fals er nicht griechisch ist (σμύρνη die Myrrhe), ist augenscheinlich mit Semiramis verwandt, was ich jedoch nicht dahin will verstanden haben, dass die Königin von Assyrien dieses Namens die Städte Myrina, Smyrna und Ephesus angelegt habe; der Name kommt aber im Orient in alter Zeit häufig als Frauenname vor, und ich selbst habe manche Inschrift mit diesem Namen copirt. Ferner findet sich in der Ilias eine sehr merkwürdige Stelle (II, 811—814):

„Vor der Stadt ist ein hoher Hügel
„Auf der Ebene, isolirt, von allen Seiten zugänglich,
„Die Menschen nennen ihn Batiea,
„Die Unsterblichen aber das Denkmal der Springerin Myrina,“

d. h. der heutige Name ist Batiea, der alte Name aber „das Denkmal der Myrina“, welche wahrscheinlich hier das Ende ihrer Laufbahn fand; es ist der kleine Hügel neben den Quellen des Scamander.

Südwärts von Angora ist ein District, welcher Haimané heisst; dieser Name lässt sich weder aus dem Griechischen noch aus dem Türkischen erklären; es ist daher jedenfalls ein alter Name, welche Vermuthung dadurch ihre Bestätigung erhält, dass die Alten auf dem rechten Ufer des Halys ebenfalls eine Landschaft Chammanene kannten. Die Bewohner von Haimané haben eine Sage bewahrt, laut welcher hier ehemals eine Fürstin von armenischer Herkunft, namens Maria, geherrscht habe, und dass von ihr die Landschaft den Namen habe, nämlich Haik Mana, d. h. das armenische Mariechen; Haik heisst „Armenien“, Mana ist die armenische Diminutivform für Maria. Erwägen wir nun ferner, dass ostwärts von Chammanene der alte District Morimene lag, welcher ebenfalls die Elemente eines Namens enthält, welcher Maria, Myrina oder dem ähnlich lautete, so gewinnt die Sache ein bestimmteres Aussehen.

Auch in der Hauptstadt von Paphlagonien, Kastamuni (Kastamboli), fand ich diese Sage vor. In dieser Stadt befindet sich ein Kloster der Derwische vom Orden des Abdülkader Gilani, welches laut einer Inschrift über dem Portal im Jahre der Hidschret 671 (1272) erbaut wurde; der Name dieses Klosters ist Jilanlü Tekkie, d. h. Schlangenkloster. Der Scheich des Klosters sagte mir, es sei das älteste Gebäude in der Stadt, viel älter als die Inschrift

anzeige; Kastamuni habe seinen Namen von einer Fürstin, die hier ehemals regiert habe; ihr Name sei Moni oder Muni, und sie sei niemals vermählt gewesen; Kastamuni bedeute das „Schloss der Muni"; das Kloster aber sei das Münzgebäude dieser Fürstin gewesen. — Also auch in Paphlagonien besteht noch die Sage von einer Fürstin Moni oder Muni, welches, wie wir so eben gesehen haben, die armenische Diminutivform des Namens Maria ist.

Gehen wir noch weiter nach Westen, so treffen wir in Mysien ein paar Localitäten, an welche sich ebenfalls die Erinnerung an eine Fürstin knüpft; Kirmasti, ein Ort westlich von Brussa, soll 1337, als es von den Osmanen erobert wurde, von einer Fürstin beherrscht worden sein, welche bei den ältesten osmanischen Geschichtschreibern verschiedene Namen führt; bei Aaschik Paschazade lautet er Kala Masturia, d. h. die schöne Meisterin; bei Chodscha Seadeddin aber Kir Masturia, d. h. die Frau Meisterin. Wenige Stunden nördlich davon liegt Manias mit den Ruinen eines alten Kastells und andern alten Denkmälern, welche man für Ueberbleibsel des alten Poemanenum hält. Poemanenum aber erinnert durch seine Form genau an Haimane und Chammanene, sobald man nur erwägt, dass in der armenischen (und also wahrscheinlich auch in der cappadocischen) Sprache das *h* einem persischen und griechischen *f*, *p* oder *b* entspricht, z. B. *hraman* = *ferman* (Befehl), *hur* = πῦρ (Feuer), *hreschtag* = *ferischta* (Bote, Engel), *hink* = *pantsch* = πέντε (fünf) u. s. w. Was nun die Vorsilbe Hai, Cham oder Poe betrifft, so ist es nicht leicht, ihre Bedeutung aufzufinden, weil alle kleinasiati-

schen Sprachen bis auf wenige Trümmer untergegangen sind; es ist möglich, dass ihnen das Sanskritwort *bhumi* (Erde, Land) zum Grunde liegt, welches auch im Altpersischen in derselben Bedeutung vorkommt, und sich noch im Neupersischen in der Zusammensetzung *merzibum,* d. h. Gränzland, erhalten hat. Demnach würden alle drei Namen „das Land der Mana“ bedeuten.

In der Troas und in Aeolien endlich kommt der Name Myrina wieder zum Vorschein wie wir schon gesehen haben.

Wir finden also über das ganze nördliche Kleinasien von Troja, Myrina und Smyrna an bis jenseit des Halys die Sage von einer kriegerischen jungfräulichen Fürstin verbreitet, und in Ermangelung der ursprünglichen Namensform gehen wir wohl am sichersten, wenn wir die älteste beglaubigte Form, Myrina, als die wirkliche annehmen. Als das Christenthum bis hierher vordrang, hielt man vielleicht Myrina für den Namen Maria (welcher bekanntlich in allen semitischen Sprachen, also in der Urform, Mirjam lautet), und die christlichen Cappadocier und Armenier haben schliesslich aus diesem ihnen geläufigen Namen Mana oder Muni gemacht.

Nunmehr ist es gar nicht so absurde, in den Sculpturen von Bogazköi und Uejük in der Landschaft Morimene Darstellungen von dem Zusammentreffen der Amazonenkönigin Myrina mit einem Sakenfürsten zu erblicken, wie schon Texier, der erste Entdecker dieser Sculpturen, anfangs vermuthete. Weil aber damals die Amazonen für mythische Wesen, für Mondpriesterinnen oder für reine

nährende Quellnymphen gehalten wurden, so war es unzulässig, bei Texier's Hypothese auch nur eine Minute zu verweilen, und der allgemeine Widerspruch veranlasste diesen selbst, seine frühere Meinung aufzugeben. Seitdem stehen sich zwei Hypothesen gegenüber, nämlich die spätere von Texier und von Kiepert, welche darin eine Darstellung der Sakäenfeier finden, und die von Bähr und Dr. Barth, welche darin eine Darstellung von dem Frieden zwischen Cyaxares und Alyattes finden. Ich habe mich an einem andern Orte gegen beide Hypothesen ausgesprochen, hauptsächlich aus dem Grunde, weil im Orient Religion und Politik niemals zu trennen sind; die Darstellungen sind also weder rein religiös noch rein geschichtlich, und letzteres um so weniger, da die Schlacht zwischen Cyaxares und Alyattes die Bewohner von Morimene nicht im geringsten interessirte; bei dem losen Abhängigkeitsverhältniss entfernter Länder konnte es diesen höchst gleichgültig sein, ob sie ihren geringen nominellen Tribut nach Sardes zum Alyattes oder nach Ecbatana zum Cyaxares schickten. Als ich die angedeutete Abhandlung schrieb, beachtete ich die frühere Hypothese Texier's zu wenig, weil sie nirgends Anklang gefunden hatte, und weil ich damals selbst den Amazonen keine specielle Aufmerksamkeit widmete; ich begnügte mich damit, dass ich das Unzureichende der bisher zur Geltung gebrachten Erklärungsversuche nachwies. Eine neue Betrachtung der Sculpturen aber überzeugte mich, dass Texier's erste Ansicht die allerrichtigste war. In der That war für die Saken, welche sowohl hier, als weiter ostwärts

in Zela und Comana ihre Wohnsitze hatten, ein Besuch der stammverwandten Amazonenfürstin, vermuthlich zum Zweck eines Connubium, von tiefer Bedeutung. Wir sehen sowohl in Bogazköi als in Uejük das Bildniss einer Fürstin in langem, wallendem Gewande, und ihr Gefolge mit der Sagaris (dem Doppelbeil) bewaffnet gleich den Saken, und die hin und wieder angebrachten Symbole scheinen den Zweck der Zusammenkunft deutlich genug anzuzeigen. Die beiden Kobolde, welche, von der Ebene der übrigen Figuren abgesondert, einen Doppelgegenstand in die Höhe halten, wurden mit Recht für die Darstellung eines cosmischen Phänomens gehalten; Dr. Barth sieht darin eine Versinnlichung der Sonnenfinsterniss, welche sich während der Schlacht zwischen Cyaxares und Alyattes ereignete und der Schlacht ein Ende machte. Gegen diese Ansicht lässt sich vornehmlich einwenden, dass man damals in jenen Gegenden schwerlich die wahre Ursache einer Sonnenfinsterniss kannte, abgesehen davon, dass die Sonne in diesen Sculpturen doch etwas gar zu geringfügig dargestellt ist; eine unbefangene Betrachtung mit gesunden und ungetrübten Augen erkennt darin zwei Monde, beide als Halbmonde dargestellt, und was diese zwei Monde bedeuten, erfahren wir ganz genau aus Strabo.

„Zwei Monate im Frühling gehen die Amazonen auf „das benachbarte Gebirge, welches sie von den Gargarern „trennt; auch diese gehen nach alter Sitte hinauf, opfern „mit den Weibern und wohnen ihnen bei, um Kinder zu erzeugen.“ (Strabo Geogr. Lib. XI. cap. 5.)

Ich glaube nicht, dass nach dieser Hypothese irgend

ein Theil dieser Sculpturen von Bogazköi noch einer weitern Erklärung bedarf; hat es aber mit dieser Hypothese seine Richtigkeit, so ergiebt sich daraus das nicht uninteressante Factum, dass der deutsche Reichsadler (welcher auf den mehrerwähnten Sculpturen neben der Königin dargestellt ist) ursprünglich das Wappen der Amazonen war. Dieses Factum aber führt abermals zu weiteren Folgerungen.

Es ist von Bähr, Ritter und Dr. Barth nachgewiesen, dass Bogazköi das Pteria des Herodot sei; ich habe die Gründe dafür sorgfältig geprüft und gefunden, dass sich nichts dagegen einwenden lässt; dagegen fehlt uns der mittelalterliche Name des Ortes, den ich in der mehrerwähnten Abhandlung nachgewiesen habe: es war das Thebasa der Byzantiner, welchen Namen auch schon Plinius hat, und welcher sich bis heute in dem Namen Jükbas (so heisst das zweite Dorf, eine Viertelstunde nordwärts von dem eigentlichen Bogazköi, mit dem es gewissermassen einen Doppelort bildet) freilich in etwas stark verstümmelter Gestalt erhalten hat. Pteria ist bekanntlich nur eine Uebersetzung des alten einheimischen cappadocischen Namens und bedeutet „Flügelstadt"; dasselbe bedeutet Thebasa, denn *tjev* bedeutet im Armenischen (also auch wohl im Cappadocischen) einen Flügel, und *as* bedeutet bekanntlich in allen kleinasiatischen Sprachen eine Stadt (vgl. Assus, Haliassus, Halicarnassus, Iassus u. s. w.). Tjevas also war der ursprüngliche Name des Ortes, den die späteren Griechen, soweit es ihr Alphabet zuliess, ziemlich genau durch Θήβασα (welches natürlich nach neugriechischer Aussprache zu lesen ist) wieder-

geben. Die Araber, denen der wahre Name wohl eben so ungelenk und ungeschlacht vorkam, wie den Griechen, machten ihn sich mundgerecht, indem sie ihn in *sifsaf*, d. h. Weidenbaum, verwandelten, und die Türken aus gleicher Ursache in *Jükbas* (d. h. reiss nieder und zertritt). Pteria ist also die Uebersetzung von Tjevas (Thivasa, Sifsaf, Jükbas), und man hat den Namen aus dem Umstande erklärt, dass die Sculpturen unter andern einen Doppeladler darstellen.

Ich habe vorhin (§. 14) gezeigt, dass die letztere Hälfte des Namens Themiscyra das persische Wort *schehr* (Stadt) ist; über die erstere Hälfte wagte ich nur eine schwache Vermuthung auszusprechen. Bei näherer Ueberlegung finde ich, dass Themiscyra dasselbe ist, was Thebasa (Tjevas), nämlich Flügelstadt. Der Nachweis ist leicht gegeben. Es ist längst bekannt, dass die Keilinschriften zweiter Gattung in einer Sprache abgefasst sind, welche zum tatarischen Stamm gehört, und dass diese Sprache unter andern die Eigenthümlichkeit hat, dass die Consonanten desselben Organs sich leicht mit einander verwechseln, so dass ein und dasselbe Zeichen zweifache Geltung hat, *d* und *t*, *k* und *g*, *p* und *b*, *s* und *sch*, eine Eigenthümlichkeit, welche das heutige Türkisch ebenfalls hat; so sagt man z. B. in Constantinopel *tasch*, *dag*, *kar*, *bunar*, in Anatolien aber *dasch*, *tag*, *gar*, *pungar* (Stein, Berg, Schnee, Quelle). Eben so hat diese Sprache der zweiten Keilschriftgattung für die beiden Laute *m* und *w* nur ein einziges Zeichen, und Medien lautet dort entweder *Mada* oder *Wada*. Erinnern wir uns an diese Eigenthümlichkeit; so darf es uns nun-

mehr nicht auffallen, dass Themiscyra ganz dasselbe bedeutet wie Tjevas (Thebasa oder vielmehr Thivasa mit englischem *th*), Themiscyra ist also *Tjev-schehr* = *Tjev-as*, Flügelstadt.

Indessen dürfte es Zeit sein, von dieser Abschweifung, welche der kühnen Hypothesen vielleicht schon zu viel enthielt, zu unserm eigentlichen Gegenstande zurückzukehren.

§. 18. „Die Amazonen hatten zwei Königinnen, Mar„pesia und Lampedo, welche das Heer in zwei Theile „theilten, und als sie schon mächtig geworden waren, führ„ten sie abwechselnd Krieg (nach aussen) und verthei„digten die Heimat. Und damit sie ihren Erfolgen eine „gewisse Autorität gäben, behaupteten sie, Töchter des „Mars zu sein. Sie eroberten daher einen grossen Theil „von Europa und auch einige Staaten von Asien. Nach„dem sie Ephesus und viele andere Städte gegründet hat„ten, führten sie einen Theil des Heeres mit unermess„licher Beute zurück. Die übrigen, welche zurückblieben, „wurden nebst ihrer Königin Marpesia in einem Treffen „mit den Barbaren getödtet.“ (Justin. Lib. II, cap. 4.)

Eben so P. Orosius (I, 15) und Aethicus (p. 51), welcher letztere die beiden Königinnen Marpoesia und Lampoeto nennt und hinzufügt, sie seien schön und verständig gewesen. Der Name Marpesia bedeutet „Männermörderin“, wie wir später sehen werden.

Hier dürfte der geeignete Ort sein, die Nachrichten über die Anlage verschiedener Städte durch die Amazonen zusammenzustellen, da sie den beiden Königinnen Marpesia und Lampedo zugeschrieben werden.

§. 19. Pitane. Ueber die Anlage dieser Stadt durch die Amazonen habe ich kein anderes Zeugniss auffinden können, als die vorhin angeführte Stelle aus Diodor.

Myrina. „Die erste Stadt in Aeolis heisst nach dem „Namen ihrer Gründerin Myrina.“ (Pompon. Mela I, 18.)

Strabo (XI, 4. 5) erwähnt gleichfalls dieser Gründung, ohne jedoch daran zu glauben.

Cyme. „Die zweite Stadt in Aeolis wurde von Pe- „lops nach der Besiegung des Oenomaus und bei seiner „Rückkehr aus Griechenland angelegt; Cyme, die Anfüh- „rerin der Amazonen, vertrieb die Bewohner und nannte „sie Cyme.“ (Pomp. Mela I, 18.)

„Cyme, eine Stadt in Aeolis, Lesbos gegenüber, von „der Amazone Cyme benannt; sie hiess auch Amazonion.“ (Steph. Byz. in voce.)

Smyrna. „An der Küste liegt Smyrna, von einer „Amazone angelegt, und von Alexander wieder aufgebaut.“ (Plin. Hist. Nat. V, 31.)

„Smyrna, eine Stadt in Ionien, welche zuerst Tan- „talus erbaute; damals wurde sie Naulochum genannt, „später aber Smyrna von der Amazone Smyrna, welche „Ephesus beherrschte.“ (Steph. Byz. in voce.)

Auf der Acropolis von Smyrna befindet sich noch der Kopf der Amazone Smyrna als Ueberrest einer Statue.

Ephesus. „In Ionien ist Ephesus und der berühmte „Tempel der Diana, welchen die Amazonen nach der Erobe- „rung von Asien geweiht haben sollen.“ (Pomp. Mela I, 17.)

„Ephesus ist eine berühmte Stadt in Ionien; die Zierde „von Ephesus ist der Tempel der Diana, ein Bau der

„Amazonen, ein Prachtgebäude, so dass Xerxes ihn ver„schonte, während er alle andern Tempel in Asien ver„brennen liess.“ (C. Jul. Solin. Polyhist. c. 13.)

„An der Küste ist ein Orakel und Ephesus, ein Werk „der Amazonen.“ (Plin. Hist. Nat. V, 31.)

„Ephesus wurde von der Amazone Smyrna Smyrna „genannt; es wurde aber später von einer Amazone be„nannt, welche eine Fürstin und Priesterin der Artemis „gewesen sein soll; dieselbe soll eine Tochter Amazon ge„habt haben, von welcher die Amazonen benannt wurden.“ (Steph. Byz. in voce.)

„Ephesus soll von einer Amazone benannt sein; An„dere aber behaupten, es habe seinen Namen von dem „Zuge (ἐφεῖναι) des Hercules von Mycale bis nach Pitane „gegen die Amazonen.“ (Heraclid. Polit. XXXIII.)

„Alle Städte verehren die ephesische Artemis, und „die Menschen erweisen ihr vor allen Göttern eine beson„dere Ehre. Die Ursache aber, wie es mir scheint, ist „der Ruhm der Amazonen, welche das Bildniss aufgerich„tet haben sollen, und weil dieses Heiligthum schon in „uralten Zeiten erbaut war.“ (Pausan. IV, 31, 6.)

„Auch die kampfbegierigen Amazonen errichteten dir „einst an den Gestaden von Ephesus ein Bildniss auf dem „Stamm einer Buche; Hippo aber vollendete das Heilig„thum; sie tanzten darauf, upische Herrscherin, den „Waffentanz, zuerst mit Schilden bewaffnet, im Kreise „stehend, einen weiten Tanz bei dem hellen Schalle der „Syringe, damit sie gleichzeitig sich bewegen (denn da„mals bediente man sich noch nicht der Flöte aus Hirsch-

„geweih, ein den Hirschen verderbliches Werk der Athene); „der Wiederhall verbreitete sich bis nach Sardes in den „berecynthischen Nomos; sie stampften mit den Füssen „und liessen die Köcher rauschen. Um jenes Bild wurde „darauf ein weiter Bau errichtet, wie das Morgenland kei- „nen göttlicheren und reicheren gesehen hat; wenn auch „Python leicht vorüber ging, so drohte doch der über- „müthige Lygdamis auf seinem Zuge das Heiligthum zu „zerstören, als er ein zahlloses Heer der pferdemelkenden „Cimmerier, welche am Ufer des inachischen Bosporus „wohnen, herbeiführte. Ha, der elende Fürst, wie hat er „sich geirrt! weder er, noch irgend ein anderer, so viele „Wagen auch damals auf der caystrischen Wiese waren, „kein einziger kehrte nach Scythien zurück. Denn dein „Bogen schützt beständig Ephesus.“ (Callimach. Hymn. in Dian.)

Dagegen schreibt Pausanias an einer andern Stelle, wie folgt:

„Das Heiligthum des Apollo in Didymi und das Orakel „ist älter als die Einwanderung der Ionier, viel älter als „die Verehrung, welche die Ionier der Artemis von Ephe- „sus erweisen. Pindar bezog alles, wie es scheint, auf „die Göttin, indem er sagt, dass die Amazonen dieses „Heiligthum erbaut haben, als sie gegen Athen und The- „seus zogen. Die Weiber vom Thermodon opferten nun „damals auch der ephesischen Göttin, deren Heiligthum „sie von Alters her kannten; denn als sie vor Heracles „und schon früher vor Dionysos flohen, kamen sie als „Flehende dahin, aber es wurde nicht von ihnen erbaut;

„Cresos, ein Eingeborner, und Ephesos, der für einen Sohn „des Flusses Caystros gehalten wird, sind die Erbauer „des Heiligthums, und nach diesem Ephesos ist die Stadt „benannt worden. Es wohnten hier rings herum die Le„leger, ein carischer Stamm, und viele Lydier; auch An„dere wohnten um den Tempel herum, um dort zu beten; „eben so Weiber vom Amazonengeschlecht.“ (Pausan. V, 2, 4.)

Noch nennt Strabo unter den von Amazonen angelegten Städten Paphos auf Cypern; ich habe aber nirgends sonst etwas darüber gefunden, auch ist die Sache an sich sehr unwahrscheinlich.

Dagegen sind viele Zeugnisse übereinstimmend für die Niederlassungen der Amazonen an der äolischen und ionischen Küste, namentlich aber in Betreff von Myrina, Smyrna und Ephesus, und trotz der Zweifel Strabo's dürfte die Thatsache feststehen. Nur muss man sich nicht gewaltige Städte darunter denken, wie Ephesus es später ward und Smyrna es noch jetzt ist; es waren schwerlich mehr als Dörfer, wo sich einzelne, von der Hauptmasse der Amazonen versprengte Abtheilungen niederliessen, indem sie hier, wie am Thermodon, treu den Gewohnheiten und Sitten ihrer ursprünglichen Heimat, sich vorzugsweise eine niedrige Gegend am Meere aussuchten. (Beiläufig spricht auch dieser Grund für die Anlage Themiscyra's durch die Amazonen, indem bekanntlich die Griechen sich immer eine erhöhte Gegend am Meere zur Anlage ihrer Städte aussuchten.) Ob sie den Tempel der Diana zu Ephesus erbauten, wollen wir dahin

gestellt sein lassen; es ist nicht wahrscheinlich, dass ein solcher berühmter Prachtbau, den die Alten zu den sieben Wunderwerken der Welt zählten, von Frauen erbaut wurde, welche, durch Noth getrieben, eine kriegerische Lebensart führten. Wahrscheinlicher ist dagegen die Angabe, dass sie ein Bildniss der Diana in Ephesus aufstellten, ein rohes hölzernes Bild auf einem Buchenklotz, wie Callimachus sagt; denn dass Frauen, welche dem Jägerleben sich widmeten, die Artemis verehrten, ist fast selbstverständlich. Nur mache man nicht alle Amazonen zu Priesterinnen der Mondgöttin, wie die Symboliker thun, ohne zu bedenken, dass ein bloss aus Priestern und Priesterinnen bestehendes Gemeinwesen ohne Laien in sehr kurzer Zeit verhungern würde.

Die Gegenwart bietet viele analoge Erscheinungen dar; Hydra und Spezzia in Griechenland, Helgoland und Blankenese in der Nähe meiner Heimat, sind zu gewissen Zeiten des Jahres fast ausschliesslich von Frauen bewohnt; diese verrichten alle Arbeiten, nicht nur im Hause und auf dem Felde, sondern auch zuweilen auf dem Meere; die Noth treibt sie, besonders wenn sie Wittwen geworden sind. Da aber die menschliche Gesellschaft inzwischen humaner geworden ist, so haben sie nicht nöthig sich zu bewaffnen, um ihr Eigenthum und Leben gegen ihre Nachbarn zu vertheidigen. Im Alterthum aber war es anders; damals war es ein *bellum omnium contra omnes*, der Ausländer war ein Feind, der *hospes* war *hostis*, und das Exil galt der Todesstrafe gleich. Damals also waren Frauen, die sich in solcher Lage befanden, nicht nur genöthigt,

selbst für ihren Unterhalt zu sorgen, sondern auch sich in den Waffen zu üben, um sich gegen ihre Nachbaren zu vertheidigen. Alle diese Dinge sind so einfach, naturgemäss und selbstverständlich, dass nur eine ganz unpraktische Stubengelehrsamkeit auf die Idee gerathen konnte, in der Entwicklung dieser Verhältnisse eine Allegorie des Mondcultus zu sehen.

Ausser den genannten Städten wird auch noch die Anlage von Sinope den Amazonen zugeschrieben.

„Darauf kommt die Stadt Sinope, nach einer der Ama-„zonen benannt, deren Festung einst in der Nähe war; „die Stadt bewohnten ehemals eingeborne Syrer, später „aber, wie man sagt, die Griechen, welche gegen die Ama-„zonen zogen, Autolycus, Deileon, Phlegius, lauter Thes-„salier; darauf der Milesier Habrondas, der von Cimme-„riern getödtet zu sein scheint." (Scymnus Chius, 941—949.)

Inzwischen ist die Sage schwerlich begründet, da die Localität sich nicht für die Gewohnheiten und Lebensweise der Amazonen eignete.

§. 20. Sehen wir uns jetzt in ihren Wohnsitzen am Thermodon etwas um.

„Themiscyra ist eine Ebene, die vom Meere bespült „wird, das ungefähr sechzig Stadien von der Stadt ent-„fernt ist; auf der andern Seite wird sie vom Gebirge be-„gränzt, welches mit Waldungen bewachsen und von Flüs-„sen durchströmt ist, die dort entspringen. Alle diese „Flüsse vereinigen sich zu einem einzigen, der sich in „die Ebene ergiesst und Thermodon heisst." (Strabo Geogr. Lib. XII, cap. 3.)

„An der Küste ist der Fluss Thermodon, welcher „bei dem Castell Phanaroea entspringt und am Fusse des „Amazonenberges vorbeifliesst. Es hat eine Stadt desselben Namens gegeben, und noch fünf andere, Amazonium, „Themiscyra, Sotira, Amasia, Comana (welche jetzt ein „Orakel ist)." (Plin. Hist. Nat. VI, 4.)

„Nach dem Iris ragt zunächst das grosse und mächtige „Ancon hervor; hierauf ergiesst sich die Mündung des „Thermodon in den ruhigen Golf bei der themiscyreni„schen Spitze, ein weites Uferland durchströmend. Hierauf „kommt die Ebene von Doeas und in der Nähe die drei „Städte der Amazonen; nach ihnen das Land der Chaly„ben" u. s. w. (Apoll. Rhod. Argonaut. II, 369 ff.)

„An demselben Tage umschifften die Argonauten das „hafenreiche Vorgebirge der Amazonen. In dem Golf, an „der Mündung des Thermodon, landeten sie, da das Meer „in Bewegung gerieth. Diesem Flusse gleicht kein anderer „Fluss oder Strom, so viel ihrer auf der Erde fliessen, „denn 96 Flüsse vereinigen sich mit ihm, wenn man sie „alle genau zählt, wirklich aber hat er nur eine einzige „Quelle. Diese ergiesst sich in das Uferland von den „hohen Bergen, welche die Amazonischen heissen. Ihm „gegenüber erstreckt sich ein höheres Land, wo gekrümmte „Pfade sind, die sich beständig winden, vorzüglich nach „dem niedrigen Ufer, dieser von ferne, jener in der Nähe; „viele namenlose Furten aber sind vorhanden, die sich „bald bei dem gekrümmten Vorlande in den ungastlichen „Pontos ergiessen. — Die Amazonen sind nicht sehr milde „und gerecht; die Bewohner der döantischen Ebene sind.

„übermüthig und sinnen nur auf kriegerische Thaten; „denn sie sind Töchter des Ares und der Nymphe Har- „monia, welche dem Ares kampfbegierige Mädchen gebar, „als sie in den Schluchten des alemonischen Hains ver- „weilte.... Die Amazonen wohnen nicht vereinigt an „einem einzigen Orte, sondern nach Stämmen getheilt an „drei verschiedenen Punkten des Landes. Ein Stamm ist „derjenige, welchen Hippolyte beherrscht, ein anderer „wohnt bei Lycastus, und der dritte sind die speerschwin- „genden Chadesier.“ (Apollon. Rhod. Argon. II, 964 ff.)

Die Stadt Lycastus lag, wie wir aus den alten Geographen ersehen, unmittelbar dem heutigen Samsun gegenüber, auf der rechten Seite des Flüsschens Lycastus, das sich bei dieser Stadt ins schwarze Meer ergiesst. Samsun selbst bewahrt in seinem Namen das Andenken an die Amazonen, denn der ältere Name Amisus (Ἀμισός) bedeutet wohl nichts anders als Amazonenort. Chadesia ist ebenfalls ein kleiner Fluss, an dessen Mündung ehemals eine kleine Stadt lag, vierzig Stadien ostwärts von Lycastus.

Der Name des Amazonengebirges hat sich bis jetzt erhalten, nämlich Mazun Daghi, wie Hamilton und Fallmerayer übereinstimmend bestätigen.

Ich komme hier noch einmal auf den Namen der Amazonen zurück; ich habe bereits vorhin erwähnt, dass die Herleitung des Namens von μάζα (Brust) bis jetzt nicht angefochten ist, und ich sehe auch keinen Grund dazu. Aber das ist eine griechische Ableitung, und die Amazonen haben schwerlich griechisch gesprochen. Es lassen

sich nun zwei Möglichkeiten denken: entweder die Amazonen benannten sich selbst in ihrer eigenen Sprache mit einem Namen, welcher dem griechischen ganz unähnlich ist, oder die griechische Form ist der ursprünglichen ähnlich und nur dem Genius der griechischen Sprache angepasst, um in dieser eine prägnante Bedeutung zu haben. Letzteres ist mir wahrscheinlicher, denn „die Brustlosen" würden, wenn nicht eine ausländische Namensform als Muster vorgeschwebt hätte, αἱ ἄμαζοι heissen und nicht αἱ Ἀμαζόνες. Da nun die pontischen Amazonen die einzigen sind, mit welchen die Hellenen in Berührung kamen, so vermuthe ich, dass ihr ursprünglicher einheimischer Name Amazon oder dem ähnlich lautete, und es käme darauf an, zu ermitteln, was dieses Wort bedeutet. In der letzteren Hälfte des Wortes erkennt man ohne Zweifel das persische Wort *zen*, Frau, armenisch *gin* oder *kin*, griechisch γυνή, polnisch, illyrisch u. s. w. *żona*; — schwieriger dagegen ist die Erklärung der ersteren Hälfte, für welche ich bis jetzt noch keine befriedigende Etymologie gefunden habe. In der Sprache der Keilinschriften zweiter Gattung findet sich ein Wort *amaka* oder *avaka* „rebellavit"; sollte der Stamm dieses Wortes in dem Namen der Amazonen stecken, so würde letzterer „die rebellischen Weiber" bedeuten, ähnlich wie die Zaporoger Kosacken, welche im vorigen Jahrhundert nach der Eroberung der Krim unter Anführung ihres Hetmann Ignatius in die Türkei auswanderten und sich zum Theil nahe bei Samsun niederliessen, von dem Namen ihres Anführers

noch jetzt bei den Türken „Inad Kazaklar", d. h. die widerspenstigen Kosacken, heissen.

§. 21. Wir haben gesehen, dass Marpesia auf einem Feldzuge von den Barbaren getödtet wurde. Das Nähere über diesen Feldzug erfahren wir aus Aethicus.

„Nachdem die Amazonen einen grossen Theil von „Asien verwüstet hatten, eilten sie mit einem zahlreichen „geharnischten Heere nach Europa. Eine Zeitlang ver„weilten sie bei Ilium am Simois unter Zelten, bereicher„ten ihre Städte mit der Beute und verbargen alles. Die „Scythen erfüllen die Erde mit grossem Schrecken und „kämpfen wiederholt mit den Völkern." (Aeth. Istr. p. 52.)

Es geht aus dieser Stelle hervor, dass der Feldzug gegen Europa gerichtet war, indem die Amazonen bei Troja über den Hellespont setzen wollten; der Feldzug muss aber schon zu Anfang verunglückt sein, weil wir nirgends finden, dass sie schon damals nach Europa übersetzten. Es ist vielmehr glaublich, dass die Trojaner die ungebetenen Gäste zurücktrieben (wir werden sogleich sehen, dass damals zwischen Trojanern und Amazonen ein feindseliges Verhältniss bestand, das sich erst später in ein Bündniss verwandelte), und Marpesia wird irgendwo mit ihrem Heere der feindlichen Uebermacht erlegen sein.

In Kastamuni, wo wir schon vorhin das Andenken an die Amazonen noch heutzutage lebendig gefunden haben, am Fusse des Castells befindet sich eine Höhle von sonderbarer Bauart; der Eingang ist viereckig und niedrig; nachdem man durch diesen Eingang auf allen Vieren gekrochen ist, entdeckt man, dass die Höhle sich

erweitert, und diese innere Höhle hat die Form eines Tonnengewölbes. Der ehemalige Inhalt ist längst beseitigt, und man findet dort nur noch lose Steine. Dieser Ort heisst bei den Eingebornen Kyrk Kyzlar, „die vierzig Mädchen“, indem die Sage behauptet, vierzig Mädchen seien auf irgend einem Zuge hier umgekommen und begraben. Augenscheinlich ist also hier ein Amazonengrab, und da die Geschichte nur diesen unglücklichen Zug der Marpesia gegen Troja kennt, so ist es wahrscheinlich, dass sie auf ihrem unfreiwilligen Rückzuge nach der Heimat hier mit einem paphlagonischen oder henetischen Heere zusammenstiess und ihren Tod fand. Ob ihr Heer gerade aus vierzig Personen bestand, wage ich nicht zu behaupten, da vierzig im Türkischen eine unbestimmte Zahl ist; aber gross wird ihr Heer auf keinen Fall gewesen sein.

§. 22. „Ihr (der Marpesia) folgte in der Regierung „ihre Tochter Orithya, welche neben einer ausgezeichne-„ten Kenntniss des Kriegswesens noch den Ruhm einer „bis an ihr Ende bewahrten Jungfräulichkeit erwarb.“ (Justin. II, 4; eben so Paul. Oros. I, 15.)

Ueber Lampedo erfahren wir nichts weiter, denn die zunächst folgenden Ereignisse erwähnen zweier Schwestern, welche damals die Herrschaft theilten; über den Namen der älteren, Orithya, sind alle Urkunden einig; über den Namen der jüngeren aber ist es schwer, die verschiedenen Angaben zu vereinigen; Einige nennen sie Antiope, Andere Hippolyte. Im Grunde ist es gleichgültig, wie sie hiess, und da der berühmte Zug des Hercules gegen sie gerichtet war, so werde ich die verschiedenen Berichte darüber

zusammenstellen, ohne mich auf den Streit einzulassen, ob die Gegnerin des Alciden Hippolyte oder Antiope hiess. Wahrscheinlicher ist jedoch aus dem ferneren Verlauf der Geschichte, dass es Antiope war. Ebenso scheint Orithya auch von einigen Schriftstellern Otrere genannt zu sein, denn wir finden später die Penthesilea theils als Tochter der Otrere erwähnt, theils als Nachfolgerin der Orithya.

Ehe ich aber den Zug des Hercules vornehme, ist es nöthig zu berichten, was die ältere Schwester, Orithya oder Otrere, während dieser Zeit that.

§. 23. „Orithya führte auswärts Krieg." (Justin. II, 4.)

„Bei den Mosynöken vorüber fahrend, gelangt ihr an „eine flache Insel, von welcher sich unverschämte Raub„vögel erheben und sich in ungeheurer Anzahl auf eine „öde Insel begeben; dort erbauten Otrere und Antiope, „die Königinnen der Amazonen, dem Ares einen steiner„nen Tempel, als sie sich dort lagerten." (Apollon. Rhod. Argon. II, 382 ff.)

Diese Insel hiess von dem Tempel des Mars die Marsinsel (Ἀρῆος und Ἀρητιὰς νῆσος) auch Chalconitis (Plin. Hist. Nat. VI, 13), jetzt Kiressun Adassi.

„Schnell seine eherne Rüstung anlegend, warf Belle„rophon das weibliche Schützenheer der Amazonen, welche „von den öden Gestaden des kalten Aethers herabgekom„men waren, nieder." (Pindar. Olymp. XIII, 96 ff.)

„Zum dritten bekämpfte Bellerophon die mannhaften „Amazonen." (Homeri Ilias VI, 186. Vgl. auch Apollod. Bibl. Myth. II, 3, 2.)

Priamus erzählt der Helena:

„Ich kam in das weinreiche Phrygien, wo ich sehr „viele Phrygier, rosselenkende Männer sah, und die Völ-„ker des Otreus und des göttlichen Mygdon, welche da-„mals an den Ufern des Sangarius kämpften. Auch ich, „der ich damals noch jung war, wurde auserlesen mit „jenen an dem Tage, wo die mannhaften Amazonen ka-„men; aber ihrer waren nicht so viele, als der Achäer mit „feurigen Augen.“ (Hom. Il. III, 183 ff.)

Das Andenken an diesen Zug, über welchen, wie man sieht, nur sehr dürftige und fragmentarische Andeutungen in den alten Schriftstellern vorhanden sind, ist noch heut-zutage an den Ufern des Sangarius in Phrygien lebendig. Als ich in Pessinunt und dessen Umgegend mich nach Traditionen aus der Vorzeit erkundigte, erzählte man mir, es habe hier ehemals eine Fürstin Ebrussia geherrscht. Ebrussia weicht allerdings etwas von Orithya ab, aber was kann man mehr verlangen von einem Namen, der über dreitausend Jahre sich erhalten hat, ohne mit einer bestimmten Localität verbunden zu sein? Ich hielt früher Ebrussia für eine Entstellung des Wortes Phrygia, aber ich muss diese Meinung zurücknehmen, weil ich mich überzeugt habe, dass der Name Phrygia im Lande selbst niemals im Gebrauch war. Schreibt man aber Orithya mit arabischen Buchstaben, so nähert man sich schon ganz ausserordentlich dem Namen Ebrussia, denn ein Türke würde ihn Evrissia lesen.

§. 24. Die chronologische Ordnung führt uns jetzt auf den Zug des Hercules, den ich trotz aller poetischen

Ausschmückungen für ein historisches Factum halte. Ich weiss wohl, dass ich damit mancher herrschenden Ansicht widerspreche, da man im Allgemeinen nicht geneigt ist, einen historischen Hercules anzunehmen. Buttmann hat eine geistreiche Abhandlung über die Herculessage geschrieben; es scheint aber, dass der gänzlichen Durchführung seiner Hypothese einige Kleinigkeiten im Wege standen, die er, vielleicht mit grossem Widerstreben, als historische Elemente bezeichnete. Hercules soll das Symbol des Sonnencultus sein, und seine Geburt und Kindheit, seine zwölf Arbeiten, sein Wahnsinn und sein Tod, seine Versetzung unter die Götter, alles wird darauf gedeutet; dabei fehlt es denn auch nicht an Cirkelschlüssen, denn indem schon die Mythographen, Alexandriner, Neuplatoniker u. s. w. zum Behufe ihrer Ansichten die Sage mit neuen Ausschmückungen vermehrten, werden diese neuen Ausschmückungen zum Theil als Belege für die Allegorie angeführt. Selbst die sogenannten zwölf Arbeiten sind eine spätere Ausschmückung, um den Sonnenlauf durch die zwölf Zeichen des Thierkreises dadurch anzuzeigen. Um so grösseres Verdienst hat daher O. Müller, welcher in seinem klassischen Werke „die Dorier" wiederholt auf die historische Existenz des Hercules hinweist, und darauf dringt, dass die verschiedenen Sagen und Ausschmückungen sorgfältig auseinander gehalten und getrennt werden. Es scheint aber, dass Müller's Ansichten wenig Beifall gefunden haben; Müller ist der Repräsentant des Urhellenenthums, welcher jeden fremdartigen, namentlich orientalischen Einfluss auf die hellenische Cultur

leugnet; wenn er darin auch Unrecht hat, so sind diejenigen, welche sein System bekämpfen, ihm keineswegs gewachsen; denn indem sie, allerdings mit Recht, den Einfluss orientalischer Cultur in vielen Beziehungen nachweisen, verkennen sie ihrerseits gänzlich das Wesen des Orients. Es ist jedoch hier nicht der Ort, diese Sätze weiter zu entwickeln. Ich verweise nur auf die im Eingange dieser Abhandlung citirte Stelle aus der Real-Encyclopädie der klassischen Alterthumswissenschaft, wo der Zug des Hercules gegen die Amazonen und der Zug der Amazonen gegen Athen zu einem Kampfe zwischen dem Sonnencultus und Mondcultus gemacht wird, also zu einem Religionskriege!

„Als neunte Arbeit trug Eurystheus dem Hercules „auf, den Gürtel der Hippolyte zu bringen. Diese herrschte „über die Amazonen, welche am Thermodon wohnten, ein „sehr kriegerisches Volk, denn sie übten sich in der Tapfer„keit. Und wenn sie Kinder gebaren, nährten sie die „Mädchen und drückten ihnen die rechte Brust aus, damit „sie nicht am Werfen des Speeres verhindert würden; die „linke Brust aber liessen sie, damit sie säugen könnten. „Hippolyte hatte den Gürtel des Ares als Symbol der „Herrschaft über alle Frauen. Auf diesen Gürtel nun „wurde Hercules ausgeschickt, da Admete, die Tochter „des Eurystheus, ihn begehrte.“ (Apollod. Bibl. II, 5, 9.)

Die scharfsinnige Untersuchung, ob der Auftrag des Hercules sich auf den G ü r t e l oder auf das W e h r g e h e n k der Antiope bezog, überlasse ich, wie billig, den Philologen von Fach, deren Beruf es ist, den Unterschied

zwischen τελαμών und ζωστήρ, zwischen *balteus* und *cingulum* festzustellen. Wir nehmen hier Akt von der Erklärung des Mythographen, wo er sagt, der Gürtel des Ares sei das Symbol der Herrschaft über alle Frauen. Die osmanischen Sultane werden bekanntlich nicht gekrönt, sondern bei dem Antritt ihrer Regierung mit dem Schwert umgürtet; wir sehen also, dass dieses Symbol im Orient gebräuchlich ist; die bekannte Stelle im Briefe des Paulus an die Römer (XIII, 4) zeigt, dass nicht bloss dem Heidenthum und dem Islam, sondern auch dem Christenthum das Schwert als Symbol der Herrschaft gilt, und zu den Reichskleinodien des h. römischen Reichs gehört das Schwert Karls des Grossen. Der hausbackene Witz des Arrian von einem „gewissen Gürtel" der Amazonenkönigin Hippolyte gehört also zu jenen plumpen Rohheiten, an denen die Unwissenheit sich ergötzt.

§. 25. „Nachdem er also freiwillige Kampfgenossen „an sich gezogen hatte, schifften sie sich auf einem Schiffe, „ein, und kamen bei der Insel Paros an, wo Eurymedon „Chryses, Nephalion und Philolaus, die Kinder des Minos, „wohnten. Von den im Schiffe befindlichen wurden zwei „durch die Söhne des Minos getödtet. Darüber erzürnt, „tödtete Hercules diese sofort; die übrigen sperrte er ein „und belagerte sie, bis sie durch Unterhändler sich er„boten, dass er statt der getödteten sich beliebige zwei „andere wähle, darauf hob er die Belagerung auf und „wählte die Söhne des Androgeus, des Sohnes Minos, den „Alcäus und Sthenelus, und kam nach Mysien zum Lycus, „Sohn des Dascylus, und von ......, König der Bebry-

„ker, bewirthet, dem Lycus zu Hülfe kommend, tödtete „er viele, unter andern den König Mygdon, Bruder des „Amycus; die Stadt der Bebryker zerstörte er und gab „das Land dem Lycus; dieser nannte das Land Heraclea.“ (Apollod. Bibl. II, 5, 9.)

„Der Ruf der Amazonen erfüllte die Völker mit sol„cher Bewunderung und Furcht, dass selbst Hercules, als „er von seinem Oberherrn den Befehl erhielt, die Waffen „der Königin zu bringen, in eine unvermeidliche Lebens„gefahr gestürzt zu sein glaubte; er sammelte also die „edelste Jugend aus ganz Griechenland, rüstete neun „Kriegsschiffe aus, und trotz dieser grossen Streitmacht „zog er es vor, die Amazonen unvermuthet zu überfallen.“ (P. Oros. 1, 15; ebenso Justin. II, 4.)

An dem Thron des olympischen Zeus zu Olympia befand sich nach Pausanias (V, 11, 2) unter andern Darstellungen ein Gemälde von der Schlacht des Hercules gegen die Amazonen; die Zahl der Streitenden auf beiden Seiten zusammen ist neun und zwanzig. Diese Zahl der Figuren auf einem Gemälde ist indess nicht massgebend; auch der Widerspruch des Apollodor, der nur ein (μία) Schiff angiebt, und des Trogus Pompejus, der nach Orosius und Justinus neun Schiffe angiebt, ist durchaus unerheblich.

In dem vorstehenden Bericht des Apollodorus wird erwähnt, wie Lycus zum Dank für die thätige Hülfe des Hercules das ihm geschenkte Land der Bebryker Heraclea genannt habe; später wurde hier am Meere eine Stadt angelegt, das berühmte Heraclea Pontica, das noch jetzt Eregli oder Benderegli heisst; über die ersten Gründer

der Stadt sind die Geschichtschreiber nicht einig, eben so wenig über den Ursprung des Namens; es wird nämlich auch berichtet, ein Orakelspruch hätte befohlen, dem Hercules zu Ehren hier eine Stadt anzulegen. Die Existenz einer Stadt Heraclea in dieser Gegend ist indessen ein vollgültiger Beweis von der historischen Thatsache des Zuges, denn der Name beweist, dass die Tradition oder das Andenken an die Gegenwart des Hercules hier noch im vollen Bewusstsein war.

§. 26. „Als er darauf in dem Hafen von Themiscyra „landete, kam Hippolyte zu ihm, und als sie erfuhr, wes„wegen er gekommen sei, versprach sie ihm den Gürtel „zu schenken. Hera aber verwandelte sich in eine der „Amazonen, ging zu den übrigen und sagte, die ange„kommenen Fremdlinge rauben die Königin. Darauf be„waffneten sich die Amazonen und ritten nach dem Schiffe. „Als Hercules sie bewaffnet sah, glaubte er, es sei eine „Hinterlist, tödtete die Hippolyte und nahm ihr den Gürtel „ab; dann bekämpfte er die übrigen und schiffte nach „Troja.“ (Apollod. Bibl. II, 5, 9.)

„Beim Eintritt in die Stadt ist das Denkmal der Ama„zone Antiope. Pindar sagt, diese Antiope sei von Piri„thous und Theseus geraubt worden; der Trözenier He„gias aber berichtet Folgendes: Als Hercules Themiscyra „am Thermodon belagerte, habe er die Stadt nicht einneh„men können; Antiope aber, welche sich in Theseus ver„liebt hatte (denn Theseus habe den Zug mit Hercules „gemacht), hätte die Stadt verrathen. So dichtet Hegias.“ (Pausan. I, 2, 1.)

„Als daher Hercules an der Küste der Amazonen „landete, befand sich dort eine grosse Menge mit der „Königin Antiope, indem sie keinerlei Feindseligkeit er„warteten. Daher kam es, dass nur wenige, durch den „Tumult aufgeschreckt, die Waffen ergriffen und dem Feinde „den Sieg leicht machten. Viele wurden erschlagen, an„dere gefangen genommen, unter den Gefangenen befan„den sich die Schwestern der Antiope, Menalippe, welche „vom Hercules, und Hippolyte, welche vom Theseus ge„fangen genommen wurde. Theseus aber, der seine Ge„fangene als Siegespreis erhielt, nahm sie zur Ehe und „erzeugte mit ihr den Hippolytus. Hercules gab nach „seinem Siege die Menalippe ihrer Schwester zurück und „erhielt die Waffen der Königin.“ (Justin. II, 4; eben so P. Oros. I, 15.)

„Hercules soll nach einem grossen Siege das Heer „der Amazonen vernichtet, die Hippolyte mit ihrem Gürtel „gefangen genommen und die Nation gänzlich ausgerottet „haben.“ (Diod. Sic. II, 46.)

Viel ausführlicher erzählt Diodor an einer andern Stelle diese Schlacht, offenbar nach einer poetischen Quelle, so dass selbst das Metrum des Dichters an manchen Stellen noch zu erkennen ist. Ohne Gewinn für die historische Darstellung gebe ich doch diesen Bericht hier wieder, da er dazu dienen wird, einige Schwierigkeiten in der Ermittlung der folgenden Ereignisse aufzuklären:

„Hercules erhielt den Auftrag, den Gürtel der Ama„zone Hippolyte zu holen, und unternahm den Zug gegen „die Amazonen. Er schiffte also nach dem seit jener Zeit

„Pontus Euxinus genannten Meere, landete an der Mün-„dung des Thermodon, und lagerte sich nahe bei der „Stadt Themiscyra, wo die Königin der Amazonen ihre „Residenz hatte. Zunächst verlangte er auftragsmässig „den Gürtel; als sie aber nicht gehorchten, lieferte er „ihnen ein Treffen. Die Menge der Amazonen griff das „Gefolge des Hercules an, die ausgezeichnetsten aber „den Hercules selbst, und lieferten eine grosse Schlacht. „Zuerst griff ihn Aella an, welche von ihrer Schnelligkeit den „Namen hatte, fand aber, dass ihr Gegner noch schneller „war. Er wurde dann sofort von der Philippis angegriffen, „welche aber einer tödtlichen Wunde erlag. Darauf er-„neuerte Prothoe den Angriff; siebenmal soll sie ihren „Gegner besiegt haben. Als aber auch sie fiel, trat Eri-„böa an ihre Stelle. Sich ihrer Mannhaftigkeit in den „kriegerischen Kämpfen rühmend, glaubte sie keiner Hülfe „zu bedürfen, aber sie strafte ihre Worte Lügen und fiel „vor einem Stärkeren. Nach dieser kamen Celäno, Eu-„rybia und Phöbe, die Jagdgefährten der Artemis, vor allen „geschickt im Werfen des Speers, aber das eine Ziel ver-„fehlten sie: mit einander gemeinschaftlich kämpfend, fie-„len sie alle. Nach ihnen bezwang er die Deïanira, Asteria „und Marpe, die Tecmessa und Alcippe; diese hatte ge-„schworen, eine Jungfrau zu bleiben; sie hielt ihren Schwur, „aber ihr Leben bewahrte sie nicht. Die Anführerin der „Amazonen, Melanippe, vorzüglich bewundert wegen ihrer „Mannhaftigkeit, verlor die Führerschaft. Hercules tödtete „die vornehmsten Amazonen, zwang die übrigen zur Flucht, „und tödtete die Mehrzahl, so dass die Nation gänzlich

„aufgerieben wurde. Von den Kriegsgefangenen schenkte „er die Antiope dem Theseus, die Melanippe aber setzte „er in Freiheit, indem er dafür den Gürtel als Lösegeld „empfing.“ (Diod. Sic. IV, 16.)

§. 27. „Philochorus und einige andere Schriftsteller „berichten, Theseus habe mit Hercules den Zug gegen die „Amazonen nach dem schwarzen Meere gemacht und als „Siegerpreis die Antiope erhalten; die meisten aber, z. B. „Pherecydes, Hellanicus und Herodorus berichten, The„seus habe später als Hercules seinen eigenen Zug aus„geführt und die Amazonen gefangen genommen, was auch „wahrscheinlicher ist. Denn es wird von keinem andern „Gefährten berichtet, dass er eine Amazone gefangen ge„nommen habe. Bion erzählt, er habe sie mit List ge„fangen genommen; denn die Amazonen seien von Natur „männerfreundlich und wären nicht vor Theseus geflohen, „als er in ihr Land kam, sondern sie hätten ihm ein Gast„geschenk geschickt; er habe die Ueberbringerin aufge„fordert auf sein Schiff zu kommen, worauf er sie entführt „hätte. Menecrates, welcher eine Geschichte der Stadt „Nicäa in Bithynien geschrieben hat, sagt, Theseus habe „sich in diesen Gegenden aufgehalten, als er die Antiope „erlangt hätte; es hätten aber drei Brüder, Jünglinge aus „Athen, mit ihm den Zug gemacht, Euneon, Thoas und „Solois. Letzterer verliebte sich in die Antiope und ohne „den andern etwas davon zu sagen, sprach er mit einem „seiner Vertrauten darüber, welcher desshalb zur Antiope „ging; diese habe den Versuch kräftig zurückgewiesen, „die Sache jedoch milde und weise aufgenommen, indem

„sie dem Theseus nichts davon mittheilte. Solois aber „stürzte sich aus Verzweiflung in einen Fluss und ertrank; „als nun Theseus die Ursache, die Leidenschaft des Jüng„lings, erfuhr, habe es ihm sehr leid gethan, und einen „unglückweissagenden Orakelspruch der Pythia auf sich „bezogen; denn es wurde ihm von der Pythia in Delphi „befohlen, wenn er wegen einer Ausländerin sehr betrübt „und bekümmert würde, eine Stadt anzulegen und einige „seiner Führer dort zu lassen. Er legte daher eine Stadt „an und nannte sie nach dem Namen des Gottes Pytho„polis und den vorbeifliessenden Fluss Solois. Er liess „auch den Bruder des Solois als Vorsteher und Gesetz„geber zurück und mit ihnen den Hermos, einen edlen „Athener, von dem die Pythopoliten den Ort „das Haus „des Hermes (Ἑρμοῦ οἰκία)“ nannten, was nicht ganz rich„tig ist, indem sie so den Gott Hermes statt des Heros „Hermos als Urheber rühmen.“ (Plut. in Theseo cap. 26.)

Die Vergleichung der beiden letzten Berichte führt ungefähr zu folgenden Ergebnissen. Nach dem Tode der Marpesia und Lampedo kam die Regierung an Orithya und Antiope, Töchter der Marpesia. Während Orithya auf einem Feldzuge in Phrygien abwesend war, kam Hercules an, um den Gürtel der Antiope zu holen, das heisst, sie zur Unterwerfung aufzufordern. Sei es nun, dass die Amazonen, in Betracht der grossen Uebermacht des Hercules und der Abwesenheit der Orithya mit einem grossen Theil des Heeres, sich freiwillig unterwarfen, oder dass sie erst einen verzweifelten Widerstand versuchten, kurz, Hercules erreichte seinen Zweck und nahm die Anführerin

der Amazonen, Melanippe, gefangen. Er entliess sie aber gegen Aushändigung des Gürtels der Antiope, das heisst, der Friede wurde geschlossen, indem Antiope den Hercules und dessen Oberherrn Eurystheus für ihre Oberherren anerkannte. Ob Theseus den Hercules begleitete oder nicht, scheint eine Streitfrage zu sein; indessen wird wohl Plutarch Recht haben; welcher behauptet, Theseus habe seinen Zug abgesondert vorgenommen. Jedenfalls aber muss Theseus nicht lange nachher gekommen sein, denn Antiope ist noch Königin und Orithya ist noch nicht zurückgekehrt. Was Theseus aber zu dem Zuge veranlasste, ist augenscheinlich; es war Eifersucht zwischen den ionischen Athenern und den dorischen Heracliden, welche sich hier um den Einfluss stritten und in diesen Gegenden festen Fuss zu fassen suchten. Denn die Küsten des schwarzen Meeres bildeten ein Hauptaugenmerk der kleinasiatischen und der europäischen Hellenen, und der Kampf um die Hegemonie in dortiger Gegend zieht sich durch die ganze europäische Geschichte hindurch.

Ich wiederhole nochmals, dass es gleichgültig ist, ob die Gegnerin des Hercules Antiope oder Hippolyte war, denn wahrscheinlich führte sie keinen von diesen beiden Namen. So lange die Amazonen mit den Hellenen nicht in Berührung kamen, führten sie einheimische Namen; bei der ersten Berührung mit dem hellenischen Element tauchen griechische Namen auf und die einheimischen verschwinden; es ist also augenscheinlich, dass die Griechen die einheimischen Namen übersetzten, falls sie überhaupt historisch und nicht von den Dichtern erfunden sind.

Hippolyte erscheint später als Schwester der Penthesilea, woraus ich schliesse, dass Hippolyte nicht die Gegnerin des Hercules war; es ist aber auch möglich, dass es zwei Amazonen dieses Namens in der königlichen Familie gab; ich habe jedoch zur Vermeidung von Verwechslungen und bei der Geringfügigkeit des Gegenstandes den Namen Antiope vorgezogen, den auch der mehr historische Trogus Pompejus angiebt.

§. 28. „Die übrigen Amazonen versammelten sich am „Thermodon und beschlossen, sich an den Griechen zu „rächen, zu deren Gunsten Hercules seinen Zug unter„nommen hatte. Vorzüglich hatten sie es auf die Athener „abgesehen, weil Theseus die Führerin der Amazonen „Antiope (oder, wie Einige schreiben, Hippolyte) zur Scla„vin gemacht hatte. Da nun die Scythen mit den Ama„zonen ins Feld zogen, so versammelten sie eine ansehn„liche Streitmacht, womit die Führerinnen der Amazonen „über den cimmerischen Bosporus setzten und durch „Thracien zogen.“ (Diod. Sic. IV, 28.)

„Sobald Orithya erfuhr, dass ihre Schwestern bekriegt „wurden, und dass der Räuber der Fürst der Athener sei, „ermahnte sie ihre Gefährten und sagte, es sei unnütz, dass „sie die Küsten des Pontus und Asien unterjocht hätten, „wenn ihr Gebiet nicht nur dem Kriege, sondern selbst „den Raubzügen der Griechen offen stände. Sie bat darauf „den Sagillus, König von Scythien, um Hülfe; sie, die „Amazonen, seien von scythischer Herkunft; die Nieder„lage ihrer Männer habe einst die Nothwendigkeit veranlasst, dass die Weiber sich bewaffnen; sie berichtete,

„welche Ursachen zum Kriege geführt hätten, und was „sie bis jetzt durch ihre Tapferkeit erreicht hätten; es „möchten daher die scythischen Männer den Frauen nicht „an Thatkraft nachstehen. In der Hoffnung, für sich und „seine Landsleute Ruhm zu erwerben, schickte er seinen „Sohn Panasagoras mit einer zahllosen Reiterei zu Hülfe. „Aber noch vor dem Zusammentreffen mit dem Feinde „entstand eine Uneinigkeit, und die Amazonen wurden „von ihren Hülfstruppen verlassen.“ (Justin. II, 4.)

„Die Amazonen waren Töchter des Ares, welche am „Thermodon wohnten, die einzigen in der Umgegend, die „sich mit Eisen bewaffnen, die allerersten, welche sich zu „Pferde setzten, auf denen sie gegen alle Erwartung, weil „die Gegner es nicht kannten, die Fliehenden einholen, „den Verfolgern aber entkommen; ihrem Muthe nach „könnte man sie eher für Männer halten, als ihrer Natur „nach für Weiber. Denn sie schienen mehr den Männern „an Muth überlegen, als an Begriffen nachzustehen. Als „sie nun über viele Völker herrschten und sich dieselben „unterwürfig gemacht hatten, hörten sie von dem Rufe „dieses Landes, und in der Hoffnung auf grossen Ruhm „verbündeten sie sich mit den streitbarsten Völkern und „unternahmen einen Feldzug gegen diese Stadt (Athen).“ (Lysias, Oratio funebris, in initio.)

§. 29. „Nachdem sie nun einen grossen Theil von „Europa durchzogen hatten, kamen sie zuletzt nach Attica „und schlugen ihr Lager an der Stelle auf, welche noch „jetzt nach ihnen das Amazonium genannt wird. Theseus, „welcher von dem Einfall der Amazonen Nachricht erhielt,

„kam dem Staate zu Hülfe, indem er von der Amazone „Antiope begleitet war, mit welcher er einen Sohn Hippolytus erzeugt hatte. Da die Athener tapferer als die „Amazonen waren, besiegte sie Theseus in der Schlacht, „und die Amazonen wurden theils getödtet, theils aus „Attica vertrieben. Auch Antiope, welche an der Seite „ihres Gatten Theseus kämpfte und sich durch ihre Tapferkeit auszeichnete, starb den Heldentod. Die übrigen „Amazonen gaben ihre Heimat auf, kehrten nach Scythien „zurück und wohnten bei den Scythen.“ (Diod. Sic. IV, 28.)

„Da sie aber auf tapfere Männer stiessen, sank ihr „Muth auf gleiche Stufe mit ihrer Natur, und indem ihre „früheren Hoffnungen in das Gegentheil umschlugen, schienen sie mehr durch die Gefahren, die sie erlitten, als „ihrem Körper nach Weiber. Nur gelang es ihnen nicht, „aus den Lehren ihrer Fehler sich für die Zukunft besser „zu berathen, indem sie nicht die Heimat erreichten, um „ihr Unglück und die Tapferkeit unserer Vorfahren zu „berichten. Denn sie starben und gaben Sühne für ihren „Unverstand, während diese Stadt (Athen) sich durch ihre „Tapferkeit unsterblichen Ruhm erwarb; ihre Heimat aber „gerieth durch dieses Ereigniss in Vergessenheit. Indem „sie also unrechtmässiger Weise nach fremdem Gute „trachteten, verloren sie das eigene Gut.“ (Lysias, Oratio funebris, in initio.)

„Dieser Krieg scheint nun keineswegs geringfügig „oder weibisch gewesen zu sein, denn die Amazonen würden sich nicht in der Stadt gelagert und bei der Pnyx „und bei dem Museum im Handgemenge gekämpft haben,

„wenn sie nicht im völligen Besitz des Landes und nahe „bei der Stadt gewesen wären. Wenn sie nun, wie Hellanicus berichtet, über den gefrornen cimmerischen Bosporus gezogen wären, so ist die Sache glaublich; denn „dass sie in der Stadt gelagert haben, beweisen noch jetzt „die Namen der Plätze und die Begräbnissstätten der „Gefallenen. Lange Zeit zauderte man bedenklich von „beiden Seiten, ehe man eine Schlacht begann; zuletzt „aber habe Theseus dem Phobos ein Opfer geschlachtet „und mit den Amazonen den Kampf eröffnet. Die Schlacht „fand statt im Monat Boedromion, wesshalb die Athener „noch bis jetzt die Boedromien opfern. Clidemus, welcher alles sehr ausführlich berichtet, sagt, der linke Flügel „der Amazonen habe sich nach dem heutigen Amazonium „ausgedehnt, der rechte aber bis an die Pnyx zur Chryse. „Die Athener griffen sie vom Museum aus an, und die „Gräber der gefallenen Athener befinden sich an der „Strasse, welche zu den Thoren am Heroon des Chalcodon „führte, welche jetzt die Piräischen Thore heissen. Dort „wären sie mit Gewalt zurückgedrängt bis zu den Eumeniden, und sie hätten sich vor den Weibern zurückgezogen. Diejenigen Athener aber, welche vom Palladium, „Ardettus und Lyceum hervorbrachen, wären auf den „rechten Flügel derselben gestossen bis zum Lager und „hätten viele Weiber zurückgetrieben. Im vierten Monat „endlich wurde durch Vermittlung der Hippolyte der „Friede geschlossen, denn Clidemus nennt die Gemahlin „des Theseus Hippolyte und nicht Antiope. Einige aber „sagen, sie habe an der Seite des Theseus gekämpft und

„sei durch einen Wurfspiess von der Molpedia getödtet, „und die Säule bei der Olympia sei ihr zur Erinnerung „aufgerichtet. Es ist eben nicht zu verwundern, dass die „Geschichte bei so uralten Ereignissen sich irre. Die „verwundeten Amazonen sollen von der Antiope heimlich „nach Chalcis geschickt und dort verpflegt worden sein; „einige von ihnen sind daselbst bei dem heutigen Ama„zonium begraben. Dass der Krieg durch einen Frieden „beendigt wurde, beweist noch der Name des Ortes nahe „bei dem Theseum, nämlich das Horcomosion (Ὁρκομόσιον), „und das ehemals von den Amazonen vor dem Theseum „dargebrachte Opfer. Auch die Megarer zeigen ein Grab „der Amazonen an dem sogenannten Rhus, wenn man den „Marktplatz verlässt, da wo das Rhomboid befindlich ist. „Andere sollen bei Chäronea gestorben und bei dem Bache „begraben sein, welcher damals, wie es scheint, Thermo„don genannt wurde, jetzt aber Hämon, worüber in dem „Leben des Demosthenes geschrieben ist. Auch Thessa„lien scheint nicht ganz friedfertig von den Amazonen „durchzogen worden zu sein. Denn noch jetzt zeigt man „ihre Gräber an der Scotusäa und bei den Hundsköpfen. „Dies ist nun das Bemerkenswerthe in Betreff der Ama„zonen. Denn was der Dichter der Theseis von dem „Aufstande der Amazonen schrieb, dass Phädra, die Gattin „des Theseus, der Antiope nachstellte, und dass die Ama„zonen sie gerächt hätten, und dass Hercules sie tödtete, „gleicht offenbar einem Mythus und einer Dichtung. Als „aber Antiope gestorben war, heirathete er die Phädra, „indem er von der Antiope einen Sohn Hippolytus oder,

„wie Pindar ihn nennt, Demophon hatte. Alles dies aber, „und die unglücklichen Ereignisse mit ihr und dem Sohne „gehören mehr in den Bereich der tragischen Dichtkunst, „als der Geschichte.“ (Plutarch. in Theseo, cap. 27. 28.)

„Die Athener sagen, als die Amazonen kamen, sei „Antiope von der Molpadia erschossen, Theseus aber habe „die Molpadia getödtet.“ (Pausan. I, 2, 1.)

„Nahe bei dem Heroon des Pandion ist das Denk- „mal der Hippolyte. Ich will schreiben, was die Megarer „darüber berichten. Als die Amazonen gegen die Athener „zogen, wurden sie durch Antiope von Theseus besiegt; „viele von ihnen wurden getödtet; Hippolyte, die Schwester „der Antiope und damals Anführerin der Weiber, sei mit „wenigen nach Megara entflohen; durch den schlechten „Ausgang des Feldzuges aber sei ihnen der Muth gesun- „ken, und der Rückzug nach der Heimat in Themiscyra sei „noch schwieriger, und so sei sie vor Kummer gestorben; „man habe sie dort begraben; das Denkmal hat die Ge- „stalt eines Amazonenschildes.“ (Pausan. I, 41, 7.)

„Glückliche Hippolyte! die Barbarin trug die Waffen „auf der blossen Brust und bedeckte das weiche Haupt „mit dem Helme.“ (Propert. Eleg. IV, 3, 43.)

Auf Anlass der Schlacht bei Chäronea zwischen Philipp von Macedonien und den Griechen citirt Plutarch einen alten Ausspruch der Sibylle, in welchem von einer Schlacht am Thermodon die Rede ist, welches ein kleiner Fluss bei Chäronea sei, der sich in den Cephisos ergiesse. Plutarch sagt darüber:

„So viel ich weiss, heisst keiner von den Bächen so,“

(Plutarch war bekanntlich aus Chaeronea gebürtig und musste also die Localitäten genau kennen) „und ich glaube, „der sogenannte Hämon habe damals Thermodon ge„heissen, denn dieser fliesst bei dem Heracleum vorbei, „da wo das Lager der Hellenen war; und ich vermuthe, „dass nach der Schlacht der mit Blut und Todten ange„füllte Fluss seinen Namen verändert habe. Duris aber sagt, „der Thermodon sei kein Fluss, sondern als einige Leute „ein Zelt aufschlugen und in der Nähe gruben, hätten sie „eine kleine steinerne Statue gefunden mit einer Inschrift, „nach welcher es Thermodon wäre, welcher eine ver„wundete Amazone in seinen Armen trug. Darauf soll ein „anderer Orakelspruch gegeben sein, welcher lautet:

„Schwarzer Vogel, erwarte die Schlacht am Thermodon,
„Da wirst du viel Menschenfleisch finden.“

(Plutarch. in Demosthene, cap. 19.)

§. 30. „Die besiegten Amazonen fanden jedoch Auf„nahme im Lande ihrer Bundesgenossen, mit deren Hülfe „sie ohne Belästigung von andern Völkern in ihr Reich „zurückkehrten.“ (Justin. II, 4.)

§. 31. „Nach Orithya bemächtigte sich Penthesilea „der Regierung. Als sie im trojanischen Kriege gegen die „Griechen Hülfe leistete, zeichnete sie sich unter den „Männern durch Tapferkeit aus. Penthesilea wurde end„lich getödtet und ihr Heer aufgerieben; die wenigen, „welche in der Heimat zurückgeblieben waren, verthei„digten sich mit Mühe gegen ihre Nachbarn.“ (Justin. II, 4.)

„Zur Zeit des trojanischen Krieges soll Penthesilea, „die Königin der Amazonen, eine Tochter des Ares, zur

„Sühne eines Mordes an einer Stammgenossin, aus der „Heimat entflohen sein und nach Hectors Tode den Trojanern Hülfe geleistet und viele Hellenen getödtet haben; „in dem Kriege mit Auszeichnung kämpfend, starb sie den „Heldentod durch die Hand des Achilles. Sie wird die „letzte der Amazonen genannt, die sich durch Mannhaf„tigkeit auszeichnete; der Rest der Nation sei herabge„kommen und gänzlich geschwächt worden; daher halten „auch einige Neuere alle Berichte von der Mannhaftigkeit „der Amazonen für Fabeln.“ (Diod. Sic. II, cap. 46.)

Sonst besitzen wir über den Zug der Penthesilea nach Troja keine Urkunde in ungebundener Rede; wohl aber ist das erste Buch des Quintus Smyrnäus fast ausschliesslich diesem Zuge gewidmet. Es kann nun nicht meine Absicht sein, zur Anschwellung meiner Abhandlung die Uebersetzung dieses Buches der ganzen Länge nach einzuschalten, einzelne Auszüge aber werden immerhin willkommen sein, denn sie geben doch ein anschauliches Bild, wenngleich mit poetischen Farben ausgeschmückt. Da es das letzte Auftreten der pontischen Amazonen ist, so ist auch eine etwas poetisch gehaltene Schilderung an ihrem Platze; es ist das letzte Lebenszeichen der seltenen Erscheinung, und auch von ihr gilt, was Schiller von der ganzen poetischen Welt des alten Hellas sagt:

„Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muss im Leben untergehn.“

Es handelt sich hier um eine Episode in dem grossen Drama, welches der unsterbliche Dichter Vater Homer besungen hat; das ganze Hellas betrachtete es als sein

erstes Nationalunternehmen, und Homer war der Ruhm und Stolz des Landes. Nun hat es zwar später einige ungemein scharfsinnige Leute gegeben, welche den ganzen trojanischen Krieg für eine Fabel halten; aber kein Hellene hatte sich zu einer solchen Höhe des Scharfsinns gehoben, denn sein Bewusstsein wurde bestärkt durch die Localitäten, *ubi Troja fuit*, und die noch jetzt Zeugniss ablegen von den genauen und wahrheitsgetreuen Schilderungen des Sängers. Andere scharfsinnige Leute dagegen sagen, der trojanische Krieg sei keine Fabel, sondern ein Mythus, eine Allegorie, ein Symbol, und es sei die Aufgabe des Scharfsinns die Bedeutung dieses Mythus, dieser Allegorie, dieses Symbols aufzusuchen. Da sind nun allerlei Dinge zum Vorschein gekommen, und ein noch lebender Gelehrter hat behauptet, die Ilias besinge die Alluvionen am Hellespont, den Lauf des Skamander und des Simois, die Menge des auf der Ebene und auf dem Gebirge fallenden Regens, Hagels, Thaues, kurz die dortigen hygrometrischen und hydraulischen Elementarprozesse, lauter sehr poetische Gegenstände, welche in der That geeignet sind, nicht nur einen Homer, sondern selbst eine ganze Bande von Bänkelsängern zu begeistern. Denn auch dem guten Homer wurde die Existenz abgesprochen, und man hat die tiefsinnige Entdeckung gemacht, dass nicht Homer, ein fabelhaftes Wesen, sondern eine ganze Bande von Bänkelsängern die Ilias und die Odyssee verfertigt hätten, der eine dieses Stück, der andere jenen Fetzen, und später habe Pisistratus alle diese Fetzen und Lappen zusammengeflickt, und so wäre die Ilias und die Odyssee entstanden.

Alle diese Dinge sind für mich viel zu tiefsinnig, als dass ich mich damit befassen könnte. Ich gebe also einfach meine Auszüge aus dem Quintus Smyrnäus, und der Leser kann sie nach seinem Belieben sich auslegen.

„Nach Hectors Tode hatte sich Verzweiflung der Troer „bemächtigt, und gleich dem scheuen Wilde wagten sie es „nicht, ihre Feste zu verlassen, aus Furcht vor dem reis- „senden Löwen Achilleus. Da erschien von den Ufern des „Thermodon die göttergleiche Penthesilea, fortgetrieben „von der Trauer über den Mord ihrer Schwester Hippolyte, „um den Erinnyen zu entgehen, welche sie überall ver- „folgten.“

Nach Johannes Tzetzes hatte Penthesilea, die Tochter der Otrere, ihre Schwester Hippolyte auf der Jagd getödtet.

„Zwölf andere Amazonen folgten ihr, alle schön, glän- „zend, kampflustig; aber so edel wie sie waren, so waren „sie doch nur Dienerinnen der Penthesilea. Die Namen „dieser zwölf Begleiterinnen nennt der Dichter: Clonie, „Polemusa, Derione, Evandre, Antandre, Bremusa, Hippo- „thoe, die blauäugige Harmothoe, Alcibie, Antibrote, De- „rimachia und Thermodossa. Die Troer waren hoch er- „freut, als sie die Tochter des Ares, göttergleich, von „lieblichem Anblick, mit freundlichem Lächeln, mit blitzen- „den Augen, mit züchtig erröthenden Wangen erblickten; „Priamus aber empfing die zwanzigjährige Penthesilea wie „seine Tochter, und vergass darüber zum Theil seinen „Kummer über den Tod seines Lieblings Hector; er liess „ihr ein köstliches Mahl bereiten, machte ihr viele Ge- „schenke und versprach ihr noch grössere, wenn es ge-

„lingen würde, Troja zu befreien. Im Gespräch mit Pria-„mus vermass sie sich, den Achilleus zu tödten, die Argi-„ver zu vertreiben und ihre Schiffe zu verbrennen; aber „Andromache gab ihr zu verstehen, dass sie dem Achilleus „keineswegs gewachsen sei; Hector, der edelste Troer, „der Stolz Ilium's und ihre Freude, habe ihm unterliegen „müssen, und sie sei noch lange nicht Hector.“

„Am folgenden Morgen erhob sie sich vom Lager, „um in den Kampf zu gehen, obwohl ein Traumbild ihr „verkündet hatte, dass sie den Abend nicht mehr sehen „würde; sie legte die Rüstung an, welche Ares ihr ge-„schenkt hatte; zuerst zog sie über ihre silbergleichen „Schenkel die goldenen Beinschienen; dann legte sie einen „schimmernden Harnisch an und gürtete über ihre Schul-„tern ein grosses Schwert, dessen Scheide mit Silber und „Elfenbein künstlich ausgelegt war. Darauf nahm sie den „Schild, welcher einer Mondscheibe ähnlich war, wenn er „über den Wogen des tiefen Oceans halbvoll mit gekrümm-„ten Hörnern aufgeht; auf ihr Haupt setzte sie einen Helm „mit goldenem Helmbusch; über den Schild nahm sie „zwei Wurfspiesse und in die Rechte einen zweischneidi-„gen Ochsenstecken, den ihr die schreckliche Eris ge-„schenkt hatte.“

Etwas abweichend beschreibt ihre Rüstung Johannes Tzetzes: der silberne Harnisch funkelte überall von Sternen, der Helm funkelte von Lyncuriern und Amethysten; auf dem Rücken hatte sie einen goldenen Köcher; in der Linken führte sie einen gewaltigen Schild, in der Rechten ein funkelndes Schwert.

Auf einem Gemälde in der delphischen Lesche war Penthesilea abgebildet wie eine Jungfrau mit einem scythischen Bogen und einem Pantherfell auf der Schulter (Pausan. X, 31.).

„Penthesilea tödtete mit eigener Hand eine Anzahl „Argiver; aber ihre eigene Schaar war schon sehr zusam-„mengeschmolzen, von ihren Begleiterinnen mehr als die „Hälfte gefallen durch die Hand des Idomeneus, des Me-„riones, des Ajas, des Diomedes. Da stürzten plötzlich „die Troerinnen mit Brandfackeln heraus, um mit den „Amazonen die Schiffe der Argiver zu verbrennen."

„Ducit Amazonidum lunatis agmina peltis
„Penthesilea furens, mediisque in millibus ardet
„Aurea subnectens exertae cingula mammae
„Bellatrix, audetque viris concurrere virgo."

(Die wilde Penthesilea führt die Schaar der Amazonen mit mondförmigen Schilden, mitten unter Tausenden glüht sie, die Kriegerin, den goldenen Gürtel unter den schwellenden Busen schürzend, und die Jungfrau wagt es, mit den Männern zu ringen. Virg. Aen. I, 490.)

„Schrecken verbreitete sich vor ihnen her, und ent-„setzt wichen die Argiver zurück; da ermuthigte Ajas sie „wieder, und Achilleus erlegte die noch übrigen Beglei-„terinnen der Penthesilea. Nun eröffnete Penthesilea selbst „ihren Kampf mit Achilleus."

„Aber auch da, als die Kraft der Amazonen mit ehernem Bogen ihm folgte, raubte ihm die männerbezähmende Furcht nicht die Besinnung." (Pindar. Nemea III, 38.)

„Lange schwankte der Sieg, aber endlich tödtete Achil-
„leus die Penthesilea, indem er ihr mit dem Spiess die
„rechte Brust durchbohrte.“

„Die mäotische Penthesilea wagte es, zu Ross die Schiffe der Danaer mit Pfeilen zu bekämpfen; als aber der goldne Helm ihre Stirn entblösste, besiegte die glänzende Gestalt den Sieger.“ (Propert. Eleg. III, 11, 13.)

Das ist eine poetische Ausschmückung, die aber doch ein sehr feines Gefühl des Dichters beurkundet; Achilleus bekämpfte und besiegte die Feindin, die ihm mit bewaffneter Hand entgegentrat, aber sein ritterlicher Sinn vergass sofort die Feindschaft, als sie entseelt vor ihm niedersank; er ehrte und achtete die Tapferkeit der Gegnerin und wollte ihr ein feierliches Begräbniss veranstalten. Da trat der rohe Thersites herzu und beschimpfte die Leiche der Heldin, aber Achilles machte mit einem einzigen Faustschlage den Rohheiten des Thersites ein Ende. Sein eigenes Ende war weniger vom Schicksal begünstigt.

„Achilles, du der Sieger so vieler, du wurdest besiegt
„von dem feigen Räuber der griechischen Ehefrau. Ja,
„wenn es dir bestimmt war, von weibischer Hand zu fallen,
„viel lieber wärest du unter der thermodontischen Helle-
„barde gefallen.“ (Ovid. Metam. XII, 608–611.)

§. 31. Seitdem verschwinden die pontischen Amazonen; durch die Züge des Hercules und Theseus, so wie durch die Züge der Amazonen nach Athen und Troja war die Nation erschöpft, und die wenigen zurückgebliebenen kehrten entweder nach der ursprünglichen Heimat zurück, wie eine Sage lautet, oder sie verloren sich unter

den übrigen Bewohnern der pontischen Küste. Hundert Jahre hatte ihre dortige Herrschaft gedauert, oder wie es im Aethicus (p. 52) heisst: „Hundert Jahre herrschte die Kraft des Wahnsinns“, was schwerlich die ursprünglichen Worte des Trogus Pompejus sind, vielleicht nicht einmal die Worte des Aethicus, sondern seines Epitomators Hieronymus.

Drittes Capitel.

Die donischen Amazonen.

§. 32. Um consequent zu sein, müsste ich in der Ueberschrift „die tanaischen Amazonen" sagen, aber dies ist eine ganz ungewöhnliche Form, während die angewendete allen Lesern mundgerecht ist; da überdies der Tanais der Alten unzweifelhaft der heutige Don ist, so sehe ich keinen Uebelstand darin, eine neuere aber allbekannte Benennung für eine ältere aber wenig vorkommende zu setzen. Wir werden noch einmal darauf zurückkommen.

Um den Ursprung der donischen Amazonen zu berichten, müssen wir ein klein wenig wieder zurückgehen, nämlich zu dem Zuge des Theseus gegen Antiope, welcher unmittelbar nach dem Zuge des Hercules Statt fand und den Zug der Amazonen gegen Athen veranlasste. Hier nun wird Vater Herodot unsere Hauptquelle.

„Von den Sauromaten wird Folgendes erzählt. Als „die Hellenen mit den Amazonen kämpften (die Scythen

„nennen die Amazonen Oeorpata, das heisst Männermörder, „*oeor* nennen sie einen Mann und *pata* tödten), sollen die „in der Schlacht am Thermodon siegreichen Hellenen bei „ihrer Abfahrt alle gefangenen Amazonen auf drei Schif- „fen mitgenommen haben; diese hätten auf der offenen „See die Männer ermordet; da sie aber von der Schiff- „fahrt nichts verstanden, und mit Steuerrudern, Segeln „und Rudern nicht umzugehen wussten, wären sie nach „der Ermordung der Männer den Wellen und Winden „preisgegeben und in das mäotische Meer nach der Stadt „Cremni gekommen. Cremni gehört zum Lande der freien „Scythen. Dort stiegen die Amazonen aus den Schiffen „und wanderten nach den benachbarten Gegenden. Als „sie die erste Pferdeheerde antrafen, raubten sie diese, „setzten sich auf die Pferde und plünderten die Habe der „Scythen.“ (Herod. IV, cap. 110.)

Die Lage der Stadt Cremni lässt sich nicht ganz genau bestimmen, indessen kann sie auf keinen Fall weit vom rechten Ufer des Don, vielleicht bei dem heutigen Taganrog, gelegen haben. Zu dieser wunderbaren Verschlagung dreier Schiffe von der Mündung des Thermodon nach der nördlichen Küste des asovschen Meeres kann ich aus der neuesten Geschichte einen Pendant liefern. Vor siebzehn Jahren wurde ein mecklenburgisches Schiff auf dem schwarzen Meere im sinkenden Zustande von der Mannschaft verlassen; diese erreichte glücklich Constantinopel, belegte dort ihre Verklarung, liess sich die nöthigen Papiere aufsetzen, und reiste schliesslich nach der Heimath zurück; die Assecuranzgesellschaft, welche das

Schiff versichert hatte, fand die Papiere in Ordnung und zahlte. Sechs Monate später traf in Rostock oder Wismar (ich weiss es nicht mehr genau) die Nachricht ein, dass das Schiff wohlbehalten im asovschen Meere gefunden worden sei. Dem Seemann ist es übrigens begreiflich, dass ein im sinkenden Zustande befindliches und von der Mannschaft verlassenes Schiff nach sechs Monaten noch wohlbehalten auf dem Meere treibt, denn da die Ladung aus Getreide bestand, so hatte wahrscheinlich diese oder die Garnirung den Leck von selbst verstopft. Was 1844 geschah, konnte auch eben so gut 3000 Jahre früher einmal geschehen.

Der Name Oeorpata, den die Scythen nach Herodot den Amazonen gaben, ist verschieden erklärt worden; nach Herodot bedeutet *oeor* Mann und *pata* tödten. In *oeor* erkennt man ohne Mühe ein Wort wieder, welches Gemeingut verschiedener Sprachstämme ist: lateinisch *vir*, armenisch *air*, türkisch *er* und selbst das deutsche Wort *er*, ferner das spanische *varon* u. s. w. Eben so ist der Stamm der zweiten Hälfte Gemeingut mehrerer Sprachstämme: französisch *battre* (italienisch *battere*), englisch *to beat*; in den arischen und türkischen Sprachen aber scheint sich das Wort nicht zu finden, und es ist mir daher wahrscheinlich, dass Herodot das Wort nicht ganz richtig aufgefasst habe. Im §. 18 habe ich gesagt, dass Marpesia „Männermörderin“ bedeute; hier lässt sich die Bedeutung leichter nachweisen; *mar* ist, wie wir schon vorhin gesehen haben (§. 17), nur eine andere Form für *var*, und hat sich noch im Lateinischen erhalten (*mas*, *maris*); die zweite

Hälfte findet ihre Erklärung in der Sprache der Keilschriften zweiter Gattung, wo *apisch* „er hat getödtet“ bedeutet. Lampedo würde „Hausfrau“ bedeuten, von *lama*, welches in denselben Inschriften „Haus“ bedeutet, und *bed* (armenisch) Oberhaupt.

§. 33. „Die Scythen konnten die Sache nicht recht „begreifen, denn sie kannten weder die Sprache, noch die „Kleidung, noch das Volk, aber sie verwunderten sich, „woher sie wohl gekommen sein mochten. Es schienen „ihnen Männer von diesem Alter zu sein, und sie lieferten „ihnen ein Treffen; nach der Schlacht bemächtigten sich „die Scythen einiger Todten, und so erkannten sie, dass „es Frauen waren. Nach gepflogener Berathung beschlossen „sie, sie auf keinen Fall zu tödten, und die jüngsten Män„ner, ungefähr in gleicher Anzahl mit den Amazonen, zu „ihnen zu schicken; diese sollten neben ihnen ihr Lager „aufschlagen und dasselbe thun, was jene thun würden; „wenn die Frauen sie verfolgten, sollten sie nicht gegen „sie kämpfen, sondern fliehen; wenn sie aber ausruhten, „sollten sie neben ihnen lagern. Die Scythen fassten diesen „Beschluss, weil sie mit ihnen Kinder erzeugen wollten.“ (Herod. IV, 111.)

Da die Griechen sicherlich den guten Geschmack hatten, nicht alte Weiber, sondern junge und möglichst hübsche Mädchen gefangen zu nehmen, so ist die Erzählung des Herodot eben so naiv, wie mit dem Stempel der reinsten Wahrheit bezeichnet. Die Scythen wurden über die frechen Pferdediebe erbittert und schlugen einige von ihnen todt; bei der Plünderung der Leichname erkannten

sie, dass es Mädchen waren, und da musste in ihnen der natürliche Wunsch aufsteigen, ein solches kühnes und ritterliches Mädchengeschlecht für sich zu gewinnen, um nach einem hippologischen Ausdruck die Race zu verbessern.

§. 34. „Die ausgesandten Jünglinge richteten die er„haltenen Befehle aus. Als die Amazonen erkannten, dass „sie ihnen nichts zu Leide thaten, liessen sie sie gewähren. „Mit jedem Tage aber rückten sie die beiderseitigen Lager„plätze einander näher; beide aber, die Jünglinge und die „Amazonen, besassen nichts ausser den Waffen und den „Pferden, und führten dieselbe Lebensart, sie jagten und „plünderten. Die Amazonen thaten nun gegen Mittag „folgendes: sie zerstreuten sich, je eine oder zwei, von „den übrigen abgesondert, um ihre Bedürfnisse zu befrie„digen; als die Scythen dies merkten, thaten sie dasselbe. „Einer von diesen stürzte auf eine Amazone zu, die „sich abgesondert hatte; die Amazone lief nicht weg, son„dern liess ihn gewähren; sprechen konnte sie nicht mit „ihm, denn sie verstanden einander nicht; sie bedeutete „ihm aber mit der Hand, er möge am andern Tage wieder„kommen und noch jemanden mitbringen, indem sie zu „verstehen gab, es würden zwei kommen, da auch sie eine „andere mitbringen würde. Der Jüngling erzählte dies „nachher den übrigen; am folgenden Tage kam er mit „einem andern auf den Platz, und fand die Amazone mit „einer zweiten auf sich wartend. Als die übrigen Jünglinge „dies erfuhren, zähmten sie auch die übrigen Amazonen.“ (id. cap. 112. 113.)

Jede Abweichung von der wörtlichen Uebersetzung

würde dem unübertrefflichen idyllischen und anmuthigen Charakter dieser Erzählung Eintrag thun, und da ich weder für den Dauphin und andere kleine Kinder, noch für prüde Engländerinnen schreibe, so habe ich die Erzählung unverkürzt wiedergegeben.

§. 35. „Darauf vereinigten sie die Lagerstätten und „wohnten beisammen, indem jeder von ihnen diejenige zur „Frau hatte, mit welcher er zuerst zusammen gekommen „war. Die Sprache der Weiber konnten die Männer nicht „lernen, die Weiber aber verstanden die Sprache der „Männer. Nachdem sie sich nun vereinigt hatten, sagten „die Männer zu den Amazonen: Wir haben Eltern, welche „Besitzthum haben. Lasst uns daher nicht länger dieses „Leben führen, sondern mit den übrigen Leuten zusammen „wohnen. Wir werden euch zu Weibern haben und keine „andere. Darauf sagten die Amazonen: Wir können nicht „mit euren Weibern zusammen wohnen; denn unsere Sit- „ten sind anders als die ihrigen. Wir schiessen mit dem „Bogen, schleudern den Speer und reiten; weibliche Ar- „beiten aber haben wir nicht gelernt; eure Weiber aber „können nichts von unsern Dingen thun, verrichten weib- „liche Arbeiten und bleiben auf den Wagen; sie gehen „nicht auf die Jagd noch sonst irgendwohin. Wir würden „uns also mit ihnen nicht vertragen können. Wenn ihr „aber uns zu Frauen haben und gerecht erscheinen wollt, „so geht zu euren Eltern, nehmt euren Antheil an den „Gütern und kommt dann wieder, um mit uns zusammen „zu wohnen. — Die Jünglinge liessen sich überreden und „thaten so. Nachdem sie den ihnen gebührenden Antheil

„an den Gütern erhalten hatten, kehrten sie zu den Ama-„zonen zurück, welche zu ihnen sagten: Wir fürchten „uns, in diesem Lande zu wohnen, nachdem ihr eure „Eltern um diese Güter gebracht und euer Land um „so vieles beraubt habt. Da ihr uns aber zu Frauen „haben wollt, so thut Folgendes mit uns: lasst uns dieses „Land verlassen und jenseit des Tanais wohnen.“ (id. cap. 114. 115.)

§. 36. „Die Jünglinge gehorchten. Sie setzten über „den Tanais und marschirten drei Tagereisen ostwärts vom „Tanais, drei Tagereisen nördlich vom mäotischen Meere, „worauf sie in dasjenige Land kamen, welches sie jetzt „bewohnen; seitdem führen die Weiber die alte Lebensart „der Sauromaten, sie jagen und reiten mit den Männern „und ohne die Männer, und ziehen in den Krieg und „tragen dieselbe Rüstung wie die Männer. Die Sauromaten „sprechen die scythische Sprache, aber schon von jeher „fehlerhaft, da die Amazonen sie nicht gut gelernt haben. „Mit den Ehen halten sie es, wie folgt: keine Jungfrau „heirathet eher, als bis sie einen Feind getödtet hat; ei-„nige aber von ihnen sterben als alte Weiber, ehe sie „sich verheirathet haben, indem sie das Gesetz nicht aus-„führen konnten.“ (id. cap. 116. 117.)

Damit schliesst Herodot seinen anziehenden Bericht, und wenn auch in den Details einiges wie poetische Ausschmückung erscheint, so ist doch kein Umstand in der ganzen Erzählung, welcher an innerer Unwahrscheinlichkeit leidet, und mehr als dies können wir wahrlich nicht verlangen. Eine eigentliche Geschichte der doni-

schen Amazonen finden wir aber nicht bei den Griechen; das Land war für sie zu weit entlegen, und die Hellenen kamen nicht weiter mit ihnen in Berührung. Dagegen finden wir eine ziemliche Menge Einzelheiten über ihre Lebensart, welche ich hier hersetzen will, nebst den wenigen sonstigen Angaben, so weit sie hierher gehören.

§. 37. „Den Tanais, welcher die Gränze von Asien „ist, indem er das Festland zu beiden Seiten trennt, be„wohnen zuerst die Sarmaten auf zweitausend Stadien. „Nach diesen ist das Volk der Mäoten, welche Jazameten „heissen, wie Demetrius behauptet, wie aber Ephorus sagt, „Sauromaten. Mit diesen Sauromaten sollen sich einst die „Amazonen vereinigt haben, als sie nach der Schlacht am „Thermodon hierher kamen, weshalb sie auch die Weiber„beherrschten genannt werden." (Scymnus Chius, 874–885.)

„Zwischen dem Rhaflusse und den hippischen Bergen, „oberhalb der Siracener, ist das Land des Mithridates; „oberhalb desselben die Melanchlänen, dann die Sapo„threner, oberhalb derselben die Scymniten, dann die „Amazonen." (Ptolem. V, 9, 19.)

„In den Gebirgen oberhalb Albaniens sollen auch die „Amazonen wohnen; Theophanes aber, der den Feldzug „des Pompejus mitmachte und zu den Alanen kam, sagt, „dass zwischen den Amazonen und Albanern die gelischen „und legischen Scythen wohnen, und dass darauf der „Fluss Mermadalis zwischen diesen und den Amazonen „fliesst. Andere, z. B. der Scepsier Metrodorus und Hyp„sicrates, die in jenen Ländern nicht unbekannt sind, sa-

„gen, dass die Amazonen an dem Nordabhange des Cau„casus, welcher Ceraunia heisst, nahe bei den Gargareern „wohnen. — Der Mermodas (Mermadalis) entspringt auf „den Gebirgen, fliesst durch das Land der Amazonen und „durch Siracene und die dazwischenliegende Wüste, und „ergiesst sich in den mäotischen See. Die Gargareer „sollen mit den Amazonen zugleich aus Themiscyra aus„gezogen und hierher gewandert sein; darauf hätten sie „sich von ihnen getrennt, mit den Thraciern und Euböern „Krieg geführt, und wären bis dahin umhergewandert; „später hätten sie den Krieg mit den Amazonen unter den „angegebenen Bedingungen beendigt, nämlich dass nur die „Kinder gemeinschaftlich sind, aber jeder Theil für sich „lebe.“ (Strabo Geogr. XI, cap. 5.)

„Vom Flusse Tanais fängt Asien an, und das erste „Volk in Asien ist im Pontus die Sauromaten; die Sau„romaten sind ein von Weibern beherrschtes Volk.“ (Scylax Caryand. §. 76.)

„Jenseit der Arimphäen erstreckten sich die Cimme„rier und das Volk der Amazonen bis zum caspischen „Meere.“ (Solin. Polyhist. cap. 27.)

Diese Angaben stimmen nicht ganz mit einander überein; die genauesten Nachrichten sind unstreitig diejenigen, welche uns Strabo aufbewahrt hat, und woraus sich ergiebt, dass die Sauromaten und Amazonen am nördlichen Abhange des Caucasus, im heutigen Gouvernement Stawropol, an den Flüssen Jegorlik (Mermadalis) und Manitsch bis zum Don hinauf wohnten. Plutarch erzählt uns (de fluminibus c. 14) eine alberne Geschichte von diesem Fluss;

er habe früher Amazonius geheissen, aber Tanais, ein Sohn des Berossus und der Amazone Lysippe, ein verständiger (?) Jüngling, sei ein Weiberfeind gewesen, dafür habe ihn Venus bestraft, indem sie ihn verliebt machte, und endlich habe er sich in den Fluss gestürzt, der seitdem nach ihm benannt worden sei. Die ganze Erzählung ist zu albern, und wir haben schon vorhin gesehen, dass Don im Ossetischen noch jetzt „Wasser“ oder „Fluss“ bedeutet; es ist wahrscheinlich, dass früher dieses Wort viel weiter verbreitet war, und den Vokal *a* hatte, wie man ausser dem Tanais an Danubius (Donau), Eridanus (Po), Rhodanus (Rhone) u. s. w. sieht. Es ist übrigens schade, dass die Symboliker nicht daran gedacht haben, dass Tanais auch der phönicische Name der Artemis ist, und dass selbst der Fluss Tanais von der Aphrodite Tanais benannt sei, wie Iamblichus meldet. Das hätte doch noch einen weiteren Anhaltspunkt für die Mondpriesterinnen gegeben. Indessen aufgeschoben ist nicht aufgehoben; vielleicht wird man in Zukunft neben dem mondförmigen Schilde und neben der heiligen Mondstadt Mene und der Stadt Ephesus auch noch den Tanais und das armenische Wort *amis* (Monat) anführen, und ich kann noch einige andere Anhaltspunkte liefern, wenn es darauf ankommt, disparate Dinge zusammen zu würfeln, um eine vorher aufgezimmerte Hypothese zu stützen. Die *Anaït* oder *Anaid* als eine orientalische Gottheit giebt rückwärts gelesen die römische Gottheit Diana; *Anaït* selbst aber bedeutet im Türkischen *(ana, it)* „die Mutter und der Hund“, ein vortrefflicher Name für die Artemis (Diana), der noch zu

weitern Combinationen führen kann, denn das würde ja beweisen, dass diese Mondpriesterinnen Türkinnen waren, und damit wäre ja auf einmal klar, wesshalb die Türken den Halbmond zum Wappen haben.

§. 38. „In Europa ist ein scythisches Volk, welches „am mäotischen Meer wohnt, und welches von andern Völ„kern verschieden ist; sie heissen Sauromaten; ihre Wei„ber reiten, schiessen mit dem Bogen, werfen den Speer „von den Pferden und kämpfen mit den Feinden, so lange „sie Jungfrauen sind, und sie vermählen sich nicht eher, „als bis sie drei Feinde getödtet haben, und vollziehen „nicht eher das Beilager, als bis sie dem nomischen Apollo „geopfert haben; sobald sie aber einen Mann genommen „haben, hören sie auf zu reiten, wenn die Noth sie nicht „zwingt, an einem gemeinsamen Feldzuge Theil zu nehmen. „Sie haben keine rechte Brust, denn wenn sie noch kleine „Kinder sind, legen die Mütter ein eigends zubereitetes „Erz, welches sie glühend machen, auf die rechte Brust „und brennen sie aus, wodurch deren Wachsthum ver„hindert wird, und die ganze Stärke und Fülle sich über „die rechte Schulter und den rechten Arm verbreitet." (Hippocrates, de aere, aquis et locis, §. 89. 90.)

„Die Amazonen sollen ihre Arbeiten alle selbst ver„richten, pflügen, Gärtnerei betreiben, die Thiere auf die „Weide führen, besonders die Pferde; die stärksten be„schäftigen sich mit der Jagd zu Pferde und mit dem „Kriege; alle aber brennen den Kindern die rechte Brust „aus, damit sie sich des Armes zu jeder Beschäftigung

„mit Leichtigkeit bedienen, besonders bei dem Werfen „des Speeres.“ (Strabo XI, 5.)

§. 39. „Ausserdem bedienen sie sich des Bogens und „der Hellebarde und des kleinen Schildes; aus den Fellen „wilder Thiere machen sie sich Helmbüsche, Decken und „Gürtel.“ (id. ibid.)

„Ihre Waffen konnte Niemand rauben oder nachahmen; „sie hatten damals eine so schöne und nützliche Kunst im „Gebrauch; später bedienten sich die Scythen, Ionier, „Cappadocier, Deutschen und Trojaner ähnlicher Waffen, „Pfeile, Wurfspiesse und Schwerter. Ihre Schilde aber „härteten sie nach einem wilden Gebrauche so sehr, dass „die Künstler ähnliche Waffen nicht zu erfinden oder aus„zuführen vermochten, denn sie konnten das Geheimniss „der Verfertigung durchaus nicht begreifen, weil die Ama„zonen dieses Geheimniss andern nicht mittheilen wollen. „Der Philosoph (Aethicus) sagt, er habe ihre Wohnungen, „Hütten und Höhlen in den Sümpfen gesehen und sei „auch desshalb zu ihnen gekommen, damit er ihren Ur„sprung, ihre Auswanderung und die Wiedereröffnung des „Krieges erführe. Aber er schreibt noch viele andere „wunderbare Dinge von ihrer Kenntniss, die uns unglaub„lich erscheinen. Sie sollen in der Wüste junge Mino„tauren gefunden, aufgefüttert und gezähmt haben und „zuerst mit ihnen die Schlachtreihen der Feinde durch„brochen haben. Die Minotauren sollen tapferer gewesen „sein, als Legionen von Bewaffneten. Eben so hätten sie „Centauren mit Frauenmilch gefüttert, und diese hätten „aus Freundschaft und Zärtlichkeit gegen ihre Ammen

„diese ihre Freundinnen gegen die Feinde vertheidigt und „selbst sich für sie aufgeopfert. Auch von den Elephanten „berichtet er Aehnliches. Und desshalb sei ihre Tapferkeit „und Stärke in den Kriegen berühmt gewesen.“ (Aethic. Istr. p. 52 ff.)

Der letzte Theil dieses Berichtes von Aethicus wimmelt von Faseleien; es ist jedoch nicht möglich zu ermitteln, ob sie allein dem Aethicus oder auch dem Hieronymus zur Last zu legen sind, der nicht immer seinen Autor verstanden haben mag.

§. 40. „Amazonen, ein weibliches Volk am Thermodon, „nach dem Zeugniss des Ephorus, welche jetzt Sauromaten „genannt werden. Man sagte, dass sie sich vor den Män„nern auszeichneten, indem man als Ursache die Boden„beschaffenheit anführte, so dass dort die weiblichen Kör„per stärker und grösser als die männlichen wären: ich „glaube aber, dass die Ursache falsch ist, und halte die „von den Bewohnern der Umgegend angegebenen für „wahrscheinlicher. Als die Sauromaten zuerst nach Eu„ropa zogen, und alle vernichtet wurden, wären die Wei„ber allein zurückgeblieben, und als die Männer sich wie„der mehrten, hätten sich diese gegen die Weiber empört. „Die Weiber aber hätten die Oberhand behalten und die „Männer gezwungen in eine waldige Gegend zu flüchten, „wo sie umgekommen wären. Aus Furcht vor der Rache „der jüngeren Männer hätten die Weiber nun zum Gesetz „gemacht, alle Männer zu entmannen. Man nennt sie auch „Sauropatiden, weil sie Eidechsen fangen und essen, oder „Sauromatiden, weil sie im sauromatischen Scythien woh-

„nen. Es giebt auch eine Amazonenstadt Mesapia.“ (Steph. Byz. s. v. Ἀμαζόνες.)

Auch dieser Bericht ist grösstentheils Faselei.

„Zwei Monate im Frühling gehen sie auf das benach-„barte Gebirge, welches sie von den Gargareern trennt; „auch diese gehen nach alter Sitte hinauf, opfern mit den „Weibern und wohnen ihnen bei, um Kinder zu erzeugen, „und zwar ungesehen in der Finsterniss; jeder nimmt die-„jenige, die er findet; sind sie schwanger geworden, so „entlassen sie sie; die Mädchen, welche sie gebären, be-„halten sie, die Knaben aber bringen sie den Gargareern, „um sie zu erziehen; jeder von ihnen bleibt bei demje-„nigen, dem er zufällt, und hält sich in Ermangelung bes-„serer Kunde für dessen Sohn.“ (Strabo XI, 5.)

Plutarch sagt (in Pompejo, cap. 35), indem er von der Schlacht am Abasflusse gegen die Albaner spricht: „In dieser Schlacht sollen auch viele Amazonen auf der „Seite der Barbaren gekämpft haben, welche von den „Bergen bei dem Flusse Thermodon herabgekommen wa-„ren. Denn als die Römer nach der Schlacht die Barbaren „auszogen, fanden sie Amazonenschilde und Kothurne, es „wurde jedoch kein einziger weiblicher Leichnam gefunden. „Sie wohnen aber an dem dem caspischen Meere zuge-„wandten Abhang des Caucasus und sind keineswegs „Gränznachbarn der Albaner, sondern es wohnen Gelen „und Legen zwischen ihnen; zwei Monate im Jahre kom-„men sie zu ihnen nach dem Flusse Thermodon, wo sie „ihnen beiwohnen; darauf aber kehren sie wieder in ihr „Gebiet zurück.“

§. 41. So weit reichen die Nachrichten über die donischen Amazonen und überhaupt über alle Amazonen; wie lange sie sich im Norden des Caucasus hielten, ob sie ganz ausgerottet wurden, oder ob sie allmählich sich in ihrer Lebensweise mehr humaner Gewohnheiten befleissigten, niemand weiss es. Da indessen schon die donischen Amazonen nicht mehr ein ausschliesslich weibliches Gemeinwesen bildeten, sondern nur nach den glaubwürdigeren Berichten mit den Männern gemeinschaftlich die Beschäftigungen der Jagd und des Krieges theilten, so ist es wahrscheinlich, dass der Uebergang zu mehr naturgemässen Gewohnheiten allmählich vor sich ging. Indessen vergesse man es nicht, dass hier vom Caucasus und von uralten Zeiten die Rede ist. Salonsdamen sind sie niemals geworden, sind es auch jetzt nicht, und die Völkerschaften, welche seit den letzten zwei Jahren aus dem Gouvernement Stawropol nach der Türkei auswanderten, dürften in ihrer Lebensweise von den ehemaligen Sauromaten nicht sehr verschieden sein. Ich will damit durchaus nicht behaupten, dass diese Nogajer Nachkommen der Sauromaten sind, denn die Lebensweise wird weit mehr durch Klima und Bodenbeschaffenheit bedingt, als durch Stammverwandtschaft. Was ich aber hier in der Türkei von den Frauen und Mädchen dieser Einwanderer gesehen habe, zeigt, dass, wenn es je denkbar wäre, dass die gegenwärtige Zeit ähnliche Verhältnisse hervorbrächte, wie vor dreitausend Jahren, sie recht gut im Stande wären, aus der Noth eine Tugend zu machen, und gleich den

ehemaligen Amazonen wieder ein weibliches Gemeinwesen zu bilden.

Indessen tauchen die Amazonen in der alten Geschichte noch einmal auf, zur Zeit Alexanders des Grossen; aber dieses Ereigniss fand schon im Alterthum Widerspruch, nicht nur bei den Geschichtschreibern, sondern selbst von Seiten der Gefährten Alexanders; wir haben also hier Augenzeugen, und da die Prüfung dadurch erleichtert wird, so ist es um so mehr Pflicht des gewissenhaften Geschichtschreibers, diese Prüfung gründlich vorzunehmen. Hören wir also zunächst die Zeugen selbst, und zwar, um desto unparteiischer zu verfahren, in der zufälligen Reihenfolge der alphabetischen Ordnung.

§. 42. „Als Alexander auf der nisäischen Ebene war, „soll Atropates, Satrap von Medien, ihm hundert Weiber „gegeben haben mit der Bemerkung, es seien Nachkommen „der Amazonen; er hatte sie mit Männerrüstungen ver„sehen, nur trugen sie statt der Spiesse Aexte und statt „der grossen Schilde (ἀσπίδες) kleine Schilde (πέλται); „auch soll ihre rechte Brust kleiner sein, und sie sollen „dieselbe im Gefechte bloss tragen. Alexander habe sie „aus dem Lager entfernen lassen, damit die Macedonier „oder Perser gegen diese Weiber keine Excesse verübten; „er habe ferner ihrer Königin anzeigen lassen, dass er „selbst zu ihr kommen würde, um Kinder zu erzeugen. „Alles dieses aber hat weder Aristobulus noch Ptolemäus „noch sonst jemand geschrieben, der darüber eine sichere „Auskunft hätte geben können; auch scheint es mir, dass „das Geschlecht der Amazonen sich bis zu jener Zeit nicht

„erhalten habe; auch Xenophon erwähnt ihrer nicht, da er „doch der Phasianer und Colchier und anderer Völker „gedenkt, als sie (die Zehntausend) von Trapezunt auf„brachen, oder ehe sie nach Trapezunt kamen, obwohl „sie barbarische Völker antrafen, und sie hätten doch „Amazonen antreffen müssen, wenn es je Amazonen ge„geben hätte. Es scheint mir auch gar nicht glaublich, „dass dieses Geschlecht von Weibern überhaupt existirt „habe, wie es von diesen und jenen besungen wurde, „wie Hercules zu ihnen geschickt wurde und einen gewissen „Gürtel ihrer Königin Hippolyte nach Hellas brachte, und „dass die Athener mit Theseus diese Weiber, welche nach „Europa gezogen waren, in der Schlacht besiegt und zu„rückgedrängt hätten; dem Cimon zufolge wird die Schlacht „zwischen den Athenern und Amazonen nicht geringer „dargestellt, als die Schlacht zwischen den Athenern und „Persern; auch Herodot spricht oft von diesen Weibern, und „welche von den Athenern in der Schlacht fielen, und die „Thaten der Athener gegen die Amazonen werden ganz „besonders gefeiert. Wenn aber Atropates dem Alexander „einige weibliche Reiter zeigte, so scheint es mir, dass es „andere barbarische Weiber waren, welche im Reiten ge„übt waren, und die er in Amazonentracht gekleidet hatte.“ (Arrian. Exped. Alex. Lib. VII, cap. 13.)

„An Hyrcanien gränzt das Volk der Amazonen, wel„che die Ebene von Themiscyra am Thermodon bewohnten. „Ihre Königin war Thalestris, welche über alle Länder „zwischen dem Caucasus und dem Phasis herrschte. Diese, „vom Wunsche getrieben, den König zu sehen, verliess

„ihre Staaten, und als sie in der Nähe war, schickte sie „Boten voraus mit der Anzeige, es sei eine Königin ge„kommen, welche begierig sei, ihn zu besuchen und seine „Bekanntschaft zu machen. Sobald sie die Erlaubniss „erhalten hatte, befahl sie ihrem Gefolge, zurückzubleiben, „und sie reiste weiter in Begleitung von dreihundert „Frauen. Sobald sie den König erblickte, sprang sie vom „Pferde, mit zwei Spiessen in ihrer Rechten. Das Gewand „bedeckt nicht den ganzen Körper der Amazonen, denn „der linke Theil bis zur Brust ist bloss; von da an ist „alles verhüllt, jedoch reicht das Gewand, welches mit „einem Knoten zusammen gehalten wird, nicht bis über „die Knie. Die eine Brust wird unversehrt erhalten, da„mit sie die Kinder weiblichen Geschlechtes nähre; die „rechte Brust wird abgebrannt, damit sie den Bogen „leichter spannen und die Speere schwingen. Unerschrok„ken trat Thalestris zum König ein, indem zie seine Ge„stalt musterte, die dem Rufe keineswegs entsprach. Denn „bei den Barbaren wird ein majestätischer Körperbau „geachtet, und sie glauben, dass zu grossen Thaten nur „diejenigen geeignet wären, welche die Natur mit einer „ausgezeichneten Gestalt begabt hat. Auf die Frage, ob „sie sich etwas von ihm erbitten wollte, sagte sie ohne „Umschweife, sie sei gekommen, um mit dem Könige ge„meinschaftliche Kinder zu haben; sie sei würdig, ihm „Erben der Herrschaft zu gebären; wäre es ein Mädchen, „würde sie es behalten; wäre es ein Knabe, würde sie „ihn dem Vater senden. Alexander fragte sie, ob sie mit „ihm in den Krieg ziehen wolle. Sie erwiederte, sie könne

„ihr Reich nicht ohne Aufsicht verlassen; sie wiederholte „ihr Gesuch und bat, sie nicht abschläglich zu bescheiden. „Die Begierde des Weibes war stärker als des Königs „und veranlasste sie, einige Tage zu bleiben. Dreizehn „Tage verweilte sie, und ihr Wunsch wurde erfüllt, worauf „sie in ihr Reich zurückkehrte und der König nach Par„thien zog.“ (Curt. Ruf. VI, 5.)

„Als Alexander wieder nach Hyrcanien zog, kam „Thalestris, die Königin der Amazonen, zu ihm; diese „beherrschte das Land zwischen dem Phasis und Thér„modon und zeichnete sich durch Schönheit und Körper„stärke aus und war von ihren Landsleuten wegen ihrer „Mannhaftigkeit bewundert. Sie liess ihr Heer an der „Gränze von Hyrcanien zurück und kam mit dreihundert „bewaffneten Amazonen an. Alexander bewunderte das „Ausserordentliche der Sache und die Würde der Frau, „und fragte, was sie wünsche, worauf sie erklärte, sie „wolle mit ihm Kinder erzeugen, denn er sei vermöge „seiner Thaten der edelste unter den Männern, sie aber „zeichne sich unter den Weibern durch Stärke und Mann„haftigkeit aus; es sei also wahrscheinlich, dass die Kinder „von einem solchen Elternpaar alle andern Menschen an „Tapferkeit übertreffen würden. Dem König gefiel dies, „und er nahm ihr Gesuch gern auf, behielt sie dreizehn „Tage bei sich und entliess sie mit ansehnlichen Ge„schenken in ihre Heimat.“ (Diod. Sic. XVII, 71.)

„Nach Unterwerfung der Hyrcanier und Marden kam „Thalestris oder Minithya, die Königin der Amazonen, mit „dreihundert Frauen, nach einer Reise von fünfundzwanzig

„Tagen durch verschiedene Völker zum König, um von „ihm Kinder zu haben. Ihre Ankunft, ihre Erscheinung, „das ungewöhnliche Aeussere des Weibes und der Zweck „ihrer Reise erregte allgemeines Erstaunen. Der König „gewährte desshalb eine Rast von dreizehn Tagen, und „nachdem ihr Wunsch erfüllt war, kehrte sie zurück.“ (Justin. XII, 3.)

„Kurze Zeit darauf ging sie und das ganze Geschlecht „der Amazonen unter.“ (id. II, 4.)

„Am Orexartes soll die Amazone zu Alexander ge„kommen sein, wie unter andern Clitarchus, Polyclitus, „Onesicritus, Antigenes und Istrus berichten; dagegen „sagen Aristobulus, Chares der öffentliche Ankläger, Pto„lemäus, Anticlides, Philon der Thebaner, Philipp aus „Theangela, Hecataeus der Eretrier, Philipp aus Chalcis „und Duris der Samier, es sei eine Dichtung. Alexander „scheint dieses zu bestätigen. Denn da er alles ge„nau aufschrieb, sagte er dem Antipater, der Scythe „habe ihm seine Tochter zur Ehe gegeben, aber der „Amazone erwähnt er nicht. Man sagt auch, Onesicritus „habe lange Zeit nachher, als Lysimachus schon König „war, diesem sein viertes Buch vorgelesen, worin von „der Amazone die Rede war; Lysimachus soll aber ruhig „lächelnd gesagt haben: Und wo war ich denn damals?“ (Plutarch. in Alexandr. c. 46.)

Die unbefangene Prüfung dieser Zeugenaussagen ergiebt folgende Resultate:

1) Eine verächtlich wegwerfende Ableugnung der Thatsache, wie bei Arrian, ist nicht statthaft.

2) Der Erzählung liegt eine bestimmte Thatsache zu Grunde, wie Alexander selbst, der es doch sicher am besten wissen musste, erklärt.

3) Es ist daher auch nur eine sublime Künstelei, wenn man die Sache als einen Mythus auffassen will, um an die Abstammung Alexanders von Hercules zu erinnern.

4) Die Berichte der späteren, zur römischen Zeit lebenden Geschichtschreiber Diodor, Curtius und Justinus (Trogus Pompejus) sind offenbar poetische Ausschmückungen einer an sich einfachen Thatsache.

Ohne für alle Einzelheiten einstehen zu wollen, glaube ich den Hergang der Sache, wie folgt, auffassen zu dürfen. Ein sakischer Fürst, dessen Staaten Alexander sich näherte, und welcher wahrscheinlich hinlängliche Ursache haben mochte, sich nicht in ein feindseliges Verhältniss zu dem Sieger zu setzen, schickte ihm seine Tochter, die entweder Thalestris oder Minithya hiess, um sie ihm als Gattin anzubieten und zugleich durch ihre Vermittlung das drohende Ungewitter abzulenken. Aehnliche Züge lassen sich aus den ersten zwei Jahrhunderten der osmanischen Geschichte in grosser Fülle nachweisen; nicht nur die mohammedanischen Fürstenhäuser der Kermian Oglu, Karaman Oglu, Isfendiar Oglu u. s. w., sondern auch christliche Monarchen, die Kaiser von Constantinopel, die Despoten von Servien, die Woiwoden der Walachei bedienten sich ganz desselben Mittels zu wiederholten Malen. Alexander scheint die angetragene Vermählung mit der sakischen Prinzessin nicht angenommen zu haben, schloss aber Frieden mit ihrem Vater, und schickte die Prinzes-

sin mit reichen Geschenken zurück. So aufgefasst (nach Alexanders eigener Aussage) hat dieses Ereigniss durchaus nichts Ungewöhnliches; für die Schmeichelei und für die Poesie aber war es ein willkommener Gegenstand, um den macedonischen Helden zu verherrlichen und eine neue Aehnlichkeit mit seinem Vorfahren Hercules nachzuweisen.

Schlussbetrachtungen.

Ich schliesse hiermit die actengemässe Darstellung des Gegenstandes, und obgleich ich fast überall von dem Rechte des Geschichtschreibers Gebrauch gemacht habe, meine eigene Ansicht auszusprechen, so will ich doch damit nicht dem Urtheile des Lesers vorgreifen, der eben durch die Zusammenstellung der Originalacten in den Stand gesetzt ist, sowohl über das Ganze, als über jeden einzelnen Theil, ein selbständiges Urtheil zu bilden. Eben so habe ich auch die symbolische Auffassung ihrem ganzen Umfange nach dargestellt, um zu zeigen, wohin sich der menschliche Verstand verirren kann. Ich habe nachgewiesen, dass die Grundlagen der symbolischen Auffassung auf sehr schwachen Füssen stehen; es bliebe mir hier noch übrig, den hervorgehobenen Gegensatz der Amazonen zu den Corybanten und Gallen zu besprechen; dies würde aber nothwendigerweise erfordern, dass ich zunächst das Wesen dieser sonderbaren Priesterschaft ausführlich erörtere. Dazu scheint mir aber hier durchaus nicht der Ort

zu sein; ich habe auch diesen Gegenstand einer eingehenden Prüfung unterzogen, und begnüge mich, einige Resultate meiner diesfallsigen Untersuchungen hier anzugeben.

1) Die Corybanten, Gallen u. s. w. haben mit den Amazonen nicht die geringste Gemeinschaft und sind eben so wenig der Gegensatz der Amazonen.

2) Das Wesen dieser Priesterschaft ist bis jetzt noch ziemlich fehlerhaft dargestellt, weil die ungemein reichhaltigen Quellen bis jetzt nur nothdürftig oder fast gar nicht benutzt sind.

3) Die Gallen sind eine viel spätere Erscheinung, als die Amazonen, vielleicht um täusend Jahr jünger; dagegen

4) besteht diese Verbindung noch bis auf den heutigen Tag in voller Blüthe und unter mannigfachen Formen, die jedoch fast alle auf dasselbe Princip sich zurückführen lassen.

Dagegen ergiebt sich aus der vorstehenden Geschichte mit voller Sicherheit, dass die Amazonen des Alterthums eine Schöpfung der äussersten Nothwendigkeit waren, und dass also der Ausdruck in seiner heutigen Bedeutung, auf Ereignisse und Erscheinungen der neueren Zeit angewendet, eigentlich nicht ganz sachgemäss ist. Jetzt verbindet man mit diesem Ausdruck einen doppelten Sinn, einmal eine Salonsdame, welche zuweilen neben andern Amusements einen Spazierritt macht, an einer Jagdpartie Theil nimmt u. s. w.; dann aber ein Frauenzimmer, welches, sich über diesen orientalisch-deutschen Namen „Frauenzimmer“ und über die natürliche Schwäche ihres Geschlechtes hinwegsetzend, in hoher Begeisterung und Liebe

für ihr Vaterland die Waffen ergreift und sich mit den Männern in das Schlachtengewühl stürzt. Abgesehen von der ersten Bedeutung, bei welcher ich mich nicht aufzuhalten gedenke, sieht man, dass die Benennung in der zweiten Bedeutung nicht ganz zutrifft, denn es findet keine äussere Nothwendigkeit Statt, und Strabo's bitterer Spott über die Weiber, welche Männer, und über die Männer, welche Weiber geworden sind, trifft hier ebenfalls vorbei. Es ist vielmehr ein innerer Drang, eine feurige Liebe zum Vaterlande, die sie antreibt, die Gesetze der Natur zeitweilig aufzuheben: es ist keine irdische Betrachtung, sondern der von Archimedes vergeblich gesuchte höhere Standpunkt ausserhalb der Erde, wodurch sie die Erde aus ihren Angeln heben, gleich den armen Fischern und Zöllnern von Galiläa, dem schlichten Kaufmann von Mekka, dem barfüssigen Einsiedler von Amiens, es ist der unerschütterliche, felsenfeste Glaube an etwas Höheres, wodurch sie Berge versetzen, und fast jedes Zeitalter und fast jedes Land hat solche Ereignisse aufzuweisen, und sie werden mit Recht zu den schönsten Blättern der Geschichte gezählt.

Hellas, das reichbegabte Lieblingskind der Natur, hat in seiner Geschichte keine Amazonen in diesem Sinne aufzuweisen; die ganze Stellung des Weibes im alten Hellas brachte es mit sich, dass solche Erscheinung nicht denkbar war, und eben daher erklärt sich auch der Scepticismus des Strabo, des Arrian und des Paläphatus. Erst das neuere Hellas in seiner Wiedergeburt hat in dieser Beziehung das Versäumte nachgeholt. Andere Länder haben schon viel früher solche glänzende Epochen aufzuweisen;

ohne der etwas fabelhaften Vlasta und Libussa in Böhmen zu gedenken, erinnere ich hier vornehmlich an die grosse Nationalheldin Frankreichs und an ihr tragisches Schicksal. Von ihren Feinden dem Flammentode geopfert, hat ein Thersites unter ihren eigenen Landsleuten in einem Schandepos die hehre Erscheinung in den schmutzigsten Koth hinabgezerrt und darin herumgewälzt, und kein Achilleus in der ganzen Nation, die sich ihrer Ritterlichkeit rühmt, hat dem Thersites Schweigen auferlegt.

Das Jahr 1854 schien die alte Erscheinung wieder ins Leben gerufen zu haben; von den Gebirgen Kurdistan's herbeieilend, erschien in Constantinopel Kara Fatme Hanum an der Spitze einer Reiterschaar und eilte sofort weiter nach der Donau, um die Feinde ihres Vaterlandes zu bekämpfen; es war keine hehre, imponirende Gestalt, wie uns Antiope und Penthesilea geschildert werden, im Gegentheil, es war eine bejahrte, kleine, fast zusammengeschrumpfte Alte, aber in ihren Augen blitzte ein kühnes Feuer; es war die beissendste Satyre auf die Symboliker.

Zusatz

zu der ersten Abtheilung der Abhandlung.

Das Manuscript dieser Abhandlung war bereits in den Händen des Druckers, als zufällig ein Lieblingsbuch meiner (und wohl sehr vieler Menschen) Jugendlectüre mir in die Hände fiel, die Tausend und Eine Nacht, in welcher ich zu meiner eigenen Ueberraschung eine Menge Anklänge und Reminiscenzen fand. Die Erzählung von dem Goldschmied Hassan aus Bassra, welcher eine Fee heirathete, die ihn nachher verliess und ihm sagen liess: „Wenn du mich und meine Kinder wieder verlangst, so geh nach den Wak-Inseln“, worauf er unter tausend Gefahren die Reise unternahm und endlich seinen Zweck erreichte; — diese Erzählung, sage ich, welche in der türkischen Uebersetzung die Nächte 796 bis 843 ausfüllt, hat augenscheinlich mehrere Momente aus der Sage von den africanischen Amazonen aufgenommen, und einzelne Details bestätigen vortrefflich die geäusserte Muthmassung von der Insel Teneriffa. In der 817. und 818. Nacht sagt Abdul-

und Genien kommen? Hassan erwiederte: Ich bitte Gott um Hülfe. Darauf kamen sie in das Land der Ungeheuer und der Genien, und nachdem sie dieses passirt hätten, gelangten sie an einen hohen Berg und lagerten sich am Ufer des Flusses, welcher von demselben herabfloss, und an welchem die Residenz der Königin lag.“

Die Uebereinstimmung dieses Märchens mit den Berichten Diodor's und Hanno's ist gewiss nicht zufällig, und wir schliessen daraus, dass alle diese Urkunden eine gemeinschaftliche Grundlage haben.

im

Antigeorgica.

Letztes Wort in der Vogt'schen Streitfrage

von

A. *lbert* **Schumann** und **P. Gleisberg.**

Herausgegeben von der Gesellschaft für Botanik und Zoologie

zu

Dresden.

Dresden.
H. Schöpff.
1868.

Vor Kurzem ist hier eine Schmähschrift erschienen, betitelt: Carl Vogt's Affenmenschen und Dr. Albert Schumann's Broschüre über dieselben mit einander verglichen, nebst einem Anhange über Dr. Gleisbergs „Kritische Darlegung etc." von Georg Seidlitz. Dieselbe verunglimpft Gleisberg und mich in wahrhaft empörender Weise. Trotzdem war ich ursprünglich sehr zweifelhaft, ob sich eine Widerlegung derselben der Mühe lohne, da die Arbeit an einer gewissen kindischen Schreibmanier und einer wirklich schülerhaften Beweisführung leidet. Sie verbindet aber mit diesen beiden Eigenschaften eine in solcher Weise wohl noch nicht dagewesene Dreistigkeit, um nicht zu sagen Frechheit, und das ist es, was mich bestimmt, ihr energisch entgegen zu treten.

Wenn man nicht 18 Seiten schreiben kann, ohne sich fünfmal zu widersprechen, so thäte man freilich besser zu schweigen. Herr Georg Seidlitz hat indessen dem Kitzel nicht widerstehen können, auch einmal etwas vom Stapel laufen zu lassen, schade nur, dass die Freude hierüber eine sehr kurze sein wird!

Herr Seidlitz sagt S. 1: „Solche begründete Einwendungen von Fachmännern verschwinden aber (wie gewöhnlich in ähnlichen Fällen) gegen die Zahl der Widersprüche, die entweder auf fehlendem Verständniss oder auf Mangel an gutem Willen beruhen. Letzteres ist namentlich bei einer Broschüre (die Affenmenschen Carl Vogt's von Dr. A. Schumann, Leipzig, Verlag von W. Engelmann) der Fall, die einige Monate, nachdem Vogt in Dresden und Leipzig seine Vorträge über die Urgeschichte der Menschen gehalten, erschien und von Repräsentanten der ersten Kategorie mit Applaus begrüsst wurde."

Hier wird also sehr deutlich gesagt, dass es mir nicht an Verständniss, sondern an gutem Willen fehle, während mir S. 18 ge-

rathen wird, erst zu lernen, was Atavismus sei, während ich S. 19 beschuldigt werde, nicht einmal den Darwinismus zu kennen, und während es am Schlusse der strengen Antikritik heisst: „Der Umstand aber, dass blinder Fanatismus selbst den klarsten Kopf zu merkwürdigen Dingen treiben kann, erklärt uns nicht nur, sondern entschuldigt zugleich einigermaassen die Art und Weise unseres Autors, mit der er eine Kritik unternahm, der er nicht gewachsen war."

Das ist ein offenbarer Widerspruch, aber der letzte Satz enthielt zugleich noch einen zweiten in sich selbst, denn ich kann nicht zu gleicher Zeit „blinder Fanatiker" und „klarster Kopf" sein.

Beiläufig gesagt, ist es mit meinem blinden Fanatismus eine merkwürdige Sache. Ich hatte nämlich, ehe ich Vogt's *„hommes singes"* studirt, ein sehr günstiges Vorurtheil für denselben, und erst als ich sah, auf welchem Grunde Vogt's Theorien ruhen, griff ich ihn an, und griff ihn mit der Indignation an, wie sie eine solche wissenschaftliche Methode verdient.

S. 6 müht sich Herr Seidlitz ab, zu beweisen, dass Vogt ausdrücklich an zwei Stellen sage, wesshalb er die Temporal- und Parietallappen des Chimpanse nicht einzeln messen konnte, er thut also, als ob er die Ironie, mit der ich Vogt an der betreffenden Stelle mehrere Vergesslichkeiten vorwerfe, nicht verstanden hätte, S. 14 aber heisst es: „Die darauf folgende Verdächtigung, Vogt habe das betreffende Maass beim Chimpanse absichtlich nicht gegeben, ist schon oben gekennzeichnet worden."

S. 3 wird gesagt, dass die Mikrocephalengehirne „eigentlich noch affenähnlicher waren, als aus Vogt's Maassen ersichtlich" (vergl. weiter unten S. 6), während Herr Seidlitz S. 8, 9 und 11 sich die erdenklichste Mühe giebt, nachzuweisen, dass Vogt die Mikrocephalen für menschliche Missbildungen von der grössten Verschiedenheit erkläre, dass er also eigentlich ganz mit mir übereinstimme, und dass ich folglich „mit Windmühlen kämpfe."

Virchow hat, gegenüber der Neigung bei der Entwickelung des Schädels alle Wirkung den Nerven und dem Gehirn zuzuschreiben, die grosse Bedeutung der Knochen hervorgehoben, ohne eine definitive Entscheidung über diesen Punkt zu geben. Vogt [illegible] die Sache so dargestellt, als ob Virchow die Knochen für [illegible]estimmende hälte. Herr Seidlitz behauptet hingegen,

dass Vogt an den von Virchow aufgestellten Gesetzen nicht „rüttle,“ wie ich gesagt (S. 12).

Gleich darauf heisst es weiter (S. 13): „Am Schluss der Betrachtung über Synostosen neigt sich der Verfasser der Hypothese zu, dass das Gehirn das Knochenwachsthum bestimme und nicht umgekehrt, vergisst aber zu erwähnen, dass diese Hypothese von Vogt als die einzig richtige nachgewiesen wurde.“

Es wäre interessant, wenn Herr Seidlitz uns klar machte, wie Vogt diesen Nachweis geführt hat, ohne an der von Virchow für wahrscheinlich gehaltenen entgegengesetzten Hypothese zu rütteln.

Nun, wer sich in 18 Seiten fünfmal widerspricht, der wird eben keinen grossen Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen können, aber es kommt noch besser.

Im Eingange seiner Schrift sucht Herr Seidlitz sich den Schein zu geben, als ob er durch genaue Vergleichung meiner Broschüre mit einer deutschen Originalarbeit herausgebracht habe, dass ich die Vogt'sche Arbeit, welche ich nur in französischer Sprache kenne, entstellt. Das klingt, als ob ich nach irgend einer oberflächlichen französischen Scharteke gearbeitet hätte, während thatsächlich Vogt's Mikrocephalen — allerdings merkwürdig genug — zuerst französisch erschienen. Die deutsche Bearbeitung konnte ich bei meiner Untersuchung aus dem sehr einfachen Grunde nicht benutzen, weil sie zu jener Zeit noch nicht erschienen war. Herr Seidlitz aber war verpflichtet, sich die Mühe zu nehmen, das französische Original zu studiren, wenn er beweisen wollte, dass ich Vogt's Arbeit durch falsche Deutung des französischen Textes, Verschweigung wichtiger Momente und Ignorirung entscheidender Tabellen entstellt.“ Statt dessen gesteht er selbst mehrere Male zu, dass er den französischen Text nicht kenne, namentlich in jener classischen Anmerkung auf S. 8, welche im Kreise meiner Freunde die ungeheuerste Heiterkeit erregte, und welche eigentlich ganz allein hinreicht, um Herrn Seidlitz wissenschaftlich zu vernichten:

„Ich kann nur sagen wahrscheinlich, weil ich die betreffende Stelle im deutschen Texte nicht finden kann, und das einzige französische Exemplar, das in Dresden aufzutreiben ist, sich augenblicklich bei Dr. Schumann befindet.“

Das ist eben des Pudels Kern! Herr Seidlitz kann eigentlich immer nur sagen: „Wahrscheinlich!“ oder vielmehr nur „möglicherweise“! Und dieser Mensch wagt es, mich falscher Auslegung und Entstellung zu beschuldigen, wagt es, mir allzu flüchtiges Studium vorzuwerfen, er, der bei seinem Vortrage in der Isis ein unaufgeschnittenes Exemplar jener deutschen Bearbeitung benutzte!

Der Schwerpunkt meiner Arbeit ist, dass Vogt zum Vorwurf gemacht wird, er habe seine Theorie, dass das Mikrocephalengehirn ein Affengehirn sei, aufgestellt, ohne Mikrocephalen- und Affengehirne zur Disposition zu haben, wie er selbst (*Microcéphales p. 108*) ausdrücklich zugesteht. Von den Gypsabgüssen der Schädel aber, die er gemessen hat, habe ich *a priori* deducirt, dass dieselben gar nichts beweisen, weil sich erstlich Gehirn- und Schädelhohlraum beim normalen Menschen schon nicht entsprechen und weil sodann einige Mikrocephalen Wasser im Kopfe hatten, während von andern keine Sectionsberichte vorliegen. Es ist also klar, dass sich über die Grösse und Form der meisten Mikrocephalengehirne gar nichts aussagen lässt. Herr Seidlitz widerlegt mich nun, wie wir bereits gesehen, doppelt, aber leider damit auch sich selbst.

Er sagt S. 3: „Erstens identificirt Vogt (wenigstens im deutschen Texte) niemals Schädelcapacität und Gehirnvolumen, und selbst, wenn er es behufs des Vergleiches thäte, so wäre das kein so „grober Irrthum“, da es sich dabei erstens um Verhältnisszahlen handelt, die, wenn alle Maasse denselben geringen Fehler haben, immerhin brauchbar bleiben, und zweitens die Maasse für die Mikrocephalen zu gross ausfallen, ihre Gehirne also eigentlich noch affenähnlicher waren, als aus Vogt's Maassen ersichtlich. Ferner aber musste Vogt gerade diese Methode anwenden, da bisher alle Forscher dieselbe beim normalen Menschen und Affenschädel angewendet haben, und er seine Mikrocephalen mit diesen vergleichen wollte.“

Vor allem ist Herrn Seidlitz gegenüber festzustellen, dass Vogt wirklich das Mikrocephalengehirn als Affengehirn hinzustellen sucht, woran ausser ihm übrigens wohl kaum noch Jemand zweifeln wird.

Microcéphales p. 197 heisst es z. B.: „*Les parties voûtées du cerveau du microcéphale se développent d'après le type simien.*“

Und Gartenlaube 1868, Nr. 13, S. 205 sagt Vogt: „Ich suche e Ergebnisse meiner Forschungen in kurzen Umrissen

darzustellen. Der eigentliche Schädel, die knöcherne Kapsel*) mit den beiden darin eingeschlossenen Hälften des grossen Gehirns," sage ich, „sind dem Affentypus entsprechend gebildet und entwickeln sich nach denselben Wachsthumsgesetzen, welche für den Affen maassgebend sind. Das Grosshirn, der Sitz der Denkthätigkeit, ist kaum so gross, wie beim Affen, seine einzelnen Theile sind wie beim Affen gebildet — die Function entspricht dem Organe — ein Affengehirn kann keine Menschengedanken erzeugen."

Da nun Vogt bei seinen „Forschungen" keine Gehirne zur Disposition hatte, so ist für jeden verständigen Leser ohne Weiteres klar, dass Vogt Gehirn und Gypsausguss identificirt haben muss, für unverständige aber habe ich nicht geschrieben.

Herr Seidlitz meint nun, das sei kein so grosser Irrthum, da Verhältnisszahlen, wenn alle Maasse denselben geringen Fehler haben, immerhin brauchbar bleiben. Wenn aber eben einige Mikrocephalen Wasser im Schädel hatten, worin liegt dann die Garantie, dass alle Maasse denselben geringen Fehler hatten?

Herr Seidlitz sagt ferner, dass die Maasse der Mikrocephalen zu gross ausfallen, ihre Gehirne also eigentlich noch affenähnlicher waren, als aus Vogt's Maassen ersichtlich.

Ich habe mich also vergeblich in meiner Arbeit bemüht, zu zeigen, dass die absolute Grösse eines Gehirns gar keine Bedeutung hat, dass die Vergleichung der absoluten Grössen zu den grössten Absurditäten führt, dass die Affenähnlichkeit eines Gehirns nicht in seiner Grösse oder Kleinheit, sondern in seiner Form, in der Anordnung und dem Verhältniss der einzelnen Theile zu einander begründet ist!

Warum endlich Vogt, dessen Genialität Herr Seidlitz preist, diese Methode anwenden musste, ist nicht recht klar. Wenn man neue Theorien begründen will, muss man gewöhnlich auch neue Untersuchungsmethoden finden. Die andern Forscher, welche jene alten Methoden angewendet, waren eben nicht so genial gewesen, falsche Schlüsse daraus zu ziehen.

---

*) Es versteht sich wohl von selbst, dass von Mikrocephalen die Rede ist, wie man sich übrigens durch Vergleich überzeugen kann. Man wende mir nicht ein, dass ein Citat aus einem populären Blatte nicht in eine wissenschaftliche Erörterung gehöre. Gerade der Umstand, dass Vogt in seinen Vorlesungen, wie in der Gartenlaube „die Ergebnisse seiner Forschungen" mit einer solchen imposanten Sicherheit hinstellt, verdient hervorgehoben zu werden.

Ganz unabhängig von mir ist Gleisberg zu demselben Resultate gekommen, wie ich, dass nämlich Vogt ganz willkürlich eine Reihe verschiedener Missbildungen aus den übrigen herausreisst und unter dem Namen Affenmenschen zusammenfasst.

Wenn zwei ganz unabhängig von einander zu demselben Resultate kommen, so spricht dies schon sehr für die Wahrheit dieses Resultats. Wenn nun aber ein Dritter wieder ganz unabhängig von den ersten beiden empirisch bestätigt, was diese *a priori* deducirt hatten, so ist wohl an der Richtigkeit der Behauptung nicht mehr zu zweifeln.

Julius Sander nämlich, den Herr Georg Seidlitz (S. 1) zu den wissenschaftlichen Zoologen und Anthopologen zählt, deren Bedenken der Wahrheit nur förderlich sein können, gelangt ganz zu denselben Schlüssen, wie Gleisberg und ich. Warum er Gnade funden hat vor den Augen des strengen Antikritikus, während er über uns die Schale seines Zornes ausschüttet, ist schwer zu sagen.

Sander giebt (im Archiv für Psychiatrie 1868, Bd. 1, Hft. 2) die Abbildung und Beschreibung zweier Mikrocephalengehirne, darunter eine glücklicherweise von Friedrich Sohn, von welchem Vogt den Gypsausguss des Schädels abgebildet hat, und da zeigt sich denn, dass Gehirn und Gypsausguss in der That ganz verschieden sind, wie ich in meiner Abhandlung, noch ehe jene Abbildungen erschienen waren, aus rein anatomischen Gründen bewiesen hatte.

Sander sagt in dieser Beziehung S. 305: „Wie wenig Vertrauen übrigens an Schädelausgüssen vorgenommene Messungen verdienen, beweist Vogt's Tafel X, woselbst er, mit D bezeichnet, einen Theil des *Cerebellum* als *lobus occipitalis* deutet. Ich kann nur an Gehirnen ausgeführte Untersuchungen anerkennen."

Ferner S. 306: „Ich glaube hinreichend gezeigt zu haben, dass die Aehnlichkeit des Mikrocephalengehirns mit dem Affengehirn eine unbewiesene Annahme ist, nur auf den äusseren Schein begründet. Ich sehe im ersteren ein fehlerhaft entwickeltes Menschengehirn, dessen Bildungsgesetz noch aufzusuchen."

Es werden bei Sander 3 Punkte über das Mikrocephalengehirn speciell besprochen:

1) Der Siebbeinschnabel. Von diesem sagt Sander, es sei be- richtig, dass er stärker entwickelt, als beim normalen Ge-

hirn, macht aber darauf aufmerksam, dass Uebergänge dazu auch an sonst normalen Gehirnen sich leicht auffinden lassen.

2) Die Sylvische Spalte. Von dieser hat bekanntlich Vogt behauptet, dass sie beim normalen Menschen Y formig, beim Affen und Mikrocephalen V förmig sei. Sander sagt, es stehe so viel fest, dass dies keineswegs für alle Fälle stichhaltig sei, wie auch aus seinen Abbildungen zur Genüge hervorgeht. An diesen zeigt nämlich die Fossa Sylvii ebenso einen gemeinsamen Stamm wie beim Menschen, hingegen existirt allerdings die Verbindungsbrücke zwischen vorderer Central- und 3. Stirnwindung. Sander betont an diesem Orte noch, dass es gewiss nicht im Sinne einer Hemmungsbildung sei, wenn der Klappdeckel nicht nur normal weit nach unten herabreiche, sondern sogar weiter, wie in dem Theile-Wagnerschen Falle, und es spreche dies für eine Entwickelung in einer ganz andern Richtung, die noch der Aufklärung bedürfe.

3) Die Occipitallappen. Diese zeigen die Sanderschen Abbildungen ungemein stark verkümmert, während sie bei den Affen gerade besonders gut entwickelt sind. Hier ist es nun, wo Vogt das Unglück passirt ist, einen Theil des Kleinhirns am Gypsausguss für den Hinterlappen des Grosshirns zu halten, wie oben bereits erwähnt wurde.

Wichtig ist endlich noch die folgende Stelle: „Andere Punkte übergehe ich, wie z. B. die Anordnung im Pli courbe (Gratiolet), dieselbe ist schon bei sonst normalen Gehirnen eine so verschiedene, dass es mir bis jetzt nicht möglich gewesen ist, ein bestimmtes Gesetz darin zu finden."

Man sieht hieraus, wie schwierig diese Untersuchungen sind, und vom Pli courbe wie vom Gehirn überhaupt, wollte Vogt durch Schädelausgüsse beweisen, dass sie affenähnlich seien!

Nachdem nun hinreichend festgestellt ist, dass Gypsausgüsse von Schädeln werthlos sind, wenn es sich um die Form des zugehörigen Gehirnes handelt, erscheint die Hitze ziemlich unmotivirt, in die Herr Seidlitz darüber geräth, dass ich eine Tabelle, welche das Volumen des Kleinhirns ihren Verhältnisszahlen als Maasseinheit zu Grunde legt, nicht mit aufgeführt, des Kleinhirns, von dem wir eben gesehen, dass es Carl Vogt in einem Falle mit dem Grosshirn verwechselt, von dem ich übrigens ausdrücklich erwähnt habe, dass es am Gypsausguss gar nicht gemessen werden könne, dass seine Grenzen nicht festzustellen sind, weil es zum Theil vom

Grosshirn, der Brücke und dem verlängerten Mark bedeckt wird! Warum diese Tabelle nun gerade von grösster Bedeutung sein solle, leuchtet nicht recht ein. Ebensowenig wird es dem Leser in den Kopf wollen, dass die Untersuchungen über den Siebschnabel, die Central- und Stirnwindungen von der grössten Wichtigkeit sind, welche ich gänzlich ignorirt habe. Es wird vielmehr vollkommen klar sein, dass ich Alles dieses ignoriren konnte, nachdem ich bewiesen hatte, dass alle diese Erörterungen Vogts vollständig in der Luft schweben, dass es also nicht der Mühe lohnte, sie weiter zu widerlegen.

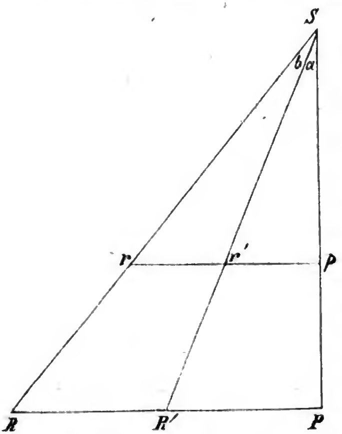
Am längsten hat sich Herr Seidlitz bei der Prognathie verweilt. Die Methode diese zu messen ist in Bezug auf die Affenmenschentheorie eine grosse Nebensache. Allein Herr Seidlitz glaubte mich hier auf allzu flüchtigem Studium zu ertappen, während im Grunde er der Ertappte ist.

Er behauptet nämlich, dass ich die einzig richtige Messungsmethode weggelassen und nur diejenigen angeführt, die Vogt selbst für werthlos erklärte.

Vor Allem ist zu constatiren, dass die Ansicht, die von mir nicht angeführte Methode von Lucae sei die einzig richtige, die Prognathie zu messen, eben nichts ist, als eine subjective Meinung des Herrn Seidlitz, die ich vor der Hand noch zu bezweifeln wage, indem ich meine Behauptung, dass alle Methoden die Prognathie zu messen, werthlos seien, aufrecht erhalte. Sie sind werthlos schon aus dem einzigen Grunde, weil es gar nicht möglich ist, die Horizontale (und folglich auch die Verticale) am Schädel so genau zu bestimmen, als es nöthig wäre, wenn die Maasse irgend welchen Werth haben sollten. Sodann ist es ein ganz thörichtes Verlangen, dass ich alle Tabellen, die in dem Vogt'schen Werke vorkommen, aufführen solle. Ich hätte dann ein Buch von mindestens ebenso grossem Umfange, wie Vogt schreiben müssen, was nicht in meiner Absicht lag.

Endlich ist es Herrn Seidlitz wegen Unaufgeschnittenheit seines Exemplars entgangen, dass Vogt die Vorzüge der Methode, das Gaumendreieck bei der Messung zu Grunde zu legen, wogegen ich polemisirt habe, ausdrücklich hervorhebt. Er lese gefälligst im französischen Texte S. 103 und 104 nach, wo Vogt sagt, dass er andre Messungsmethoden gesucht habe und das von mir angegriffene …umendreieck rühmt, wie folgt:

„Le triangle palatinal a encore un avantage.“ ... „En revanche rien d' incertain dans le triangle palatinal etc.“



Ich möchte doch wissen, ob das „für werthlos erklären“ heisst. Dass aber die Methode werthlos ist, darin stimme ich eben mit Herrn Seidlitz vollkommen überein und habe mich bemüht, es zu beweisen. Mit dem Sinussatz hat sich Herr Seidlitz etwas verfahren. Er hat noch so eine Ahnung von Radius und Sinuslinie gehabt, aber nicht klar genug, um zu begreifen, dass diese beiden bei Messung der Prognathie nicht in Betracht kommen können, wie aus der beistehenden Figur für jeden, der über diese Dinge unterrichtet ist, von selbst erhellt.

S Stirnnasennath *R* Oberkieferrand. *P* Schneidepunkt der Senkrechten mit der Horizontalen des Gesichtsdreiecks (oder der Basis des Gaumendreiecks). *R'* Oberkieferrand bei halb so grosser Prognathie*) (NB. nach einer Linie gemessen). sin. $PSR = \frac{RP}{RS}$ sin. $PSR' = \frac{PR'}{SR'}$

Wo soll nun hier derselbe Radius stecken und wie können also *RP* und *R'P* Sinuslinien sein, die in demselben Verhältniss stehen, wie ihre Winkel? Es war daher der triumphirende Ausbruch Seidlitzscher Malice: „Offenbar ein grosser Mathematikus und sehr berufen, Vogt den Sinussatz zu lehren,“ etwas verfrüht, und wäre besser unterdrückt worden.

---

*) Man nehme einmal an, die Oberkiefer haben eine geringere Höhe *Sp*, so erhalten wir, nach einer graden Linie gemessen nur etwa *rp* und *r'p*, während die Prognathie offenbar ganz dieselbe geblieben ist. Da nun nicht anzunehmen ist, dass alle Oberkiefer gleiche Höhe haben, so folgt daraus, dass die Methode von Lucae nicht die einzig richtige ist.

Ueber den Mikrocephalenschädel genügen wenige Worte. Ich habe mich in meiner Arbeit bemüht nachzuweisen, dass dieselben Missbildungen von sehr grosser Verschiedenheit sind, welche nicht als Affenschädel zusammengefasst werden können. Herr Seidlitz sagt nun einfach, dass Vogt dasselbe und viel besser nachgewiesen, (S. 11). Dem gegenüber genügt es anzuführen, was Vogt am Schlusse seines ersten Resumé über die Schädel der erwachsenen Mikrocephalen S. 58 sagt:

„Nous voyons donc que, pour tous les caractères tirés du crâne, les microcéphales adultes se rangent avec les singes en s'éloignant des hommes; tandis que, pour les caractères tirés de la face, ils se rangent avec les hommes en s'éloignant des singes, de manière, qu'on peut caractériser les têtes des microcéphales adultes comme des crânes de singe, placés sur des faces humaines de race inférieure ou prognathe.“

Dieser Ausspruch lässt doch wahrhaftig an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, und Niemand ausser Herrn Seidlitz wird zweifeln, dass er den eigentlichen Intentionen Vogts vollständig entspricht, um so weniger, als er ganz mit dem zweiten oben angezogenen Citate aus der Gartenlaube übereinstimmt. Dass Vogt die Inconsequenz begeht, diesem Satze an andern Stellen selbst zu widersprechen, habe ich nie geleugnet, hätte es aber erwähnen sollen, das ist richtig!

Bei dieser Gelegenheit muss ich mich noch gegen einen Vorwurf verwahren, den mir Herr Seidlitz mit bekannter Sicherheit entgegen schleudert, obschon er eine einfache Unwahrheit ist. Er behauptet nämlich, der Ausdruck „äffisch“ käme bei Vogt nicht vor. Ich führe nur an S. 27:

„De tous les crânes microcéphales mâles, qui m'ont passé entre les mains, celui de l'homme-singe de Nienstaedt est, sans aucun doute, le plus simien sous tous les rapports, sauf celui de volume cérébral.“

Ferner S. 90 etc.

Ein interessantes Schlaglicht auf den Scharfsinn des Herrn Seidlitz, wie auf seine Gründlichkeit, wirft der folgende Umstand:

Er sagt S. 17, der Ausdruck „menschliche Affenorganismen“ werde von Vogt nicht gebraucht. Es ist nun vollkommen richtig, dass dieser Ausdruck nur in einem Citate vorkommt. Offenbar hat

ihn ein Dr. Ollenroth*) in einem Referate über die Gebrüder Sohn gebraucht, welches p. 18 ff. mitgetheilt wird. Da nun aber Vogt in diesem Referate, welches er selbstverständlich wie Alles übrige französisch giebt, den Ausdruck „menschliche Affenorganismen" mit „hommes-singes" wieder gegeben und den deutschen Ausdruck in Parenthese beigesetzt hat, so ist klar, dass ich auch umgekehrt berechtigt war, hommes-singes durch menschliche Affenorganismen zu übersetzen, denn wenn a = b ist, so ist auch b = a. Das hätte der grosse Mathematiker Seidlitz, der sich so weit über mich erhaben fühlt, bedenken sollen! Er hat aber aus dieser Uebersetzung sofort den voreiligen Schluss gezogen, ich habe übersehen, dass der mehrerwähnte Ausdruck nur in einem Citate vorkäme. Leider pflegt dergleichen bei mir nicht zu geschehen. Im Gegentheil habe ich lange darüber nachgedacht, wie man eigentlich den Ausdruck homme-singe übersetzen solle und gerade desswegen, weil Vogt menschliche Affenorganismen mit „hommes-singes" übersetzt hat, habe ich nicht immer die Uebersetzung „Affenmenschen" gebraucht, sondern auch ein- oder zweimal jenen Ausdruck gewählt.

Zum Schluss noch eine Probe, wie Herr Seidlitz mit Citaten umgeht. Ich habe S. 51 gesagt: „dass die Mikrocephalen nicht menschliche Affenorganismen, sondern Menschen, aber missgebildete Menschen sind; sie sind es mit demselben Rechte, wie ein verkrüppeltes, dem Esel mehr als ein normales ähnelndes Pferd immer ein Pferd, und niemals ein Esel sein wird, während der Bastard von beiden weder Esel noch Pferd, sondern eben anders, nämlich Maulthier genannt werden muss." Herr Seidlitz citirt nun ganz gemüthlich S. 17: „ebenso wie ein Pferd immer ein Pferd und nie ein Esel sein werde, während der Bastard beider Maulthiere heisse," und macht darauf einen jener Witze, die ich im Eingange als kindisch bezeichnete: „Mit demselben Aufwande von Scharfsinn hätte der Verfasser nachweisen können, dass Meerkatzen keine Katzenorganismen und das Nilpferd kein Pferd sei."

---

*) Ich will hier ja nicht vergessen zu erwähnen, dass besagter Ollenroth, ein anderesmal „Ollendorf" genannt wird, sonst glaubt Herr Seidlitz wieder, ich habe es übersehen, während es doch offenbar für die Lehre von den Affenmenschen von „grösster Wichtigkeit" ist, wie überhaupt immer gerade Alles, was ich nicht anführe, einzig aus diesem Grunde von höchster Bedeutung wird.

Wir überlassen es dem Leser, wie er diese Art des Herrn Seidlitz, Citate zu geben, nennen will, und hoffen zugleich, dass derselbe nunmehr im Stande sein wird, selbst zu entscheiden, auf welcher Seite der blinde Fanatismus, das allzu flüchtige Studium und die Ignoranz zu finden sind, und welche von den drei Arbeiten unter der Kritik ist. Wie aber auch diese Entscheidung ausfallen möge, so muss ich für meine Person doch auf jede weitere Disputation mit Herrn Seidlitz für immer verzichten.

Albert Schumann.

Die kritische Darlegung der Urgeschichte des Menschen nach Carl Vogt hat durch Herrn Georg Seidlitz, einen Entomologen von Fach, eine nicht gerade freundliche Besprechung gefunden, und obwohl ich fest entschlossen war, nur dem competenten Kritiker meiner Schrift, welche unzweifelhaft ihren Schwerpunkt im pathologischen Beweise hat, zu antworten, so sehe ich mich doch genöthigt, der gemeinen Insinuation und vielfachen Fälschungen halber, die jene auch gegen mich gerichtete Schrift enthält, auf diese Etwas zu erwidern, obwohl Herr S. kein Arzt ist und dessen Arbeit gerade davon das beredteste Zeugniss ablegt, wie unwissend S. in den Dingen ist, die er dort in so auffälliger und ungeschickter Weise vertheidigt.

Doch eilen wir zur Widerlegung seiner Einwände.

„Es wäre hübsch gewesen," versichert S., „wenn der Verfasser mitgetheilt hätte, wer von Darwin's Anhängern oder wo Darwin selbst eine solche Anordnung der Thiere in einer Reihe versucht haben soll." —

Diese Stelle soll eine Entgegnung sein auf die pag. 29 und 30 in meiner Schrift enthaltenen Worte:

„Darwin behauptet, vom niedersten Thier bis zum Menschen hinauf bestehe eine ununterbrochene Entwickelungsreihe."

„Bei den Vögeln, Säugethieren und dem Menschen stockt die Reihenbildung."

Bei dieser Stelle wird von S. die Versicherung gegeben, dass sich nach Darwin die Thierreihe vielmehr dichotomisch darstelle.

Wenn S. folgerichtig denken könnte — und wer hätte mehr Grund, dies zu bezweifeln, als wir — so müsste er einsehen, dass beide Entgegnungen höchst unpassend sind. Denn gleichwie ein Baum Aeste und Zweige der mannigfachsten Art treibt, die keinen

Zusammenhang nach der Peripherie unter sich besitzen, aber doch im Stamm und Wurzelstock alle vereinigt sind, so kann man sich nach Darwin sehr wohl in ähnlicher Weise die Entwickelung des Thierreichs denken. Aber gleichwie Zweige, Aeste und selbst der höchste Gipfel des Baumes mit dem Stamme mittelbar zusammenhängt, so muss man sich auch, wenn die Darwin'sche Theorie überhaupt Sinn haben soll, die Entwickelung der Arten auf unserem Planeten dendritisch vorstellen. Hierbei ist es unerlässlich, dass in gleicher Art, wie der Nachweis geführt werden kann, dass das endständige Blatt durch die Spiralgefässe seines Stieles mit dem Stamm durch Zweige und Aeste zusammenhängt, indem Zelle an Zelle sich schliesst, auch von den Darwinisten gefordert werde, eine ununterbrochene Reihe von Art zu Art bis zum Menschen hinauf herzustellen, unbekümmert darum, wieviel Abzweigungen sich hierbei bilden, wenn ihre cosmogenische Ansicht den mindesten Anspruch auf Glaubwürdigkeit haben soll. Selbstverständlich ist es, dass hierbei viele Arten, Gattungen, Familien, Ordnungen und Classen sich nach ganz verschiedenen Typen entwickeln, wodurch nicht blos ein dichotomischer, d. h. zweispaltiger, sondern ein vielspaltiger Entwickelungsmodus gegeben wird, der sich nach den niedersten Thierformen zu immer mehr vereinfacht. Denn keinem mit anatomischen Kenntnissen ausgerüsteten Zoologen kann es wohl in den Sinn kommen, einen Menschen, ein Insect, einen Kopffüssler, einen Seestern, in ein und derselben Reihe unterbringen zu wollen. Aber so lange sich vom Menschen bis zur Amöbezelle, trotz der Zuhülfenahme der Paläontologie, eine solche Reihenentwickelung, welche sich jedoch nicht blos auf die äusseren, sondern auch auf die inneren Organe beziehen muss, nicht herstellen lässt, so lange ist die Darwin'sche Lehre von der Entstehung der Arten nicht mehr und nicht weniger als eine unbegründete, wenn auch geistreiche Hypothese. Jede Lücke in dieser Reihe würde, wenn sie factisch bestünde, einen Schöpfungsact von Neuem nothwendig gemacht und dem Schöpfer kaum der Mühe überhoben haben, im Lebenslauf eines Planeten dessen Thierameublement von Zeit zu Zeit zu erneuern. Auch Vogt gelingt eine solche Reihenbildung sehr mangelhaft. Bei dem Amphioxus verliert er alle Fühlung nach abwärts.

Dass sich aber innerhalb einer solchen Reihe das Complicirtere, Leistungsfähigere, also Höhere aus dem Einfacheren, Leistungs-

unfähigeren, also Niederen hervorzubilden hat, versteht sich von selbst. Wobei ich besonders hervorhebe, dass hier die Ausdrücke „vollkommen“ und „unvollkommen“ zu vermeiden sind. Denn eine Rhizopodenzelle ist nicht unvollkommener als ein Elephant, da beide ja Alles besitzen, um sich und um ihre Art zu erhalten, d. h. um Rhizopod, um Elephant zu sein.

Gewiss setzt es aber eine grobe Unkenntniss der ganzen Darwinistischen Literatur voraus, wenn S. dieser Auffassung mit dem schlecht gewählten und nicht im mindesten zutreffenden Beispiele vom Vater und den beiden Söhnen entgegentritt. — Vogt's Auffassung der Darwin'schen Lehre ist vielmehr der meinigen ganz conform. Einige Citate mögen diess belegen.

Vogt's Vorlesungen über den Menschen, 1863, pag. 260.

„Sobald einmal der erste Anfangspunkt, der erste Organismus gegeben ist, so entwickelt sich aus diesem durch natürliche Zuchtwahl in fortgesetzter Weise die Schöpfung durch alle geologischen Zeitalter unseres Planeten hindurch, nach den einfachen Gesetzen der Vererbung — es entsteht keine neue Art durch schöpferischen Eingriff, es verschwindet keine durch göttlichen Vernichtungsbefehl — der natürliche Verlauf der Dinge, der Entwickelungsprocess sämmtlicher Organismen und der Erde selbst genügen an und für sich zur Hervorbringung sämmtlicher Erscheinungen. Auch der Mensch ist dann nicht ein besonderes Geschöpf in specieller Weise und verschieden von den übrigen Thieren gefertigt, mit einer ganz besonderen Seele und einem von Gott selbst eingeblasenen Odem versehen — sondern der Mensch ist dann nur das höchste Entwickelungsproduct der fortgeschrittenen Zuchtwahl, hervorgegangen aus der zunächst unter ihm stehenden Gruppe der Affen.“

Diese Auffassung der Darwin'schen Theorie kann keineswegs einer Mittelstufe, eines Uebergangsgliedes zwischen Mensch und Affen entbehren. Burmeister hat den Neger als ein solches, auf dessen bestiale Eigenschaft verweisend, hingestellt. Ich hob dagegen in meiner Broschüre die Constanz der gefärbten Menschenracen hervor, welche dieselben sehr wenig befähigt, solche Uebergangsglieder vorzustellen. Durch die neueste wissenschaftliche Erfindung Vogt's umgeht er allerdings diese Schwierigkeit.

Ferner Vogt a. a. O. pag. 262 und 264.

„Die Veränderungen in der Thierwelt haben damit gleichen Schritt gehalten und während viele unbeugsame Arten zu Grunde gingen, gestalteten andere sich um und lieferten so eine Reihe von Veränderungen, deren Endpunkte zuletzt so weit auseinander gingen, dass Familien, Ordnungen, Classen daraus hervorgehen konnten.“

Trotzdem kennt Vogt sehr wohl die grossen Schwierigkeiten, welche sich einer derartigen Reihenbildung, in der die Repräsentanten der verschiedenen Classen aufgenommen worden, entgegenstellen:

Er sagt hieher bezüglich a. a. O. pag. 264, 265.

„Es ist schon längst anerkannt worden, dass die heutige Schöpfung keineswegs ein ideales Ganzes darstellt.“ — „Sowie in der heutigen Thierschöpfung die Grenze zwischen Fischen und Lurchen nicht mehr mit Sicherheit zu ziehen ist, indem die Gattungen Lepidosiren und Protopterus den deutlichsten Uebergang darstellen und, je nachdem die Forscher auf dem einen oder anderen Charakter mehr Gewicht legen, von dem Einen zu den Fischen, von dem Andern zu den Lurchen gezählt werden, so verhält es sich mit einer Menge von Uebergängen, die aus den verteinerten Resten sich uns entgegenstellen. Die Grenze zwischen Lurchen (Amphibien), Reptilien (Eidechsen), die sich in der heutigen Schöpfung scharf ziehen lässt, existirt nicht mehr, sobald man die seltsame Familie der Wickelzähner (*Labyrinthodonten*) in das Auge fasst, welche den einen wie den anderen die Hand reicht; die Grenze zwischen pflanzenfressenden Walen (Sirenen) und Dickhäutern, zwischen Dickhäutern und Wiederkäuern, sind durch das Dinotherium und Dichobunen vollkommen aufgehoben und unkenntlich gemacht. Das befiederte Reptil aus Solenhofen giebt einen Fingerzeig, dass die Natur auch die tiefe Kluft, welche zwischen Reptilien und Vögeln zu bestehen scheint (also hier stockt wohl die Reihenbildung?) zu überbrücken versteht. Die Existenz dieser Uebergangsformen lässt sich nicht läugnen, ihre Bedeutung liegt aber nicht blos in der Ausfüllung einer idealen Lücke, sondern in der Herstellung wirklicher Zwischenstufen, die durch allmälige Entwickelung und Umänderung aus der niederen Form sich annähern konnten (also Vogt erkennt die Herausbildung

der höheren aus der niederen Art trotz des Einspruchs seines Jüngers vollkommen an), eine Annäherung, die hier nur bis zu einem gewissen Punkte gediehen, bei den vollkommneren Formen aber vollbracht worden ist."

Dann a. a. O. pag. 274 und 275.

„So sehen wir, dass zwar die Kluft zwischen den Fischen und Reptilien sich vollständig ausgefüllt hat, dass diejenige zwischen Reptilien und Vögeln sich auszufüllen beginnt (also noch der vollendeten Ausfüllung harrt), dass mancherlei Punkte sich ergeben, über welche eine Brücke von den Reptilien zu den Säugethieren hinübergeschlagen werden könnte, und diess um so mehr, als wir in allen Wirbelthieren eine Einheit des Baues, eine Uebereinstimmung des Grundplanes erblicken, die sich in der Entfaltung der Formen, sowie in der Ausbildung der verschiedenen Zustände erkennen lässt." — „Von den Wirbelthieren aber führt mich kein Faden rückwärts zu den Wirbellosen." — „Zudem ist es wohl bekannt, dass das niederste uns bekannte Wirbelthier, das Lanzettfischchen (*Amphioxus lanceolatus*) in der Ausbildung aller seiner Organe so unendlich weit hinter den höheren Weich- und Gliederthieren zurücksteht, dass der Uebergang aus einem jener höher entwickelten Typen in dieses Wirbelthier eine unendliche Reihe von wahrhaften Rückschritten in sich schliessen müsste, aus welchem nichtsdestoweniger der Uranfang eines zur höchsten Entwickelung fähigen Bauplanes hervorgegangen wäre." —

Wenn noch ein Zweifel bestehen könnte, dass Vogt von dem niedersten (einzelligen) Organismus bis zum Menschen hinauf eine ununterbrochene Entwickelungsreihe annehme, so müssten die mitgetheilten Stellen aus Vogt's Schrift denselben gründlich lösen. Damit ist nun durchaus nicht nothwendig verknüpft, dass alle Thiere aus einer Urzelle oder aus einer Summe ganz gleich gearteter Urzellen sich entwickelt haben, vielmehr weist die Mannigfaltigkeit der niedern Organismen darauf keineswegs hin und lässt recht wohl der Hypothese Raum, dass von verschiedenen Urzellen aus, die verschiedenen, nicht aufeinander zurückführbaren Entwickelungsreihen (Wirbelthiere, Artikulaten, Weichthiere, Radiaten etc.) ihren Ursprung nehmen, falls die Epigenese der Weg überhaupt war, auf den sich unser Planet mit den vielfältigen thierischen und pflanzlichen Lebensformen bevölkerte.

Die menschliche Entwickelungsreihe, d. h. jene ideale Anordnung verwandter, d. i. sich ähnelnder Species, welche als extremen Abschluss den Menschen, resp. die verschiedenen Menschenraçen hat, muss gleich jeder Parallelreihe bis zur Urform der organischen Bildung, nämlich zum Sarkodeklümpchen, das sich autochthon bewegt, heterologe Stoffe assimilirt und durch Theilung sich vermehrt, herabreichen, wenn sich das schöpferische „Es werde“ in einem physiologischen Entwickelungsprocesse auflösen soll. Diess hebt Vogt auch ganz bestimmt hervor, indem er bemerkt, dass er wohl begreifen könne, wie jeder dieser verschiedenen Plane in stets zunehmender Vereinfachung bis zur organischen Urform, bis zur Zelle zurück verfolgt werden könne, und somit glaube ich zur Genüge dargethan zu haben, dass Vogt eine ideale Reihe sich stets complicirender Wesen von dem niedersten Thier bis zum Menschen ausdrücklich aufstellt, wenn auch mit dem bescheidenen Zugeständniss, dass viele Zwischengestalten, viele Glieder dieser Kette trotz der Einreihung untergegangener Arten noch der Entdeckung harren. — Also — und nun kommt die *oratio pro domo* — war ich wohl zu dem Ausspruche berechtigt, dass wenn auch nicht Darwin selbst, der überhaupt rücksichtlich des Menschen sehr vorsichtig ist, und wahrscheinlich aus Furcht vor dem bigotten England sich hütet, die letzten Consequenzen seiner Lehre selbst zu ziehen, so doch dessen Jünger behaupten, vom niedersten Thiere bis zum Menschen hinauf bestehe eine ununterbrochene Entwicklungsreihe. — Dass aber diese ideale Reihe vielfach lückenhaft ist, dürfte aus den Citaten Jedem einleuchten.

Die pag. 33 in meiner Schrift enthaltene Stelle: „Trotzdem ist wohl kaum anzunehmen, dass innerhalb der geschichtlichen Zeit aus einem Affen ein Neger geworden sei“ — bekritelt S. mit den Worten: Ausser Dr. Gleisberg ist noch nie Jemand auf diese Idee gekommen.

Können Sie lesen, Herr S.? — Wenn in der That, dann wieder die Ruthe her. —

Also lesen Sie a. a. O. pag. 283. 284.

„Dabei ist es denn keine unbeachtenswerthe Thatsache, dass die fossilen Affen der Tertiärzeit, aus denen wohl der Mensch sich entwickeln konnte etc.“

— „Wir sehen nicht ein, warum diesen verschiedenen Stammbäumen der menschenähnlichen Affen die weitere Entwicke-

lung zum Menschen versagt und nur einer bevorzugt sein solle; kurz wir sehen nicht ein, warum nicht aus amerikanischen Affen amerikanische Menschenarten, aus afrikanischen Affen Neger, aus asiatischen Affen Negritos sich sollten herleiten können.“

Deutlicher kann man wohl kaum sein. Aber wenn es nach Darwin-Vogt feststeht, dass der Mensch das letzte Product der fortgesetzten Zuchtwahl unter den Affen sei, wie Vogt pag. 260 ausdrücklich hervorhebt, — so ist gewiss für consequente Köpfe Das eine der nächstliegenden Fragen: warum geschieht diese Umwandlung der Affen in Menschen, die von Vogt so bestimmt behauptet wird, nicht noch täglich, unter unseren Augen und diess umsomehr, als Vogt die Menschenraçen der verschiedenen Continente von den noch heute neben ihnen lebenden Affen herleitet? — Denn nach Vogt sind die verschiedenen ursprünglichen Menschenraçen aus verschiedenen Affenfamilien herzuleiten (*verbis, quae scripta sunt*).

Von der pag. 34 von mir gemachten Bemerkung: Doch ist der Neger nach dem weissen Menschen zu schärfer abgegrenzt als nach dem Affen hin, behauptet S., dass sie die Menschennatur des Negers in Frage stelle.

Die geistige Inferiorität des Negers und die prononcirte Thierähnlichkeit seines Körpers haben Männer wie Sömmering, Retzius, Blumenbach, die allerdings Herrn S. unbekannt sein dürften, veranlasst, die Stellung des Negers unter den übrigen Menschenraçen als irrig darzustellen. Deshalb schien mir die Bemerkung keineswegs überflüssig, dass die Masse seines Gehirns ihm (dem Neger) für immer eine Stellung unter dem Menschengeschlechte sichere. Diese Bemerkung tritt gewiss nicht mit der Thatsache in Widerspruch, der zu Folge es einzelne wilde Negerstämme giebt, welche sich durch Nichts von dem Affen unterscheiden, als durch Zahnbau, Fussbildung und Artikulationsfähigkeit der Stimme, die sich in geistiger Beziehung sogar noch unter das Thier stellen, wenigstens gewiss nicht das zu leisten vermögen, was der Mensch bestimmten Raçen seiner Hausthiere anzuerziehen und anzulernen vermag. Der Neger schlägt sich also gewissermassen selbst eine Brücke hinüber zum Affen. Vom Weissen kann man das wenigstens rücksichtlich der Rothhaut und des Negers nicht sagen. Ich bezweifle deshalb, dass für an logisches Denken Gewöhnte ein

Widerspruch darin ruht, wenn ich trotz der Menschennatur des Negers behaupte, er sei nach dem weissen Menschen zu schärfer abgegrenzt als nach dem Affen.

Die Literatur über den geschwänzten abyssinischen Negerstamm wird der Geheime Hofrath Professor Dr. Ludwig Reichenbach, dessen kritischem Vortrag über Darwin und Darwinismus ich diese Notiz entlehnte, im Jahresbericht der Gesellschaft für Bot. und Zoologie zu Dresden anzuführen gewiss die Güte haben.

Pag. 21 der S.s Schmähschrift unterfängt sich S., den Hauptsatz der sechsten Vogt'schen Vorlesung, man kann eigentlich sagen: die These, wegen der überhaupt sämmtliche Vorträge gehalten wurden und die ich dahin formulirte: der Kleinkopf sei der Atavus, der Urahne des jetzigen Menschengeschlechts, die Wiederholung jenes verloren gegangenen Typus, aus welchem sich nach der einen Seite hin der Affe, nach der andern Seite der Mensch entwickelt habe etc. in Frage zu stellen, und mir unumwunden in's Gesicht zu sagen, „es überschritte das Maass des Verzeihlichen," so Etwas Vogt aufzubürden. —

Nun ist es um die Fixirung des gesprochenen Wortes, wenn es nicht sofort niedergeschrieben wird, immer ein missliches Ding. Die Fassungsgabe der Zuhörer ist zu verschieden und das gesprochene Wort verhallt so leicht, besonders in einem mit Hörern überfüllten Saale, in welchem durch Abbildungen, Präparate, zufälliges Geräusch, die Aufmerksamkeit von dem Sprecher mannigfach abgelenkt wird. Und so entsinne ich mich recht wohl, wie viel Verhandlungen ich mit meinen Freunden über die von Vogt in dessen Vorlesungen behauptete Umschiffung der Südspitze von Afrika durch die Phönizier gepflogen habe, ehe ich mit Sicherheit daran gehen konnte, diese Behauptung drucken zu lassen. So versicherten mich Einige, Vogt habe etwas Dergleichen gar nicht erwähnt, Andere wiesen auf die Säulen des Herkules hin, welche den Phöniziern sehr wohl bekannt gewesen wären und so begriffen sie nicht weshalb die so berühmten Seefahrer des Alterthums einen solchen Umweg gemacht haben sollten, um zu den Cassiteriden zu gelangen, da ihnen doch ein viel näherer Weg offen stand. Mein Einwand, dass die Vorstellungen der Phönizier von der geographischen Beschaffenheit unseres Erdsphäroids sehr irrig gewesen sein mögen und die Kenntniss der Wasserstrasse zwischen den Säulen des Herkules keineswegs eine Kenntniss des Zusammenhanges des

atlantischen Oceans mit dem Mittelmeer unbedingt voraussetze, half Nichts. Und doch hat Vogt das behauptet. Denn nicht nur, dass ich dafür Ohrenzeugen aufführen kann, nicht nur, dass eine Stelle in Vogts gedruckten Vorlesungen darauf hinweist, welche einen sehr späten Zusammenhang zwischen den Säulen voraussetzt und die auch in meiner Broschüre Verwerthung fand, sondern durch Prinz Heinrich von Portugal, den sogenannten Seefahrer ist es bewiesen worden, dass auf Befehl des Pharao Nechu, also schon vor Jahrtausenden, eine Umschiffung Afrikas von Ost nach West, nämlich vom rothen Meere ausgehend, durch die Phönizier stattgefunden hat. (Literatur: Mayor the life of prince Henri of Portugal, the navigator. Peschel, Geschichte der Erdkunde pag. 337. Oskar Peschel, Prinz Heinrich der Seefahrer).

Freilich wäre es sehr zu beklagen, wenn dasselbe auch bezüglich dieser Hauptthese zu sagen wäre, vielmehr bin ich in der Lage Hunderte namhaft zu machen, die den Vogt'schen Vorlesungen beiwohnten und bereit sind, öffentlich Zeugniss abzulegen, dass Vogt genau so, wie oben angegeben und nicht anders seine Hauptthese am 27. Januar a. c. in Dresden vorgetragen hat. Doch kaum wird es einer solchen umständlichen Zeugenaussage bedürfen, da sich darüber Documente vorfinden, was Vogt in seinen Vorlesungen aufstellte und vertheidigte, nämlich die Berichte des Dresdner Journales, welche von einem unserer klarsten Köpfe, vom Hofrath Schlömilch mit grosser Gewissenhaftigkeit angefertigt und — hier glaube ich nicht zu irren — vor dem Drucke regelmässig Vogt selbst zur Revision vorgelegt wurden. Allerdings sind diese Berichte skizzenhaft, was keine Beschuldigung für den Berichterstatter sein soll und kann, da ihm der Raum von der Redaction d. J. zu knapp zugemessen war. Aber, dass diese Berichte ausreichen, um die böswilligen Angriffe S. zurückzuweisen, werden wir gleich sehen.

Auffällig ist zunächst, dass Carl Vogt seit den letzten fünf Jahren seine Theorie über die Entstehung des Menschen ganz geändert hat. Während er früher den Menschen unmittelbar vom Affen ableitete (a. a. O. pag. 260, 283, 284) so betrachtet er jetzt Affe und Mensch nur als Seiten-Verwandte.

Der Bericht im Dresdner Journal vom 21. Januar 1868 über Vogt's Vortrag in der Isis enthält folgende für uns bemerkenswerthe Stelle: „Demnach darf das Menschengehirn keineswegs

schlechtweg als ein höher entwickeltes Affengehirn betrachtet werden, ebensowenig kann man sagen, dass der Mikrocephale ein durch Gehirnverkümmerung auf dem Affenstandpunkte stehen gebliebener Mensch sei. Vielmehr tritt hier ein Naturgesetz (jedoch mehr V.sche Erfindung, weniger Gesetz) in Kraft, welches neuerdings aus dem Vergleiche zwischen Missbildungen gegenwärtiger Thiere und den normalen Formen ihrer antediluvianischen Verwandten (cf. die Atavi) abstrahirt worden ist; dieses Gesetz (?) lautet: sobald der Organismus in seiner Ausbildung gehemmt und damit verhindert wird, dem gegenwärtigen Bauplane zu folgen, richtet er sich nach dem früheren Plane und reproducirt auf diese Weise einen älteren Typus derselben Art. Zufolge dessen hat man sich den Affen nicht als den Stammvater, sondern als einen Seiten-Verwandten des Menschen vorzustellen, beide wurzeln in einem gemeinschaftlichen Grundtypus und bilden zwei nach verschiedenen Richtungen gehende Zweige desselben.“ — Diesen Typus führte uns V. in der 6. Vorlesung bildlich in der Person des 18jährigen Mikrocephalen Emil N. vor. Dass aber derselbe keineswegs nur als Hemmungsbildung, sondern als Ahnenbildung zu betrachten sei, erwähnt er ausdrücklich in der Beschreibung dieses Mikrocephalen, welche er in No. 13 der diesjährigen Gartenlaube giebt. Darwin versichert dagegen: Es ist mir aber bis jetzt nach eifrigem Suchen nicht gelungen, bei nahe verwandten Formen Fälle zu finden, wo Monstrositäten und normale Bildungen einander ähnlich wären (Charles Darwin, über die Entstehung der Arten (aus dem Englischen von Broun und Carus. 3. Aufl. pag. 61).

Doch der Unsinn ist zu gross, als dass ihn der kluge Vogt nicht selbst fühlen sollte, denn bereits bläst er zum Rückzug, indem er in jenem Gartenlauben-Artikel viel vorsichtiger auftritt, Alles verclausulirter giebt, sich dreht und wendet, und neben einer Menge schöner, nichts sagender Worte, das Zugeständniss macht, dass uns jene „Ahnen-Hemmungsbildungen“ nur hinsichtlich des Gehirns bis zu dem Punkte zurückführten, von welchem aus die beiden Zweige eines gemeinschaftlichen Stammes, Affe und Mensch, sich entwickelten etc. Ja! was thut das Alter nicht, er versucht dort sogar sich mit der Kirche auszusöhnen, indem er dem Pater Rektor in jenem Artikel folgende Worte in den Mund legt: „Ich bescheide mich als Laie und masse mir kein Urtheil über die von der Wissen-

schaft gewonnenen Resultate an, die schliesslich doch, meiner festen Ueberzeugung nach, mit dem zusammenstimmen werden, was Religion und Kirche lehren.“ — Das Dogma der unbefleckten Empfängniss und Vogt's Affenmenschen dürften sich recht nett nebeneinander ausnehmen. Aber Vogt?! will's denn mit Gewalt Abend werden? oder hatten die Herren vielleicht vordem die Kellerei des Klosters besichtigt? —

Aber was jeden Zweifel löst, der über V.'s Atavus bestehen könnte, das sind die Worte Schlömilchs in No. 23 des Dresdner Journals vom 29. Januar 1868, in dessen laufenden Bericht über Vogt's Vorlesungen. Dieselben lauten:

„Nach diesem Gesetze zeigt uns der Mikrocephale den körperlichen und geistigen Standpunkt, auf welchem sich vor Myriaden von Jahren der Mensch befunden hat.“ Ergo: der Mikrocephale ist der Atavus des Menschen.

Das wird Sie, verehrter Herr S., hoffentlich beruhigen. Dass ich aber auch Vogt mit meiner Kritik seines Atavismus nicht unrecht gethan habe, wird folgende Stelle aus dem Schlömilchschen Bericht beweisen:

„Jedes Individuum durchläuft nämlich während seines Lebens alle die Entwickelungsstufen, welche die ganze Gattung (wohl Art) im Laufe von Jahrtausenden durchgemacht hat, und wenn das Individuum gehindert wird in seiner völligen Ausbildung, so bleibt es auf einer Stufe stehen, auf welcher früher die ganze Art (nicht Gattung) stand. Ein missgebildeter Pferdefuss der Gegenwart hat die Form des Pferdefusses aus der Tertiärzeit (Hipparion), mit anderen Worten, was heut zu Tage die Ausnahme ist, war in einer früheren Periode (unseres Planeten) die Regel.“

Also die berühmten drei Beispiele, die sich durch Nichts als durch ihre wunderbare Constanz auszeichnen, womit sie sich, „gleich dem rothen Faden in dem Tauwerke in der englischen Marine“, in allen Vortragciklen erhalten, wurden von Vogt nicht als Beispiele der Latenz der Merkmale, sondern zur Aufbesserung des Mikrocephalen-Stammbaumes angeführt. Aber auf jeden Fall wurden sie beigebracht, um das heutige Auftreten des Mikrocephalen erklärlich zu finden, für welche Vogt keine pathologische Erklärung gelten lässt. Denn der Kleinkopf wird von ihm, wenn auch ganz willkürlich, aus der Reihe pathologischer Schädel herausgerissen, ihm entspräche im Schöpfungsplan ein Urtypus, im Entwickelungsgange der organischen Welt

eine Haltestelle, indem das Gesetz der Unveränderlichkeit der Arten der Veränderlichkeit der Lebensformen, welche nach Vogt weder die Marken der Art, noch die der Familie und Ordnung, selbst der Klasse respectire, einmal an einer falschen Stelle Halt gebiete. Hier geht es dem Vogt wie den Schellingianern, die nie einen richtigen Begriff von dem Verhältnisse einer legislativen Gewalt zu ihren executiven Mitteln in der Natur gehabt haben. Wir Aerzte fragen hier: was hemmt? was gebietet Halt. Ich glaube, mein lieber Freund Schumann und wohl auch ich, haben dies in genügender Weise beantwortet.*) Vogt, schon längst aus der Reihe exacter Naturforscher geschieden — spricht von Atavismus, S. vom Apertwerden latenter Merkmale. Worte, nichts als Worte. Aber nie und nimmer ist eine Idee an sich massenbewegend gewesen.

Doch genug des Absurden.

S. wirft mir vor, verwirrte Vorstellungen von den betreffenden Hirntheilen zu haben, indem er sich auf die von mir gemachte Bemerkung bezieht: Neuerdings spricht Vogt viel von einer Verwachsung der vorderen und hinteren Hirnlappen bei den Mikrocephalen etc. S. hat es aber gerade uns ausserordentlich leicht gemacht, der Welt zu zeigen, dass er an verwirrten Vorstellungen laborirt, man lese nur, was er a. a. O. pag. 15 in einer Anmerkung selbst sagt. Er begeht dort mit Vogt den Fehler, Dinge mit den Namen „Brücke“ zu belegen, obwohl dieses Wort schon längst in der speciellen Anatomie des Gehirns anderweit verbraucht ist. Auf diese Weise muss Confusion entstehen.

Das Verhalten der Sylv'schen Spalte**) bei dem Affen und Mikrocephalen, das als ein Hauptbeweis der Affennatur des mikrocephalen Menschen benutzt wird, scheint unter den Anhängern der Vogt'schen Lehre bereits in Misscredit gerathen zu sein. Denn in jener oben genannten Anmerkung ist zu lesen: dass sich gegen die V Förmigkeit der Sylv'schen Spalte Manches einhalten lasse.

---

*) In der Dresdner Schädelsammlung befindet sich nur ein mikrocephaler Schädel, der von einer blödsinnig gewesenen und erst im vorgerückten Alter verstorbenen Frauensperson stammt. An diesem Schädel kann man die Richtigkeit der Virchow'schen Ansicht vollkommen erweisen. Der Schädel ist mikrocephal, der Oberkiefer prognath. Stirn- und Scheitelbeine liegen fast in einer Ebene. Die Craniostenose entspricht der Kranznath. Diese, sowie Stirn- und Pfeilnath sind vollkommen verstrichen (Synostose).

**) Nach Franz de le Boë Sylvius benannt.

Aber gerade dieses V und jenes Y des Vogt hielt mir Schleiden in der von S. gedachten Sitzung des literarischen Vereins donnernd entgegen. Doch war Schleiden offen genug, einzugestehen, dass er über die vorliegenden Fragen nicht selbst entscheiden könne, da er weder Arzt, noch Zoolog sei.

Es ist überhaupt nicht zu billigen, wenn auf die Figuren, welche an der Hirnoberfläche sichtbar sind, ein allzu grosser Werth gelegt wird, aber das irrigste Beginnen, von diesen auf bestimmte Funktionen des Organs zu schliessen, oder wohl gar die einzelnen Verrichtungen der Seele, ihre Grundthätigkeiten an bestimmte Figuren der Hirnoberfläche knüpfen zu wollen. Nur französische Charlatanerie konnte hier ein Feld für ihre Thätigkeit finden. Denn ebensowenig als man berechtigt ist, aus der Krystallisationsform auf die chemischen und physikalischen Eigenschaften eines Minerals zurückzuschliessen, ebensowenig ist es statthaft, aus der Figurlichkeit der Hirnoberfläche die specielle Einrichtung unserer Seele erklären zu wollen. Soviel derartige Versuche gemacht worden sind, soviehmal hat eine nüchterne Logik Gelegenheit gehabt Trugschlüsse aufzudecken und zurückzuweisen. Gewiss ist es, dass das Vermögen der Seele, Vorstellungen und Urtheile zu bilden, das Gedächtniss, in den Apparaten der grauen Hemisphärensubstanz, ganz besonders der Hirnrinde, ihre materiellen Werkzeuge finden. Vorgänge in diesen Apparaten sind es, welche die physischen Bedingungen der continuirlichen Gedankenkette bilden; und daraus folgt, dass die Windungen der Hirnoberfläche, welche vorherrschend aus der grauen (Ganglien-) Substanz bestehen, nicht bedeutungslos sein können. Aber ihr Nutzen geht gewiss nicht über eine Oberflächenvermehrung der Rinde hinaus. Denn was die Rinde sonst leistet, leistet sie bestimmt aus eignen Mitteln, und es ist gewiss hierbei ganz gleichgültig, welche Figuren die Rinde bildet. Selbst das durch die Windungen gesteigerte Massenverhältniss scheint nicht immer von grossem Belang zu sein. Leuret, welcher mit ausserordentlichem Fleiss die Form und Zahl der Windungen bei den meisten Säugethieren studirt hat, glaubt, weil einige kluge Säugethiere eine geringe Zahl von Windungen zeigen, dass weder Vorhandensein noch Zahl, noch Gestalt der Windungen in bestimmtem Verhältniss zur Grösse der geistigen Fähigkeit stehen. Aber besonders ist dieses Verhältniss bei den Vögeln auffällig, welche ohne Hirnwindungen (das kleine Gehirn ausgenommen) und mit so wenig

Gehirngewicht so Ueberraschendes zu leisten vermögen. Man lese nur, was Buffon, Bechstein, Pratt u. A. von den geistigen Leistungen, von dem Gedächtniss der Canarienvögel und Papageien zu erzählen wissen.

Freilich wird mir Alles zurufen: das ist Dressur, Nichts als Dressur. Der Mensch hat Vernunft, diese Beziehung des Geistes zu einer höheren Weltordnung, er hat Gewissen, jenes Produkt einer unmittelbaren Einwirkung Gottes auf den Menschen. — Doch dass es mit diesen beiden Dingen nicht bei Jedermann allzuweit geht, beweist unleugbar Herr Seidlitz.

Aber das Gewissen hat bestimmt eine ebenso geringe wissenschaftliche Bedeutung wie das Gedächtniss. Denn dasselbe ist seinem Wesen nach nur die Verschlingung körperlicher Lustgefühle mit dem berechnenden Verstande, dem Inhalt nach eine Moralphilosophie des Gehirns, ein Erziehungsresultat, abhängig vom Katechismus und Kriminalgesetzbuch, daher mit der wechselnden Bildungsstufe des Einzelnen sehr sich verändernd.

Den letzten furibunden Ausfall auf pag. 22 der S.'schen Schrift wider mich, kann ich mit zwei Worten abweisen:

Man füge hinter „Vogt“: „bezüglich des Mikrocephalengehirns“ ein, und das Rachegeschrei des Herrn S. ist sofort gegenstandslos, denn V. bekennt ja ganz offen, dass ihm in dieser Hinsicht kein Material zu Gebote stand, was doch wohl nichts Anderes heissen kann, als: ich habe nie das Gehirn eines Kleinkopfs gesehen, noch untersucht. Ausserdem ist das in meinem Texte gar nicht anders zu nehmen, und nur ausgemachte Böswilligkeit konnte die Worte so drehen, dass mir aus dieser Stelle anscheinend ein Vorwurf erwachsen musste.

Was S. über meine Befähigung äussert, gleitet an mir ab, denn S. kennt mich und meine Leistungen so gut wie nicht, und wenn er auch die letzteren kennen würde, so müsste ich ihm doch schon aus subjectiven Gründen, denn S. ist kein Arzt, jede Competenz absprechen, über diese und mich abzuurtheilen. Aber wohl dürfte ich nach dem Mitgetheilten berechtigt sein, zu sagen, dass ihm alle Fähigkeit mangelt, soweit die vorliegenden Streitfragen sich nicht rein auf Zoologie beziehen, hier mitzureden. Denn wie ist eine derartige Befähigung möglich, ohne genaue Kenntniss der menschlichen Anatomie, ohne hunderten von physiologischen und pathologischen Sectionen beigewohnt, resp. diese gemacht zu haben?

— Derselbe Mangel an Befähigung tritt auch bei Vogt recht grell hervor. Zwar hat Vogt Medicin studirt (wenn ich nicht irre in den Jahren 1830 — 1835, erst zu Giessen und dann zu Bern), aber zu jener Zeit gab es so gut wie keine pathologische Anatomie an den Universitäten. Denn das, was unter diesem Namen in den Katalogen figurirte, erwies sich ausnahmlos als ein Vorführen einer Sammlung von Raritäten, die man in Leichen gefunden, aber selten richtig zu deuten wusste. Erst mit dem Jahre 1848 beginnt die anatomische Schule in allen medicinischen Fakultäten Deutschlands die herrschende zu werden. Aber nach Schluss seiner Studien scheint sich Vogt nicht mehr viel mit Medicin befasst zu haben, da er bald darauf eine Professur der Zoologie in Giessen übernimmt und derselben bis 1848 vorsteht. In der Schweiz schriftstellerte er anfänglich, später ward er Geolog und Paläontolog. Selbst die descriptive Anatomie scheint Vogt nicht besonders geläufig zu sein (s. pag. 9 unserer Schrift). Auch das nimmt mich nicht Wunder. Denn während in Wien und Berlin die Studenten murrten, wenn ihnen im anatomischen Saale wöchentlich nicht wenigstens zweimal frisch aufgelegt wurde, wird an solchen Universitäten wie Giessen die Ankunft eines Leichnams — der Seltenheit wegen — festlich begangen. (Also Vogt hatte wohl nicht viel zu vergessen). Dazu die Natur des Anteachtundvierzigers, die durch eine grosse Vorliebe zu hypothetischen Conjecturen und eine unverkennbare Missachtung der Thatsachen ausgezeichnet ist (das Höchste bei Vogt ist ein Gypsausguss). Gewiss nur auf diese Weise ist es zu erklären, wie Vogt allen Thatsachen zum Hohne ein solches widerspruchsvolles, unlogisches — um nicht gerade zu sagen unsinniges, rein hypothetisches Lehrgebäude aufführen konnte, trotzdem, dass Vogt einer der geistreichsten Männer unseres grossen Vaterlandes ist, der es hoffentlich auch mit der Sache redlich meint, obgleich die grosse Veränderlichkeit seiner Anschauungsweise und die unverkennbare Sucht, selbst auf Kosten der Wahrheit, durch neue Entdeckungen zu glänzen und dem Ueberlieferten das Garaus zu machen, ihn wenig befähigen, der Welt, nach Art eines Newton und Copernicus Gesetze vorzuschreiben.

Wie ich dazu kam, eine kritische Darlegung zu unternehmen? S., dessen Unwissenheit und masslose Arroganz nur von dessen Bosheit erreicht wird, hat das in einer mich sehr verletzenden

Weise beantwortet. Ich werde darauf nicht weiter eingehen, blos bemerken, dass ich nur nach und nach auf den Gedanken kam, die in den Zwiegesprächen mit meinen Freunden über Vogt's Lehre entstandene Kritik durch Wort und Schrift zu verbreiten. Aber besonders veranlasste mich der Widerstand dazu, welchen ich bei Gelegenheit einiger Bemerkungen, die ich im literarischen Verein über Vogt's Lehre machte, erfuhr. Hierbei stellte es sich heraus, dass fast Jeder etwas Anderes aus den Vorträgen herausgehört hatte. Nach einer sehr lebhaften Debatte stürzte Alles auf mich herein, theils lobend, theils tadelnd, theils um Erklärung bittend, theils solche ertheilend, kurz — zehn sprachen wenigstens immer gleichzeitig auf mich. Unter diesen will sich auch S. befunden und mir gerathen haben, Vogt's Arbeit zu studiren. Möglich! — aber ich weiss Nichts davon. Der Rath war auch ganz überflüssig, denn der Gegenstand meiner Kritik ist nicht jenes Buch, sondern die sieben von V. in Dresden gehaltenen Vorlesungen.

Wie ich höre, hat Schleiden das Erscheinen der S.schen Schrift besonders gebilligt und sich über die „geschickte Abfassung" derselben sehr lobend ausgesprochen. Solche Impertinenzen und Unwissenhaftlichkeiten gut heissen, heisst sie selbst begehen. Doch wird Schleiden gewiss anderen Sinnes werden, wenn er nur einmal die Phrase aufgeben und die Thatsachen selbst in die Hände nehmen wollte. Es müsste sich dann seinem Scharfsinn aufdringen, welcher Sache er sein Wort geliehen. Ich gebe Schleiden immer noch nicht auf und bedaure nur, dass mich mein Vorgehen gegen V. um das Wohlwollen dieses Mannes gebracht hat.

Mein letztes Wort:

Der Kleinkopf ist und bleibt ein Cretin, dessen Gehirndefecte alle Grade factisch wiederholen, welche logisch zwischen dem Hirnmangel *(Anencephalie)* und einem normalen Gehirn gedacht werden können. Die Ursachen dieser gehemmten Entwickelung sind theils entzündliche Zustände des Gehirns und seiner Hüllen, theils Erkrankungen der Schädelknochen, theils sind sie noch ungekannt, insofern sie sich auf den Mangel ganzer Hirntheile beziehen. Der menschliche Atavus, der Affenmensch, jener antediluvianische Verwandte, ist eine Erfindung Vogt's, die demselben zwar viel Geld eingetragen hat, aber wenig Ehre bringen dürfte.

P. Gleisberg.

Drei
antiquarische Vorträge

gehalten

in der Academie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt

von

A. Keferstein,
Gerichts-Rath a. D.

Die Sprache der alten Deutschen. — Der Ursprung der Juden.
Der Stein-Cultus im Alterthum.

Nebst drei lithographischen Tafeln.

Erfurt, 1873.
Verlag von Carl Villaret.

Vorwort.

Ich übergebe hiermit dem Publikum drei von mir gehaltene Vorträge, von welchen der erste bereits in den Grenzboten vom Jahre 1861 erschienen, doch neu bearbeitet ist. In dem zweiten habe ich mich bemüht, die Nachrichten der Bibel mit den Ueberlieferungen der Profanschriftsteller in Einklang zu bringen und in dem dritten Licht über die Entstehung der in der ganzen alten Welt verbreiteten sogenannten Hünengräber zu geben. Ob und wie weit mir mein Bestreben geglückt ist, muss ich dem geneigten Leser überlassen. Doch kann ich gewissenhaft versichern, dass mein Ziel lediglich die Erforschung der Wahrheit war und ich mich durch keine vorgefasste Meinung habe verleiten lassen.

Erfurt, im Mai 1873.

A. Keferstein.

I.

Die Sprache der alten Deutschen.

Das heutige Deutschland, von den Römern Germanien genannt, wurde zu der Zeit, als es in die Weltgeschichte eingreift, von verschiedenen Völkern bewohnt, die wieder in Stämme zerfielen. Tacitus (Germania cap. 2) führt von diesen drei auf, Ingävonen, Hermionen, Istävonen. Plinius (hist. nat. 4, 13 §. 28) fügt noch zwei hinzu, den windilischen Stamm und die Bastarner mit den Peucinern. In welchem Verhältniss die einzelnen Nationen zu dem betreffenden Stamm gestanden, darüber schweigen die Nachrichten. Es ist die Behauptung aufgestellt (Tacitus Germania übers. v. Sprengel, cap. 2, Note 9), dass Ingävonen lediglich die Bewohner der Meeresküste, Istävonen Niederländer und Hermionen, die in der Mitte des Landes Wohnenden, bedeute. Möglich, dass es so ist, aber bei Ermangelung von historischen Grundlagen bleibt es Hypothese. Jedenfalls liegt aber der Stammverwandtschaft eine in sich gegründete Bedeutung zu Grunde und die Völker desselben Stammes standen zu einander in näherer Beziehung, als zu den Völkern eines anderen Stammes; dahin deutet wohl die Bemerkung des Jornandes in seiner gothischen Geschichte (cap. 44), wonach die Warner sich schon länger von dem edlen Blute der Gothen getrennt hätten. Plinius (hist. nat. 4, 13, §. 28) zählt, jedoch wie es scheint nur beispielsweise, zu dem windilischen Stamm die Burgunder, Variner, Cariner, Guttonen; zu den Ingävonen die Cimbern, Teutonen und die Völker der Chauken; zu den Istävonen am Rhein zunächst wohnend wiederum Cimbern, wahrscheinlich Sigambri; endlich zu den mitten im Lande (mediterianei) wohnenden Hermionen, die Sueven, Hermunduren, Chatten, Cherusker.

Wie wir aus dem Bericht des Tacitus (Germania 43 und 46) entnehmen können, besassen die Bewohner Germaniens eine eigenthümliche von den Galliern verschiedene Sprache (Cäsar bell. gall. 1, 47). Sprechen wir aber von den Bewohnern Germaniens, so müssen wir vor Allem dessen Grenzen näher erörtern. Cäsar (bell. gall. 2, 11), der es uns zuerst kennen lehrt, nennt den Rhein als Grenze, erklärt aber die Belgen, welche ein bedeutendes Stück von Gallien inne haben, zum grossen Theile für Germanen, resp. deren Abkömmlinge. Strabo (lib. 4 pag. 299 A. Amstelodami 1707 fol.) sagt, dass der Rhein Germanien von Gallien scheide, und an einer andern Stelle (lib. I., pag. 26 C), dass die Elbe Germanien in zwei Theile scheide, mithin müssen Germanien auch jenseits der Elbe gewohnt haben. Plinius (hist. nat. 4, 13. §. 27) versichert, dass an dem ganzen nördlichen Meere, wo das Sevogebirge eine ungeheuere Bucht, Codanus genannt, bildet, bis zur Schelde germanische Völker sässen und nennt als germanische Flüsse: Guttalus, Vistula, Albis, Visurgis, Amisia, Rhenus, Mosa, bemerkt aber zugleich, dass nach Mancher Dafürhalten der ganze Strich von dem Sevogebirge bis zur Vistula (Weichsel) von Sarmaten, Venetern, Sciren und Hirren bewohnt werde. Nach Tacitus (Germania cap. 1) wird Germanien von den Galliern, Rhätern und Pannoniern durch die Ströme Rhein und Donau, von den Sarmaten und Daciern durch gegenseitige Scheu oder Gebirge geschieden und (im Norden) von dem Ocean bespült, woraus hervorgeht, dass die Halbinsel Jütland mit dazu gehört. Sein Suevien ist jedoch ein germanisches Land und wenn er dazu das im Ocean liegende Gebiet der Suionen und Sitonen rechnet (Germ. cap. 44 und 45), so gehörten auch die dänischen Inseln, der südliche Theil von Schweden und wahrscheinlich auch Norwegen mit zu Germanien, oder wenigstens wurden diese Landstriche von germanischen Völkern bewohnt. Wie Pomponius Melo (3, 3) berichtet, wird Germanien auf der einen Seite durch das Rheinufer bis zu den Alpen, südwärts durch die Alpen selbst, östlich durch die Nachbarchaft sarmatischer Stämme, an der Nordseite aber durch den Ocean begrenzt und da nach ihm Sarmatien von den nächstfolgenden Ländern durch die Vistula oder Weichsel getrennt wird, müssen Sarmaten zwischen Weichsel und Elbe gesessen haben. Ptolemäus (2, 11) lässt Germanien gegen Westen durch

den Rhein, gegen Norden durch den germanischen Ocean, gegen Süden durch die Donau und endlich gegen Osten durch die sarmatischen Berge, wo die Weichsel entspringt und durch diesen Fluss bis dahin, wo er in das Meer fällt, begrenzen. Orosius (1, 2), der zu Ausgang der Zeit von Kaiser Honorius lebte, sagt in seinen sieben Büchern Geschichte, dass in Europa gegen Morgen Alania und in der Mitte Dacia liege, wo sich auch Gothia befände. Hierauf folge Germania, dessen grösster Theil die Sueven, welche aus 56 Völkern beständen, inne hätten, ohne die Grenzen des Landes besonders anzugeben. Jornandes, um die Zeit des Kaisers Justinians, spricht nur (de rebus Geticis cap. 3) von der Weichsel oder Vistula als Grenzfluss zwischen Germanien und Scythien. Mit dem Untergang des Weströmischen Reiches scheint das alte Germanien zu verschwinden und wir sehen bei den Geographen von Ravenna (Ravennatis anonymi Geographia libri quinque, 1, 11) darüber Folgendes aufgezeichnet: „Zur Zeit der ersten Stunde der Nacht „finden wir das Vaterland der Germanen, welches jetzt von „den Franken beherrscht wird, in deren Rücken unterhalb des „Oceans (infra Oceanum) die grosse Insel Britannia liegt. Zur „zweiten Nachtstunde hausen die Friesen in einem Theile Ger„maniens, in deren Rücken unterhalb des Oceans mehrere In„seln liegen. Zur Zeit der dritten Nachtstunde findet sich das „Land der Sachsen, in deren Rücken unterhalb des Oceans „mehrere Inseln gelegen sind. Um die vierte Nachtstunde sehen „wir das Land der Normannen, auch Datia genannt, an dessen „Stirn die Elbe liegt, früher ward es auch Maurungani genannt. „Die Elbe hat seit vielen Jahren die Grenze des Frankenlandes „gebildet. Nach vorn zu an der Elbe liegt Datia minor, daran „stösst das grosse, weite und gebirgige Datien, auch Gispidien „genannt, jetzt von dem Volke der Hunnen (Unorum gens) be„wohnt.“ Dieser Schriftsteller bezeichnet mithin die Elbe als Grenze des an die Stelle des alten Germaniens getretenen Frankenreiches, und an einem anderen Orte (4, 4) spricht er von der Vistula oder Weichsel als des grössten Stromes, der das Land der Roxolanen, Suariken und Sauromaten bespüle. Zur Zeit des grossen Ostgothenkönigs Theodorich sitzen deutsche Nationen, namentlich Franken, Allemannen, Burgunder und Baiern am linken Rheinufer, Elsass, der Schweiz, Lothringen,

Belgien und Frankreich, sowie im heutigen Baiern und den Alpen; fränkische Nationen in der Mitte und Süden Deutschlands; in Südosten die Thüringer; im Norden und Nordosten Friesen und Sachsen. Nur wenig Germanen beherbergt das rechte Elbufer und zwar fast blos an der Niederelbe, während im heutigen Sachsen bis zur Saale slavische Nationen hausen und diese selbst einen Theil von Südostdeutschland eingenommen haben. Ferner finden wir Longobarden in dem heutigen Baiern und zerstreute, germanische Haufen in dem oströmischen Reiche; in Italien Ostgothen, in Spanien Westgothen, in Afrika Vandalen, in Britannien Angel-Sachsen und Jüten, und die scandinavischen Germanen in den nördlichen Gegenden. Als Kaiser Karl das mächtige fränkische Reich stiftete, bildete Deutschland oder Germanien einen Theil desselben, ohne dass es bestimmte Grenzen gehabt. Einhard, im Leben Kaiser Karl (cap. 15), versichert, dass dieser Fürst das Reich der Franken während seiner 47jährigen Regierung so erweitert hätte, dass sein Umfang fast verdoppelt worden. Früher habe nichts weiter als der zwischen Rhein und Loire, zwischen dem Ocean und den balearischen Inseln gelegene Theil Galliens und der Theil von Deutschland zwischen Sachsen und der Donau, dem Rhein und der Saale, welche die Grenze der Thüringer und Sorben bilde, und von den sogenannten Ostfranken bewohnt werde, sowie nur noch die Allemannen und Baiern zu dem Frankenreiche gehört, er aber habe sich noch Italien, ferner Sachsen, das keinen kleinen Theil von Deutschland ausmache und doppelt so gross, als der von Franken bewohnte Theil sei, sodann beide Pannonien, das auf der andern Donauseite belegene Dacien, auch Istrien, Liburnien und Dalmatien, mit Ausnahme der Seestädte unterworfen und sich alle die barbarischen und wilden Völkerschaften, die zwischen Rhein und Weichsel, dem Meere und der Donau, Deutschland bewohnen, so ziemlich einerlei Sprache redeten, in Sitte und Kleidung aber sehr verschieden wären und unter welchen vorzüglich die Welataben, Sorben, Obotriten und Bömanen sich auszeichneten, zinsbar gemacht. Die eigentlichen Germanen hatten, wie oben gezeigt, ihre besondere Sprache, von den Römern Sermo germanicus genannt. Wir haben diesen Ausdruck zweimal erwähnt gefunden; einmal erzählt Sueton im Leben des Caligula (cap. 46 und 49), dass,

nachdem dieser Kaiser auf den Einfall gekommen, einen Kriegszug gegen die Germanen zu unternehmen, er seine Truppen, als wollte er dem Kriege ein Ende machen, am Strande des Oceans in Schlachtordnung antreten liess, plötzlich aber den Befehl gab, alle Taschen und Helme voll Muscheln aufzulesen. Nunmehr, fährt Sueton fort, wandte der Kaiser alle seine Sorge auf den Triumph. Zu dem Ende suchte er ausser den gefangenen und übergelaufenen Barbaren auch aus Gallien die grössten Leute aus, und zwang sie nicht allein, ihr Haar lang wachsen zu lassen und röthlich zu färben, sondern auch die deutsche Sprache (Sermonem germanicum) zu erlernen. Das zweite Mal wird von Sermo germanicus in einem Briefe des Sidonius Apollinaris an den Syagrius, etwa 450 n. Chr., gesprochen. Syagrius war nämlich mit Burgundern, die um 435 bis zur Rhone vorgedrungen, in Berührung gekommen. Sidonius nennt ihn einen neuen Solon als burgundischen Gesetzgeber und wundert sich, dass er so leicht die germanische Sprache (Sermonem germanicum) erlernt habe. (Monatsbericht der Königlichen Academie der Wissenschaften zu Berlin, Febr. 1851, S. 107.)

Wir finden sonach bei zwei ganz verschiedenen Stämmen die deutsche Sprache, oder den Sermo germanicus, erwähnt, einmal bei den Bewohnern der Nordseeküste, da die Truppen des Caligula am Strande des Oceans aufgestellt waren, mithin bei den zu den Ingävonen gehörenden chaukischen Völkern; das zweite Mal bei den in der Schweiz und Frankreich wohnenden Burgunden, die zu dem windilischen Stamme gehörten. Beide Völker sprachen germanisch oder deutsch und man kann wohl mit Recht annehmen, dass allen Stammgenossen dieselbe Sprache gemein war. Der windilische Stamm sass ursprünglich an der Ostsee, denn dort traf Pytheas (Plin. h. n. 37, 11) Guttonen, oder die späteren Gothen, und nach der bei Jornandes (de rel. got. cap. 4) uns erhaltenen Volkstradition waren die Gothen von der Insel Scanzia (Schweden) zu Schiffe nebst den Gepiden (l. c. cap. 17) an die Küste des Oceans gekommen, hatten die dort wohnenden Ulmerugier (Rugier?) vertrieben und sich mit den von ihnen besiegten Vandalen vereinigt. Sie bildeten mit den Warnern, Carinern und Burgunden den windilischen (vandalischen) Stamm. Im Laufe der Zeit hatten sie sich von den stammverwandten Warnern getrennt und waren

mit den Gepiden und Vandalen gen Südost gezogen. Schon Drusus fand die Vandalen in Schlesien, da die Elbe in den vandalischen Gebirgen entspringt (Dio Cassius, Buch 55, cap. 1 und 2). Tacitus setzt ostwärts hinter den in Böhmen wohnenden Markomannen die Marsigner, Gothiner, Osen und Burier, dann kommt die zahlreiche Nation der Ligyer und hierauf folgen die Gothen (Germ. cap. 43.) Hier an der unteren Donau nach Russland hinein fanden die Gothen verwandte Völker, die Heruler und Carper, nebst dem Stamm der Bastarnen und Peucinern und errichteten im vierten Jahrhundert n. Chr. ein mächtiges Reich, das sich unter Hermanrich von der Donau bis zur Ostsee erstreckte. Jornandes (cap. 23) zählt als unterworfenè Nationen: Gothen, Cyathiuden, Inaunxis, Vasinobranken, Merens, Mordensimnis, die Carer (Carini des Plinius), Rocen, Tadzans, Athaul, Narego, die Bubegener, Colden (Colduli Strabo), Eruler, Anten und Slaven, die Aestyer oder Ostrarier an dem Ufer der Ostsee nebst den Markomannen und Quaden (cap. 16), sowie die Rhoxolanen (cap. 24) und die Peuciner, Ueberreste der Bastarner (cap. 16), auf, wozu nach Armmian Marcellin (27, 8) noch die Carper kommen, die er ein gothisches Volk nennt. Das gewaltige gothische Reich wurde durch den Einfall der Hunnen zerstört, die Gothen aber theilten sich in die Ost- und Westgothen.

Von den drei nach Süden gewanderten gothischen Völkern, den Gothen, Vandalen und Gepiden, berichtet Procop (bellum Vandalicum 1, 2), dass sie einerlei Sprache hätten, welche die gothische genannt werde, und gleichfalls versichert Eutrop (mit Fortsetzung der Paulus Diaconus 14, 8) von den Völkern jenseits der Donau, dass die Gothen, Hypogothen, Gepiden und Vandalen dieselbe Sprache redeten. Was die anderen zu dem windilischen Stamm gehörenden Nationen betrifft, so müssen die Carini mit den Gothen gewandert sein, da Jornandes in den obigen Bericht sie als ein den Gothen unterworfenes Volk anführt. Die Burgunden kennt noch Ptolemäus als Busuntae zwischen Oder (Suevus) und Weichsel. Später, wahrscheinlich durch den markomannischen Krieg herbeigezogen, finden wir sie am Rhein, wo sie mit den Allemannen in Feindschaft lebten und von dort besetzten sie einen Theil der Schweiz und von Südfrankreich. Burgunden, Gothen und Warner waren Genossen

desselben Stammes und müssen einerlei Sprache geredet haben. Die Warner sind aber von den Sachsen nicht wesentlich verschieden, sondern ein und dasselbe Volk. Deutlich ergiebt sich dies aus Procop, der zur Zeit Kaiser Justinians lebend, mit den germanischen Völkern und Verhältnissen genau bekannt war. Er kennt keine Sachsen, wohl aber an deren Statt die Warner. „Als“, so erzählt er (bel. Goth. 2, 14 und 15), „die „Eruler von den Longobarden besiegt waren, begab sich ein „Theil derselben auf das rechte Donauufer und wurde von dem „Kaiser Anastasius in das oströmische Reich aufgenommen. „Der andere Theil wollte den Ister (die Donau) nicht über-„schreiten, sondern sich am Ende des Erdkreises Sitze suchen. „Alle Slavenvölker liessen sie durch ihre Länder marschiren. „So durchschritten sie eine grosse Wüste und kamen zu den „Warnern. Dann gingen sie durch das Land der Dänen und „kein barbarisches Volk widersetzte sich ihrem Durchzug. Bei „dem Ocean angekommen, bestiegen sie Schiffe und fuhren nach „der Insel Thule (dem heutigen Schweden), wo sie von einem „dort wohnenden, zahlreichen Volke, den Gauti (oder Gothen), „aufgenommen und ihnen Sitze gewährt wurden.“ *) Jene Warner an der Niederelbe, zwischen Slaven und Dänen, können kein anderes Volk als die Sachsen gewesen sein. Jornandes (cap. 44) berichtet, wie oben gesagt, dass sich die Warner schon längst von dem edlen Blute der Gothen getrennt gehabt, und dass der Name Sachsen erst später angenommen war, lehrt die bei Widukind (sächsische Geschichte I., 6) aufbewahrte Volkstradition, wonach dieses Volk, als es in dem Lande Ha-

*) Zeus (die Deutschen und die Nachbarstämme S. 36 u. S. 40) behauptet zwar, die Procop'schen Warner wären Schwaben, dem steht aber folgendes entgegen:

1. Procop kennt keine Sachsen, wohl aber Warner,
2. die Warner des Procop hausen da, wo Ptolemäus die Sachsen hinsetzt,
3. die Warner grenzen an die Dänen,
4. sagt Procop (bel. Goth. 4, 20), dass die Warner jenseits des Ister wohnen und sich bis zu dem nördlichen Ocean und dem Rhein erstrecken, welcher sie selbst von den Franken und den benachbarten Völkern scheide,
5. gehören die Warner zu dem windilischen, die Sueven aber zu dem hermionischen Stamm.

dolauum (dem heutigen Hadeln) gelandet und die dortigen Einwohner, welche Thüringer genannt werden, hinterlistigerweise überfallen und ermordet hatte, erst dann einen Namen bekam. Lesen wir nun bei Eutropius (mit Fortsetzung der Paulus Diaconus 14, 8), dass die Vandalen, vereinigt mit den Alanen und unter Heranziehung der Germanen, welche der Zeit Franken genannt wurden, unter ihrem Herrscher Nodogisclus über den Rhein gegangen wären und in Spanien Sitze genommen hätten, so müssen sich diese Nationen unter sich verständlich gemacht haben können, widrigenfalls sich die Franken gewiss nicht freiwillig der grösseren Menge der Vandalen angeschlossen haben würden. Die Franken sind aber die Sigambern des Cäsar und Ptolemäus und gehören zu den Istävonen. Plinius bezeichnet als Istävonen zunächst am Rhein Cimbri. Die eigentlichen Cimbern wohnten aber in dem heutigen Jütland und gehörten zu den Ingävonen. Kein alter Schriftsteller führt Cimbri nächst dem Rhein wohnend auf, wogegen die Peutinger'sche Tafel die Franci auf das rechte Rheinufer, ohngefähr von dem heutigen Arnheim, stromaufwärts setzt. Es erscheint daher mehr als wahrscheinlich, dass die Lesart des Plinius verfälscht ist und nicht mit Unrecht will man statt Cimbri Sigambri lesen, welche gerade da wohnhaft sind, wo die Plinianischen Cimbern sitzen sollen. Gregor von Tours (2, 31) nennt den Frankenkönig Chlodwig einen Sicamber. Zufolge der Sagen aus dem Gebiet der Frankenkönige, verfasst um 725 n. Chr., floh (cap. 2), nach der Eroberung von Troja, ein Theil der Trojaner zu dem Ufer des möotischen See's und erbauete eine Stadt mit Namen Sicambria. Diese Sicambrer nannte Kaiser Valentinian Franken; von Sicambrien aber zogen sie an den Rheinstrom (cap. 4). Auch heisst es im Leben des heiligen Arnulph, der im siebenten Jahrhundert lebte (übers. von Abel): er flösste dem fränkischen König Dagobert solche Klugheit ein, dass man im Volk der Sicambrier keinen König wusste, der ihm geglichen. Tiberius, unter Kaiser Augustus, verpflanzte von den Sueven und Sicambern, die sich ihm ergaben, 40,000 nach Gallien und gab ihnen Land (Sueton Augustus cap. 21, Tiberius cap. 9), daher die Sage, dass die Sicambern an den Rheinstrom gezogen und von Valentinian Franken genannt wurden. Wir müssen daher zweifellos annehmen, dass die Franken als Istävonen mit Vandalen

und Sachsen einerlei Sprache redeten, zumal Gregor von Tours (fränkische Geschichte 2, 9), nach Sulpitius Alexander, die Bructerer, Chamaven, Ampsivaren und Chatten als fränkische Völker aufführt. Dass Franken und Sachsen einerlei Sprache redeten, geht daraus hervor, dass bei dem Frieden, welchen Karl der Grosse mit den Sachsen schloss, ausbedungen wurde: beide Nationen sollten sich zu einem Volke verbinden. (Einhard, Leben Karl's cap. 7.)

Wir lesen bei Paul Warnefried oder Paulus Diaconus, der um die Zeit Kaiser Karl des Grossen lebte (cap. 27 u. ff.), wie der Name des Longobardenfürsten Alboin so berühmt geworden, dass bis zu seiner Zeit dessen Ruhm, Glück und Tapferkeit bei den Baiern (bajoarii), Sachsen und andern Völkern dieser Sprache in Liedern gepriesen wurde. Unter dem Ausdruck „dieser Sprache“ ist die longobardische oder deutsche Sprache zu verstehen. Sachsen und Longobarden redeten mithin dieselbe Sprache. Daraus lässt es sich auch erklären, dass, als Alboin mit den Longobarden nach Italien ziehen wollte, er zu seinen alten Freunden, den Sachsen, um Hülfe schickte, damit er in grösserer Anzahl von dem ausgedehnten Lande Italien Besitz nehmen könne, worauf mehr als 20,000 sächsische Männer zu ihm stiessen, um nach seinem Willen mit ihm gen Italien zu ziehen (Paulus Diaconus 6, 57.) Die Longobarden wohnten aber nach Ptolomäus ursprünglich an der Elbe bei den Angeln, mithin nicht weit von den Sachsen oder Warnern. Wer aber sind die Bajoarii oder Baiern? Nach Paulus Diaconus (3, 30) hat das Volk der Bajoarier die norische Provinz inne, welche gegen Morgen an Pannonien, gegen Abend an Schwaben, gegen Mittag an Italien und gegen Mitternacht an die Donau grenzt, mithin das heutige sogenannte Altbaiern und Tyrol. Dass Baiern an Italien grenzt, geht daraus hervor, dass der Longobarde Luitprand († 744) viele feste Städte in Baiern eroberte (Paulus Diaconus 6, 57.) Procop (bell. Goth. I, 15) sagt aber in seiner Beschreibung von Italien, dass sich das Land der Veneter bis Ravenna erstrecke. Oberhalb derselben hausten die Siskier und Schwaben, doch nicht jene, welche den Franken gehorchen, sondern sie sind von ihnen geschieden und bewohnen das innere Land. Noch weiter oben setzt er die Carner und Noriker, an deren rechte Seite sich Daker und Pannonier hin

erstrecken. Diese Schwaben sitzen sonach im heutigen Baiern und Tyrol, und sind die Bajuarier der Schriftsteller; sie bildeten mit den Allemannen ein Volk und ein Reich. Durch die Schlacht von Zülpich fiel das Allemannenland den Franken zu, der südöstliche Theil schloss sich den Ostgothen in Italien an und sie wurden nunmehr Baiern genannt. Die Markomannen, welche zum Theil in den Alpen sassen und wiederholte Einfälle in Italien gemacht, bekehrten sich gegen Ende des vierten Jahrhunderts mit ihrer Königin zum Christenthum (Pauli Diaconi Vita St. Ambrosii, cap. 36 bei Zeus, S. 365), vereinigten sich mit den Schwaben des Procop, wurden ruhige Bürger und da sie früher in Böhmen gewohnt, was von dem Geographen von Ravenna (cap. 18) Bajae genannt wird, so nahm das vereinigte Volk den Namen Bajoarii an.

Zur Zeit Kaiser Karl des Grossen finden wir als deutsche Nationen in dessen Reiche Franken mit den ihm unterworfenen Burgunden, Westgothen und Schwaben oder Allemannen, Friesen, Sachsen, Baiern und Thüringer, endlich Longobarden in Italien; ausserhalb der Carolingischen Monarchie Angelsachsen in Brittannien, Westgothen in Spanien, einzelne germanische Haufen im oströmischen Reich und die scandinavischen Germanen.

Die Allemannen werden zuerst unter Kaiser Caracalla († 213) erwähnt, der sie nahe bei Mainz besiegte (Aurelius Victor de Cäsar, cap. 24). Agathias (1, 6 bei Zeus S. 305 und 306) versichert nach der Autorität des Asinius Quadratus, wie sie ein Mischvolk wären, woher auch der Name rühre, und Zeus leitet den Namen von Alamannida (communio), den sich das aus verschiedenen Theilen bestehende Volk beigelegt, ab. Flavius Vopiscus (Proculus cap. 13) erzählt, dass Kaiser Proculus die Allemannen, welche damals noch Germanen genannt wurden, geschlagen habe. Suevische Völker bildeten den Hauptbestandtheil der Allemannen, und deshalb schreibt Gregor von Tours in seiner fränkischen Geschichte (2, 2), dass, nachdem die Vandalen Spanien eingenommen, ihnen die Sueven, d. h. Allemannen, gefolgt wären und sich in Galizien festgesetzt hätten. Auch Paulus Diaconus (2, 15) nennt Schwaben das Land der Allemannen. Wenn Jornandes (cap. 54) eines blutigen Krieges erwähnt, welchen die Schwabenkönige Hunimund und Alarich, verbunden mit Sarmaten, Gepiden, Rugiern und Sciren, gegen

die Gothen in Pannonien geführt, so müssen wir in diesen Schwabenfürsten Allemannenkönige erkennen. Nach der Peutinger'schen Tafel liegt am rechten Rheinufer Mainz, gegenüber Suevia und erstreckt sich bis Argentoratum (Strassburg), dann folgt rheinaufwärts Allemannia bis zur Schweiz. Der kräftige Theil des aus mehreren Völkern bestehenden Suevenvolkes hatte sich in den Gebirgen festgesetzt, theilweise ehemalige römische Provinzen eingenommen und nannte sich nun zum Unterschied von den andern Sueven, Männer der Alm (Almmänner), woraus sich der Name Allemannen entwickelte. Daher sagt Jornandes (cap. 55), dass die Allemannen die Höhen der Berge bewohnten und dass die Donau in den Allemannischen Gefilden entspringe. Allemannen und Schwaben wurden miteinander identificirt. In der Schlacht, die nach Attila's Tode unter Anführung der Gepiden gegen dessen Kinder geschlagen wurde, führt Jornandes nur Schwaben, aber keine Allemannen auf (cap. 50). Auch Ammian Marcellin identificirt beide Völker, spricht stets von Allemannen und selten von Sueven oder Schwaben. So nennt er die Bucinobanten, die Mainz gegenüber wohnen (29, 30), wo nach der Peutinger'schen Karte Suevia liegt, ein Allemannisches Volk, und an einem andern Ort erzählt er, dass, als der Kaiser (Julian) der Ruhe pflegen wollte, er durch die Nachricht aufgescheucht ward, dass die Sueven Rhätien belästigten, die Quaden Valerian und die Sarmaten Moesien und Pannonien plünderten. Er aber zog gegen die Allemannen, was mithin die angeführten Sueven gewesen sein müssen.

Was endlich die Thüringer betrifft, so kommt deren Name erst nach Ptolemäus vor und vielleicht finden wir sie in seinen bei dem Gabretawald wohnenden Teuriochaimi, die kein anderer Schriftsteller kennt. Sie wurden von den Franken unterworfen und haben als deren Unterthanen auch deren Sprache geredet. Nach der sächsischen Stammsage trafen die Sachsen, als sie in Hadolaum gelandet, Thüringer. Diese können keine anderen als Warner und Angeln gewesen sein, welche vor den Sachsen sich theils nordwärts zu den ihnen befreundeten Jüten nach der Halbinsel Jütland, theils südwärts nach dem heutigen Thüringen zogen und nunmehr Thüringer genannt wurden. Daher heisst es in dem Eingang ihrer Gesetzgebung: incipit lex Angliorum et Werinorum hoc est Thuringorum. Daher finden wir,

wie Herr Professor Selig Cassel scharfsinnig nachgewiesen hat, ausser im Bezirk des alten Königreichs Thüringen nur noch in der Halbinsel Jütland Ortschaften, die sich auf Leben endigen (Selig Cassel: Wissenschaftliche Berichte II. III. Erfurt 1854, S. 163 ff.). Eine Bestätigung der voraufgestellten Ansicht liefert eine Stelle des Dio Cassius (Zeus 55, cap. 11), wonach die Hermunduren (die Thüringen bewohnten), wegen einer ihm unbekannten Ursache ihre Heimath verlassen hätten, von Domitian aufgenommen und in einem Theile des Marcomannenlandes angesiedelt wären (s. auch Zeus S. 105). Sie flohen vor dem Andringen der Angeln und Warner. Die Jüten und Angeln waren befreundet und hatten auch eine gemeinschaftliche Sprache, was daraus hervorgeht, dass diese zwei Nationen in Gemeinschaft mit den Sachsen Britannien eroberten (Beda 1, 15 bei Zeus: die deutschen und die Nachbarstämme (S. 497.)

Die zu Theodorichs Zeiten in Pannanien hausenden Longobarden hatten die Ostgothen in Italien vernichtet und deren Reich eingenommen, und ihre eigene deutsche Sprache ist später in das Italienische aufgegangen; das Vandalenreich in Afrika wurde durch Kaiser Justinian von den Oströmern erobert und mit Vernichtung des Reichs ging auch die deutsche Sprache in Afrika zu Grunde. Die Spanier wurden von den Mauren erobert; deren Sprache vermischte sich mit der der germanischen Westgothen und so entstand die heutige spanische und portugiesische Sprache. In Britannien endlich entwickelte sich im Laufe der Zeiten aus der germanischen Sprache der Eroberer das heutige Englische.

Sonach bleiben nun noch die scandinavischen Germanen zu erörtern übrig. Die Jüten müssen, wie vorerwähnt, die germanische Sprache gesprochen haben. Nach Saxo Grammaticus (Danica historia) sind Dan, Stammvater der Dänen und Angul, Stammvater der Angeln, Brüder, mithin haben beide genannte Völker dieselbe Sprache gehabt. Adam von Bremen spricht von Dänen, welche Jüten genannt wurden und von Jütland als einen Theil Dänemarks (cf. hist. Danica cap. 224 und cap. 208 bei Zeus S. 501.) Die Jüten waren in den Dänen aufgegangen. Jornandes (cap. 3) erwähnt die Suethidi (Schweden), welche er auch Suethans nennt und welche die Suionen des Tacitus und die Swien scandinavische Schriftsteller sind. Nebst den

Dani nennt er sie als Bewohner der Insel Scanzia oder Schweden. Die Dani sind daher gekommen und haben die Heruler vertrieben. Aus der Insel Scanzia sind nach demselben Schriftsteller auch die Gothen gezogen, folglich sind Dänen, Gothen und Schweden einerlei Stammes und haben einerlei Sprache gehabt. Wir besitzen ein kostbares Stück der gothischen Sprache in der Bibelübersetzung des Ulfilas, woraus zur Genüge hervorgeht, dass wir in ihr die Ursprache des heutigen Deutschen zu erblicken haben. Entnehmen wir einige Beispiele daraus: Evangelium Marci 4, 37 und 39: Vindo, Wind; 9, 50: Salt, Salz; 10, 45: Mans, Mensch; 11, 2 und 7: folan, füllen; 11, 20: Maurgin, Morgen; 11, 20: Standaib, stehet; bid jandans, betet; 12, 10: Stains, Stein; 12, 20: Siebun, sieben; 12, 21 und 22: Samaleiko, Samen; 11, 32: aim, eins; 12, 35: Sunus, Sohn; 13, 19: dagon, Tage; 13, 25: Stairnons, Sterne; 14, 46: handuno, Hände; 14, 51: leino, Leinwand; 14, 72: hano, Hahn; 15, 39 und 45; handafoth, Hauptmann; 16, 9: Unhulpons, Unholde oder Teufel. Evangelium Matthäi 26, 35: krukjan, krähen. Evangelium Lucä 1, 18: kunnum, erkennen; 1, 5: dauhtar, Tochter; 1, 21 und 22: alh, Halle, Tempel; 1, 27: Magans, Magd; 1, 36: guth, Gott; 1, 39: bourg, Burg: 2, 8: nahts, Nacht; 2, 8: hairdjos, Hirten; 2, 8: seina, seine, 2, 24: juggons, junge; 2, 37: Viduvo, Wittwe; 3, 9: bagme, Bäume; 3, 16: Vatin, Wasser; 3, 23: jere, Jahre; 5, 6: fiske, Fische; 3, 34: bruthfaths, Bräutigam; 3, 38: balgias, Bälge, Schläuche; niujam, neu; 6, 18: hailjam, heilen; 6, 39: blinds, blind; 7, 45: kukida, küssen; 8, 5: Sajan, säen; 9, 16: fimf, fünf; hlaibans, Laib, Brod; 9, 14: fimftiguns, fünfzig; 9, 28: ahtan, achte; 9, 58: Fouhans, Füchse; grobos, Grube; Fuglos, Vögel; 10, 1: Stade, Stadt; Sibunthund, siebzig; 10, 19: Vaurme, Würmer; 15, 4: lamb, Lamm; 15, 8: habandei, haben; taihum, zehne; 15, 15: bourgjane, Bürger; jainis, jenes; gousis, Gau; 15, 21: himin, Himmel; atta, Vater; 15, 22: Fotus, Fuss; 15, 23: bringan oder briggan, bringen; Stiu, Stier; 15, 32; brothus, Bruder; 16, 6: fimftiguns, fünfzig; 16, 7: ahtautehund, achtzig; 17, 34: tuai, zwei! I9, 12: landis, Land; 19, 22: hardus, hart; 19, 27: meinans, meine. Die Gothen hatten ihre deutsche Sprache trotz ihrer langen Wanderung sorgfältig bewahrt. Alarich, der Gothenkönig, hatte mit dem Frankenkönig Chlodewig (Gregor von Tours, 2, 35)

auf einer Insel der Loire in der Nähe von Amboise eine Zusammenkunft, wo sie miteinander assen, tranken und **sprachen**, folglich sich wechselseitig verständlich machen konnten; die Gothen gehörten aber zu dem Stamm der Vindilier und die Franken oder Sigambern zu dem der Istävonen. Ja noch im Mittelalter sprachen die Gothen ein den Germanen verständliches Deutsch. Als Rubruquis 1253 zu den Mongolen-Chan reiste, kam er nach der Krim oder der taurischen Chersanes. Hier giebt es, so erzählt er,*) von Kersowa (Cherson) bis zur Mündung des Danais (Don) sehr bedeutende Vorgebirge; südlich von Kersowa, zwischen diesem Hafen und Soldaya, welches die Niederlage des Pelzwaarenhandels bildet, findet man 40 befestigte Schlösser und fast in jedem derselben wird eine andere Sprache gesprochen. Unter dieser Bevölkerung giebt es viele Gothen, welche den niedern deutschen (holländischen) Dialect sprechen, was Roger Baco übersetzt: loquntur teutonicum. Eben so berichtet der Venetianer Josafo Barbara 1436, indem er seinen sechszehnjährigen Aufenthalt zu Tama (Azow) und den benachbarten Gegenden beschreibt, dass die Gothen, Alanen oder Asen und die Gotholanen (Mischvolk beider Racen) den Landstrich zwischen Caphe (Kaffa) und dem Erdul (Wolga) bewohnten und dass die Gothen eine Sprache redeten, die sein deutscher Diener aber so leicht verstanden hätte, wie ein Florentiner den Dialect von Furlo verstände. Als den Gothen stammverwandt, müssen die Dänen und Schweden dieselbe Sprache gesprochen haben, was gleichfalls bei den Nortmannen oder Norwegern der Fall ist. Island und die Faröer Inseln sind von Norwegen aus bevölkert, und als einst auf der Insel Syderoe Friesen erschienen, sprachen diese zwar eine andere Sprache, als die übrigen Leute der Insel, doch konnten sie sich ihnen verständlich machen und lebten zusammen in Frieden. (Schilderung und Sagen von den Faröern. Magazin für die Litteratur des Auslandes von 1861 S. 421—424.) Da, wo friesische, deutsche und dänische Sprache zusammentreffen, können

*) S. hierüber Alexander von Humboldt Examen critique de l'histoire de la geographie de nouveau continent. Tom. 2. Paris 1837 pag. 316, 317. Roger Baco ed. Zebt Londini, pag. 225, sagt: Et a Kersowa usque Soldaicam sunt cccc castra quorum quodlibet fere habet proprium idioma. Et sunt multi Gothi qui omnes loquntur teutonicum.

die Friesen mit Leichtigkeit sich in allen drei Sprachen bewegen (die Grenzboten Nr. 6 von 1856, S. 135 ff.) und da die Friesen zu den Ingävonen gehören, ergiebt sich hieraus, dass die Dänen und Norweger auch dazu gerechnet werden müssen. Die Scandinavier sonderten sich schon vor Karl dem Grossen von den festländischen Germanen und standen ihnen meist feindselig gegenüber. Sie zerfielen im Laufe der Zeit in die drei Staaten: Dänemark, Schweden und Norwegen, welche eine selbstständige Litteratur und eine von den Deutschen verschiedene Sprache hervorbrachten. Die drei Sprachen: dänisch, schwedisch und norwegisch, wenigstens die zwei ersteren, kann man wohl als verschiedene Sprachen, nicht blos als Dialecte, betrachten, wenngleich alle drei auf der niederdeutschen Consonantenstufe stehen. Welchen Einfluss die Selbstständigkeit eines Staats auf die Sprache hat, sehen wir an Holland. Seit seiner Losreissung von Deutschland hat sich daselbst eine eigene Litteratur mit einer besonderen Sprache, der holländischen, gebildet, welche wir jedoch nur für einen deutschen Dialect erachten möchten. Wir glauben hiermit erwiesen zu haben, dass die vier Stämme der Germanen: Ingävonen, Istävonen, Hermionen und Windilier, da die Bastarner und Pauciner in den Gothen aufgegangen sind, nebst den nach der Zeit des Tacitus und Plinius aufgetauchten germanischen Völkern: Sachsen, Franken, Allemannen, Thüringer, Baiern, Jüten, Dänen, Schweden und Norweger ein und dieselbe Sprache, den Sermo germanicus, gehabt haben. Dieser Sermo germanicus wird bei Gelegenheit des Eides, den Ludwig und Carl (die Söhne Ludwigs des Frommen) leisteten, lingua Theudisca (Pertz II. pag. 666), auch lingua teutonica (Pertz II. 735 bei dem Mönch von St. Gallen) und lingua Tedesca (Pertz IV. 489) genannt. Karl der Grosse vereinigte alle festländischen Germanen (im Gegensatz der scandinavischen) zu einem Reiche. Er selbst sprach deutsch und lateinisch (Einhard, Leben Karls, cap. 24), begann auch sogar eine deutsche Grammatik abzufassen, welche zur Zeit des Abt Tritheim noch existirte, indem dieser davon berichtet, dass er einen Theil von dieser Grammatik mit so seltsamen Buchstaben gefunden, dass sie Niemand weder lesen noch verstehen könne (Chronik der freien Reichsstadt Speyer, Frkf. a. M. 1662, Buch 2., cap. 45 pag. 197 u. ff.) Deutsch

war die Hof- und Staatssprache des fränkischen Reiches. Wir lesen in den Lorchschen Annalen (Einhards Jahrbücher, übers. v. Abel, S. 78): „Im Jahre 788 berief König Karl eine Ver- „sammlung auf sein Gut Ingilenheim (Ingelheim). Daselbst er- „schien Thassilo. Und die Getreuen aus Baiern hoben an: „Thassilo bewahre nicht die gelobte Treue. Als er dessen „überwiesen war, da gedachten die Franken und Baiern, die „Longobarden und Sachsen und alle, welche aus den verschie- „denen Ländern auf dieser Versammlung erschienen waren, seiner „früheren Uebelthaten und wie er (im Jahre 763) den König „Pipin im Felde verlassen, was in deutscher Sprache Harisliz „(Heerverlassung) heisst." Also in deutscher Sprache wurde bei der Reichsversammlung verhandelt. Wie hätte auch die Verhandlung in einer andern Sprache stattgefunden haben können, da wohl das Deutsche den meisten der Anwesenden bekannt war. Im Lateinischen konnte nicht wohl verhandelt werden, da dieses selbst den Geistlichen unbekannt war. „Es wurde," lesen wir bei Richer (vier Bücher Geschichte übers. 2, cap. 78, S. 120), „im Jahr 948 auf Befehl des Pabstes Agapit eine „allgemeine Kirchenversammlung in der Pfalz zu Ingelheim ab- „gehalten. Erzbischof Artold zeigte ein Schreiben vor, welches „der Herr Papst ganz kürzlich an ihn erlassen. Dieses Schrei- „ben ward übersetzt und Flodoard sagt ausdrücklich, dass der „Brief an die beiden Könige (Otto und Ludwig) in die deutsche „Sprache übersetzt wurde." Diese deutsche Sprache ist das alte Hochdeutsch, aus der sich später das Mittelhochdeutsch entwickelte, welches endlich in das jetzige Hochdeutsch übergegangen ist. Um Hebung des jetzigen Hochdeutsch hat namentlich der Kaiser Rudolph von Habsburg sich ein grosses Verdienst erworben, indem er den Gebrauch der deutschen Sprache auf den Reichstagen und Reichsabschieden vermittelte.

Nach dem Tode Kaiser Karls und der Theilung dessen Reiches unter die Söhne Ludwig des Frommen, änderte sich jedoch das Sprachverhältniss. Das heutige Frankreich wurde ein besonderes Reich, worin die früheren Einwohner, die Gallier, an Zahl den erobernden Deutschen, namentlich den Franken und den von ihnen incorporirten Burgunden und Westgothen, bei weitem überlegen, diese in sich aufnahmen und gallisirten. Noch Zosimus im fünften Jahrhundert nennt Lyon eine ger-

manische Stadt, und zur Zeit des Sidonius Apollinaris wurde daselbst deutsch gesprochen (Müller: die Semiten, Gotha 1872, S. 105). Bereits im zehnten Jahrhundert war den Herrschern von Frankreich die deutsche Sprache eine fremde. Wir finden bei Richer (vier Bücher Geschichte 1, 20) das Factum, dass, als König Carl um 920 nach dem Wormser Gau gezogen war, um sich mit dem überrheinischen Heinrich zu besprechen, während der Versammlung die jungen Leute der Germanen und Gallier, ärgerlich über die Verschiedenheit ihrer Sprache, sich gegenseitig auf das heftigste mit Schmähreden zu reizen begannen. Die den Franken unterworfenen Gallier redeten nämlich eine Sprache, die aus der früheren gallischen, mit Rudimenten der lateinischen, Sprache entstanden war und lingua rustica romana genannt wurde (Nithard hist. lib. 3 annum 842 bei Pertz II, pag. 666), aus der sich durch die Vermischung der Gallier mit den Franken das heutige Französisch gebildet hat. So berichtet auch Widukind (sächsische Geschichte 2, 17), dass, als Heinrich, der Bruder des Königs Otto und Iselberth (Herzog von Lothringen), dem Könige gegenüberstanden und diesen die Feinde von vorn und hinten bedrängten, sich unter den Deutschen einige befanden, die etwas gallisch sprechen konnten. Diese erhoben auf gallisch ein lautes Geschrei und ermahnten die Gegner zu fliehen, worauf diese glaubten, dass ihre Genossen sie gerufen hätten, worauf sie die Flucht ergriffen. Auch erzählt er nach Richer (3, 85), dass, als im Jahre 981 Herzog Hugo der Franken (von Paris) auf Einladung des deutschen Königs Otto nach Rom gekommen war, er, Otto es so veranstaltet hatte, dass Hugo allein, nur von dem Bischof begleitet, bei ihm eingeführt werden sollte, damit der Bischof, während der König lateinisch redete, als Dolmetscher dem Herzog alles erklären könne, woraus hervorgeht, dass der Herzog nur gallich sprach, was wieder dem deutschen Otto unbekannt war.

Das heutige Deutschland, welches einen Theil des gewaltigen Reiches Karl des Grossen bildete, wurde davon abgezweigt und unter dessen Enkel, Ludwig dem Deutschen, zu einem selbstständigen Staate erhoben. Es consolidirte sich unter einer Reihe von Königen und Kaisern, behielt die nationale deutsche Sprache bei und sowohl Staat als Sprache dehnten sich im Laufe der Zeit namentlich nach Osten zu aus.

II.

Der Ursprung der Juden.

Der Geschichtsforscher Tacitus berichtet bei Gelegenheit des Krieges unter Kaiser Vespasian gegen die Juden (hist. 5, 2), dass über den Ursprung dieses Volkes verschiedenartige Ansichten herrschten:

1) Behaupteten einige, dass dieselben Flüchtlinge aus der Insel Creta wären, die zuletzt in Libyen gewohnt und zwar zu der Zeit, als Saturn durch Jupiter vertrieben worden. Solches gehe auch daraus hervor, dass in Creta der berühmte Berg Ida liege, von dessen Bewohnern, den Idäern, die Judäer ihren Namen erhalten hätten.

2) Hätten sich nach Andern unter der Herrschaft der Isis in Egypten die Menschen dergestalt vermehrt, dass der Ueberfluss unter der Führerschaft des Hierosolymus und Juda das benachbarte Gebiet besetzt habe.

3) Wollten wiederum welche die Juden aus Aethiopien herkommen lassen, von wo sie aus Furcht und Hass unter der Regierung des Kepheus weggezogen.

4) Sollen es Assyrische Abentheurer gewesen sein, die sich, um einen eigenen Heerd zu gründen, zuerst eines Theils von Egypten bemächtigten und dann die hebräischen und benachbarten syrischen Länder in Besitz nahmen.

5) Will man in den Juden die von Homer gefeierten Solymer finden, von welcher die Stadt Hierosolyma genannt und gegründet worden.

6) Die dem Tacitus wahrscheinlichste Ansicht, welcher nach ihm die mehrsten Schriftsteller huldigen, ist folgende: Bei einer in Egypten entstandenen Seuche, welche Pusteln auf dem Körper

hervorbrachte, befragte der König Bochoris das Orakel des Ammon, was wohl zu thun sei und erhielt die Antwort, man solle das Reich von Befleckten (Angesteckten) reinigen und dieselben als den Menschen und Göttern verhasst, in andere Länder entfernen. Man trieb diese nun überall zusammen und stiess sie in die Wüste. Während sie hier ihr Elend bejammerten, trat einer unter den Verbannten namens Moses auf und gab ihnen den Rath: sie sollten, fortan von Göttern und Menschen verlassen, von keinen von beiden etwas erwarten, sondern nur ihm vertrauen, er wäre der Führer, der ihnen vom Himmel gesandt sei und durch den Glauben an seine Hülfe, würde ihre Noth ein Ende finden. Da seien ihm alle beigefallen und wären auf's Gerathewohl ohne bestimmtes Ziel weiter marschirt. Vor allem aber quälte sie Wassermangel, so dass sie nicht weit von ihrem Ausmarsch auf der Ebene dalagen und verschmachteten. Da erschien plötzlich eine Heerde wilder Esel, welche weidete und sich auf einen Felsen zog, der mit einem schattigen Haine bedeckt war. Moses dachte, wo Gras wächst, ist auch Wasser, ging den Eseln nach und fand reichliche Quellen. Als sie sich so erfrischt, marschirten sie weitere sechs Tage und erreichten am siebenten das Land, wo sie die Einwohner vertrieben und eine Stadt mit einem Tempel gründeten. Um die Nachkommen zu kräftigen, führte Moses viele Gebräuche ein, die denen der übrigen Menschen entgegengesetzt sind. Ihnen ist alles profan was bei uns heilig und wiederum erlaubt, was bei uns ruchlos. Das Bild des Thieres, was sie von dem Verdursten errettet, ward im Allerheiligsten verehrt; der Widder getödtet, gewissermassen zur Schmach des Jupiten Ammon; der Stier, welchen die Egypter als Apis verehren, geopfert. Sie enthalten sich des Schweinefleisches zur Erinnerung an das Unglück, welches ihnen der Aussatz durch den Genuss desselben zugezogen. Am siebenten Tage ruhen sie von der Arbeit aus. — Sie begraben die Leichen nach egyptischer Art, statt sie zu verbrennen. — Die Juden verehren das höchste Wesen lediglich im Geist. Sie halten es für profan, Bildnisse der Gottheiten aus irdischen Stoffen mit menschlichen Zügen darzustellen. Die Gottheit ist ewig unveränderlich und kann nicht untergehen.“ —

Soweit Tacitus. Hinsichts der Hypothese zu 1; so hat Müller (kritische Untersuchung der Tacitus'schen Berichte über

denUrsprung der Juden in theologischen Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit, Jahrgang 1843, Heft 4, S. 940 ff., 935 ff., 949 ff.) sehr schön ausgeführt, dass nach Thucydides (I, 8) die meisten Bewohner der griechischen Inseln vor Minos, Karer und Phönicier waren. Die alten Thalassokraten Kretas, welche Minos vertrieb, waren nach Nonnus dasselbe Volk, welches am arabischen (persischen) Meerbusen, also in der Urheimath der Phönicier seinen Wohnsitz hatte. Die Idäer gehören nach Plutarch (de facie in orbe lunae bei Müller) zu den guten Dämonen, die den Kronos umgeben und sind mithin die Begleiter des vor Jupiter (Minos) aus Kreta fliehenden Saturn oder Kronos; — ferner gehört der phönicische Hercules auf Kreta nach Pausanias (IX, 27 C. VIII, 31) mit zu den idäischen Dactylen; Diodor aber (IV, 17) erzählt, dass Hercules in Kreta eine gewaltige Truppenmacht versammelt gehabt und nach Libyen übergeschifft sei. Endlich hat Movers nachgewiesen, dass phönicische Flüchtlinge unter dem Namen Philister oder auch Krethi und Plethi sich nach Palästina gewendet und da die Juden oft mit den Phöniciern identificirt worden sind, so ist aus allen diesen ersichtlich, auf welche Art diese Hypothese entstanden ist und sich weiter entwickelt hat.

Was die Hypothese zu 3 betrifft, welche eine gleiche Basis wie zu 4 hat, so nennt Herodot den Kepheus einen Sohn des Belus und seine Tochter Andromeda ist die Gemahlin des Perseus. Belus aber, der Vater des Kepheus, führte nach Diodor (I, 28) eine Colonie von Egypten nach Babylonien und schlug bei dem Euphrat seinen Königssitz auf. Kepheus wird nach der Mythographie König von Aethiopien genannt (s. Müller S. 936) und Aethiopien ward im Alterthum auch nach Phönicien verlegt. Dieses alles wurde zusammengeworfen und verwechselt. So erscheint Kepheus, der in Assyrien herrscht, als König der Aethiopier. Die Phönicier wohnten nach Herodot früher am rothen Meere, worunter er den persischen Meerbusen versteht. Wahrscheinlich von dort durch die wachsende Macht der Assyrier vertrieben, gingen sie nach Phönicien, Palästina, sowie der griechischen Inseln und nahmen als Hycsos Unteregypten in Besitz. Es sind solches die zu 4 erwähnten assyrischen Abentheurer. Unter ihrer Herrschaft wanderten (wie irrthümlich behauptet wird), die Abrahamiten aus Palästina ein

und blieben auch nach Vertreibung der Hycsos sitzen, bis sie später aus Egypten vertrieben, als Juden Palästina eroberten. Die Sage vermengte dieses alles und führte die Juden aus Aethiopien nach Palästina.

Einen gleichen Zusammenhang haben die Hypothesen zu 5 und 7. Pausanias (s. Müller) nennt Solyma eine Stadt der Hebräer. Es ist Hierosolyma die heilige Stadt oder Jerusalem und sowohl Martial als Iuvenal, nennen die Juden Solymer. Nach Homer sind dieselben ein bedeutendes kleinasiatisches Volk, aber schon zur Zeit des Erathostenes aus der Reihe der lebenden Völker verschwunden (Plin. h. nat. V, 36). Manetho nach den Excerpten bei Flavius Josephus (contra Apionem I, 26), identificirt die Solymer oder Solymiter mit den aus Egypten vertriebenen Hycsos und da Choerilus in seiner poetischen Beschreibung des Perserkrieges (s. Müller), von einem Volke der Solymergebirge spricht, so glaubt Flavius Josephus, dass damit die Juden gemeint wären. Wie erwähnt, steht hiermit die zweite Hypothese in Verbindung. Plutarch (de Iside cap. 31, p. 53 et Parth.) spricht von dem rothhaarigen Typhon und seinem Lieblingsthier, dem Esel, und fügt hinzu: die aber sagen, dass Typhon aus der Schlacht sieben Tage auf einem Esel geflohen sei und als er davon gekommen, die Söhne Hierosolymus und Judaios erzeugt habe, ziehen offenbar jüdische Geschichte in unsere Sage hinüber. Die Sage von Typhon spielt in Egypten, von dort sind die Hycsos oder Solymer nach Palästina geworfen, wo sie Hierosolyma gründeten. Später wandern die Juden aus Egypten und erobern Palästina. Juden, Hycsos und Solymer werden mit einander verwechselt; der egyptische Typhon fliehet sieben Tage; der Anführer der Juden, Moses, braucht nach Tacitus ebenfalls sieben Tage, um Palästina zu erreichen. So sehen wir die egyptische Typhonsage mit jüdischen Nachrichten verwebt und Hierosolymus repräsentirt die Solymer. Judaios aber die Juden.

Sonach bleibt nur die sechste Taciteische Hypothese zur näheren Erörterung übrig und da dieser Geschichtsforscher selbst sagt, dass ihr die meisten Autoritäten huldigten, so erscheint es wohl am zweckmässigsten, dieselben wörtlich hier wiederzugeben. Es sind solches aber die Schriftsteller Strabo,

Justin, Artapanus, Diodor von Sicilien, Chaeremon, Lysimachus und Manetho.

Die verbreiteste Sage, berichtet Strabo (lib. XIV in med.), macht die Juden zu Abkömmlingen der Egypter; ein gewisser Moses, ein Priester und Bezirksvorsteher sei missvergnügt über das dortige Wesen fortgezogen und mit ihm viele, welche die Gottheit verehrten. Moses aber lehrte, dass die Egypter nicht vernünftig thäten, wenn sie dem Vieh und den wilden Thieren göttliche Eigenschaften beilegten, auch die Griechen und Libyer nicht, welche den Göttern menschliche Gestalt gäben; Gott sei nichts anderes als dieses Eine, welches uns alle umgäbe, und das Land und das Meer, dieser Eine, welches wir Himmel und Welt und Natur nennen. Wo könnte wohl ein vernünftiger Mensch es wagen, ein Bild dieses Wesens anzufertigen? Man müsse daher jede Bildnerei unterlassen, dagegen möge man demselben ein Heiligthum und einen Tempel errichten und es darin verehren, doch ohne Bild. — Diejenigen, welche rechtschaffen und keusch lebten, denen werde die Gottheit wohlwollen, den übrigen nicht. Und als er so gesprochen, bekehrte er nicht wenig verständige Männer zu seinem Glauben und führte sie in die Gegend, wo jetzt Jerusalem liegt. — Die Nachkommen blieben eine Zeitlang bei ihrem gerechten Wesen und wahrhafter Gottesfurcht; nachgehends aber geriethen sie unter die Priesterherrschaft von abergläubischen Menschen, alsdann von Tyrannen und aus dem Aberglauben entstanden die Enthaltsamkeitsgesetze von Speisen, wie sie jetzt noch stattfinden und die Beschneidung und Beschnittene etc.

Justin (26, 2) verlegt den Ursprung der Juden nach Damaskus, woher auch die assyrischen Könige und Semiramis stammten und erhielt solche den Namen Damaskus von einem Könige gleichen Namens. Nach dem Damaskus herrschte Azelus; hierauf kamen die Könige Adores, Abraham und Israel. Israel hatte zehn Söhne, theilte das Land in eben so viel Theile, von welchem jedem er einen Theil gab und nannte das Volk nach dem Judas, der nach der Theilung starb, Juden. Der Antheil des Verstorbenen fiel auf seine Brüder; der jüngste hiess Joseph und da seinen Brüdern die Geistesgaben, wodurch er sich auszeichnete, Furcht einflössten, nahmen sie ihn heimlich gefangen und verkauften ihn an fremde Kaufleute. Von diesen

nach Egypten gebracht, zeichnete er sich hier durch Verstand und Intelligenz, sowie durch magische Künste aus und wurde von dem König sehr werth gehalten. Sein Sohn Moses erbte den väterlichen Geist und zeichnete sich durch Körperschönheit aus. Die Egypter, durch Aussatz und Hautkrankheiten heimgesucht und durch eingeholten Orakelspruch belehrt, vertrieben ihn, um der Weiterverbreitung des Uebels zu steuern, mit den Kranken aus dem Lande. Jetzt zum Führer der Vertriebenen erwählt, nahm er heimlich die Heiligthümer der Egypter mit fort und da diese mit den Waffen sie wieder gewinnen wollten, wurden sie durch ein eingetretenes Unwetter gezwungen, wieder umzukehren. — So erreichte Moses seine alte Vaterstadt Damaskus und nahm den Berg Sinai ein, wohin er, nachdem er sieben Tage ohne Lebensmittel in der arabischen Wüste umher gewandert, endlich gelangte. Dieser siebente Tag, von dem Volke Sabbath genannt, wird aber als das Ende der Irrfahrten und des Hungers von dem Volke auf ewige Zeiten gefeiert. Weil sie aber wissen, dass sie aus Furcht vor Ansteckung aus Egypten vertrieben sind, hüten sie sich, aus einer gleichen Ursache von den Einwohnern misstrauisch angesehen zu werden und ziehen vor, mit anderen Menschen gar keinen Umgang zu haben, was allmählig Religionsnorm geworden ist. Nach seinem Tode ward sein Sohn Aruas zum Oberpriester gewählt und finden wir seitdem bei den Juden die Sitte, Königliche und Priesterliche Würde in Einer Person vereinigt zu sehen."

Artapanus, ein fast unbekannter, vielleicht jüdischer Schriftsteller, von dessen Geschichte der Juden blos ein Paar Bruchstücke in Clemens von Alexandria (Strom I.) und in Eusebius (praepos. evangel. 9, 27) aufbewahrt sind, erzählt: „Die Juden seien über die Flüsse in Arabien gegangen und am dritten Tage an das rothe Meer gekommen, auch sagten die Memphiten, Mose habe die Ebbe wahrgenommen und zur Zeit derselben das Volk durch das trockene Meer geführt, von den Heliopoliten aber werde berichtet, er habe durch seine Zauberruthe das Meer getheilt und das Volk auf trockenem Pfade übergesetzt, die nachdrängenden Egypter aber seien durch ein ihnen entgegenblitzendes Feuer und durch das wieder zusammenfliessende Meer vernichtet worden."

Diodor von Sicilien spricht in drei Stellen von den Juden. Zuerst (I, 28) sagt er nur beiläufig, dass die Juden aus Egypten stammten. Nach der zweiten Relation (Ecloga 1 ex. libr. 34) wurde Antiochus Epiphanes nach der Einnahme Jerusalems von vielen seiner Freunde angegangen, Stadt und Volk zu vertilgen; es sei dies ein Volk, das einzig und allein vor allen Völkern jede Vermischung und Freundschaft mit andern verschmähe, ihre Vorfahren wären als gottlose und den Göttern verhasste Menschen aus Egypten vertrieben, denn man verstiess sie des Aussatzes wegen und darauf hätten sie sich in der Gegend von Jerusalem niedergelassen. Antiochus begab sich hierauf in das Allerheiligste des Tempels und fand daselbst das steinerne Bild eines langbärtigen Mannes, der auf einem Esel sass und den er für Moses, den Gesetzgeber der Juden und den Gründer von Jerusalem hielt. In der dritten Relation (Ecloga lib. 40) bespricht er den Gegenstand am Gründlichsten: Als einst, so heisst es, in Egypten eine grosse Seuche entstanden war, glaubten viele, dass sie durch eine Beleidigung der Gottheit hervorgerufen sei. Es hatten sich nämlich eine Menge Menschen aus verschiedenen Gegenden daselbst niedergelassen, welche sich des heimischen Gottesdienstes bedienten und darnach ihre Opfer verrichteten. So war deren mitgebrachte Gottesverehrung immer mehr angewachsen. Bei den Eingeborenen jener Gegend aber wurde der Argwohn erregt, dass, wenn sie nicht auf Entfernung der Fremdlinge beständen, das Uebel nimmer weichen würde. Sofort wurden die Mitglieder der fremden Bevölkerung ausgetrieben; der kräftige und streitbare Theil davon, so sagt man, gelangte nach mancherlei Schicksalen unter tüchtigen Anführern, worunter sich besonders Danaus und Cadmus hervorthaten, nach Griechenland und in einige andere Gegenden, wogegen die grosse Masse sich nach dem heutigen Judäa begab, von Egypten nicht sehr weit entfernt und damals unbewohnt. Der Führer dieser Colonie war Moses, ausgezeichnet durch Weisheit und Energie. Er erbauete in dem eingenommenen Lande ausser vielen anderen Städten auch das berühmte Hierosolyma und errichtete einen Tempel daselbst, der sehr verehrt wird. Er richtete die Verehrung der Gottheit und die dabei stattfindenden Ceremonien ein. Er gab dem jungen Staat Gesetze und brachte solchen in eine bestimmte Ordnung. Er

theilte das Volk in zwölf Stämme, indem er diese Zahl, welche den Monaten des Jahres entspricht, für die vollkommenste hielt. Er erlaubte kein Bild oder Statue der Gottheit, denn nach seiner Ansicht käme der Gottheit keine menschliche Gestalt zu, weil der unermessliche Himmel allein dieselbe repräsentire und sie alles lenke und beherrsche. Er richtete den Gottesdienst und die darauf basirte Lebensart so ein, dass er sich von den anderen Völkern ganz unterschied, wobei er von dem Grundsatz ausging, dass solche wegen Vertreibung seines Volkes ungastlich und abstossend gegen andere Nationen sein sollte. Die kräftigsten Männer, welche damals bei dem zu Einem Ganzen verschmolzenen Volke am meisten galten, ernannte er zu Priestern, deren Pflicht es war, den Tempel zu hüten und den Gottesdienst zu leiten. Um Streitigkeiten zu scheiden, setzte er Richter ein, deren Amt es war, die Gesetze und Einrichtungen zu bewahren, deshalb auch die Juden nie einen König gehabt haben sollen. Die Sorge für die Regierung übergab er demjenigen aus dem Priesterstande, welcher sich durch Klugheit und Energie am meisten dazu eignete und wird derselbe Oberpriester genannt. Er wird für den Boten und Dolmetscher Gottes gehalten, der in den Volksversammlungen und sonst die Befehle der Gottheit verkündet und sie sollen so grosse Ehrfurcht vor ihm haben, dass sie sich vor ihm niederwerfen und ihn als Gesandten Gottes anbeten. Am Ende der Gesetze steht geschrieben: Moses hat auf Befehl Gottes dieses den Juden verkündet. Ausserdem ordnete der Gesetzgeber mit grosser Weisheit das Kriegswesen. Er flösste den jungen Männern Beharrlichkeit und Kraft ein und lehrte sie alle Mühseligkeiten mit Gleichmuth ertragen. Er unternahm Feldzüge gegen die benachbarten Völker und vertheilte das eroberte Land unter festgesetztem Erbrecht zu gleichen Theilen, gab jedoch den Priestern ein grösseres Loos, damit sie durch nichts von der Beobachtung der gottesdienstlichen Gebräuche abgehalten werden sollten. Dem Volk verbot er den Verkauf der übergebenen Ländereien, damit nicht einzelne aus Habsucht getrieben, das Land zusammenkaufen möchten und so die Armen davon nicht vertreiben und zu Besitzlosen machen könnten. Behufs der ungestörten Vermehrung des Volkes ordnete er an, dass die Landeseingeborenen für

eine geringe Summe die Kinder ernähren mussten und so nahm das Volk an Zahl zu. Eben so bestimmte er die Feierlichkeiten bei Hochzeiten und Begräbnissen auf eine solche Art, die von den Gebräuchen anderer Völker ganz abweicht. In späteren Zeiten, unter verschiedenen Herrschern, besonders unter dem Druck der Perser und Macedonier und bei Berührung mit anderen Völkern ist vieles von den Gesetzen und Gebräuchen der Juden verändert und antiquirt."

Die Berichte des Lysimachos, Chäremon und Manetho kennen wir hauptsächlich aus den Schriften des Flavius Josephus. Bei dem Lysimaches, einem Alexandriner aus dem zweiten oder Anfang des ersten Jahrhunderts vor Christo, lesen wir Folgendes (Flavius Josephus contra Apionem I, 34): Zur Zeit, als Bochoris über Egypten herrschte, sei das Volk der Juden, das mit Aussatz, Krätze und andern dergleichen Krankheiten behaftet gewesen, zu den Tempeln geflohen und habe um Nahrung gebettelt. Viele Menschen wären an der Krankheit gestorben und Unfruchtbarkeit habe das Land heimgesucht. Bochoris, der egyptische König, habe das Orakel zu Ammon wegen der Unfruchtbarkeit um Rath gefragt und der Gott geantwortet: Die Heiligthümer müssten von den unreinen (*αναγνων*) und ruchlosen (*δυσσεβων*) Menschen gereinigt, solche in die Wüste getrieben, die Aussätzigen und Krätzigen aber ersäuft werden, indem die Sonne über deren Leben erzürnt sei; wären aber die Heiligthümer also gereinigt, so würde die Erde wieder fruchtbar werden. Bochoris, als er den Spruch des Orakels vernommen, habe die Priester und Opferer versammelt und befohlen, dass die Unreinen (*ακαθαςτων*) den Soldaten übergeben werden sollten, um sie in die Wüste zu treiben, die Leprosen sollten aber in bleierne Behältnisse eingeschlossen und in das Meer versenkt werden. Nachdem die Leprosen und Krätzigen versenkt waren, wurden die andern in die Wüste gestossen, um dort umzukommen. Nachdem sie hier Rath gehalten, hätten sie bei hereinbrechender Nacht Feuer angezündet und Wachen ausgestellt; in der folgenden Nacht aber gefastet und Gott für ihr Wohl angeflehet. Bei dem anbrechenden Tage habe ihnen ein gewisser Moses den Rath gegeben, zusammenzuhalten und einen Tagemarsch zu gehen, bis sie zu bebaueten Gegenden gekommen. Weiter hätte er ihnen vorgeschrieben, gegen keinen

Menschen Wohlwollen zu bezeigen, noch ihnen guten Rath zu ertheilen, sondern schlechten, auch sollten sie die Heiligthümer der Götter, wo sie solche träfen, zerstören. Sie hätten solches angenommen, wären die Wüste durchwandert und nach vielen Fährlichkeiten endlich in bewohnte Gegenden angelangt. Hier behandelten sie die Menschen mit Uebermuth, plünderten und verbrannten die Tempel, rückten in das Land ein, was jetzt Judäa heisst, und gründeten daselbst eine Stadt, die sie bewohnen. Diese Stadt wurde nach ihrer Verfahrungsweise Hierosyla (d. h. Tempelraub) genannt. · Als sie aber später mächtig geworden waren, änderten sie den Namen, um nicht verhöhnt zu werden und nannten die Stadt Hierosolyma und sich selbst Hierosolymer. Chaeremon, vielleicht derselbe, welchen Strabo (lib. 17 in medio, wo er von Heliopolis spricht) einen unwissenden Menschen und Aufschneider nennt, hat eine egyptische Geschichte geschrieben und erzählt darin (Flavius Josephus contra Apionen I, 32): dass dem egyptischen König Amenophis im Traume die Isis erschienen sei und sich darüber beschwert habe, dass ihre Tempel im Kriege zerstört wären. Phritiphantes, ein Erklärer des Heiligthums (*ἱερογραμματεα*), hätte ihm eröffnet, dass, wenn er Egypten von den unreinen (*μυλιϛμους*) Menschen befreie, er die nächtlichen Beängstigungen verlieren werde. So habe er von jenen befleckten (*επιϛινων*) Menschen 250,000 zusammentreiben und aus dem Lande schaffen lassen. Die Führer derselben wären die Schreiber (*γραμματεα*) Moses und Joseph gewesen und zwar Heiligenschreiber (*ἱερογραμματεα*), die in der egyptischen Sprache, und zwar Moses Tisithes, Joseph aber Peteseph hiessen. Als sie nach Pelusium gekommen, hätten sie 380,000 Mann getroffen, die Amenophis dort zurückgelassen, weil sie nicht gegen Egypten hätten kämpfen wollen. Mit diesen hätten sie sich zu einem Feldzug gegen Egypten verbündet. Amenophis habe ihrem Andrang nicht Stand gehalten, sondern sei mit Zurücklassung einer schwangeren Gattin aus Egypten entflohen; diese habe sich in eine Höhle verborgen und einen Knaben, Namens Messenes erzeugt, der erwachsen, die Juden in einer ohngefähren Zahl von 200,000 nach Syrien ausgetrieben und seinen Vater aus Aethiopien zurückgeführt habe.

Die Hauptquelle ist Manetho, der um die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. unter den Regierungen von Ptolemäus

Lagi und Ptolemäus Philadelphus lebte, Oberpriester und Hieragrammatus zu Heliopolis war und eine egyptische Geschichte aus den vorhandenen heiligen Büchern schrieb. Wir kennen ihn aus Flavius Josephus. Dieser tadelt (contra Apionen I, 26) den Manetho, dass er die Juden mit der Masse Egypter vermengt habe, welche wegen Leprose und anderen Gebrechen gezwungen wurden, Egypten zu verlassen, zumal 518 Jahre vorher der Auszug der Hirten unter König Thutmosis stattgefunden. Manetho erzählt nun nach Josephus: Ein (egyptischer) König, Amenophis, habe den Wunsch gehabt, die Götter zu sehen, gleichwie Orus, ein früherer Herrscher, und habe diesen Wunsch seinem Namensbruder, dem Amenophis, einem Sohn des Papias, mitgetheilt. Diesem aber war es vergönnt, an der göttlichen Natur Theil zu haben, so dass er vermittelst der Sehergabe die Zukunft vorher verkünden konnte. Der Namensbruder habe ihm nun gesagt, dass er die Götter sehen könne, wenn er vorher die ganze Gegend von den Leprosen und sonstigen unreinen Menschen (*μιαρων*) gesäubert habe. Der König, hierüber erfreuet, hätte nun aus ganz Egypten diejenigen, welche mit einen Fleck an ihrem Körper behaftet gewesen, zusammentreiben lassen. Es habe sich nun eine Zahl von 80,000 herausgestellt, welche in die Steinbrüche nach den gegen Morgen gelegenen Theil des Nil geschickt wären, um daselbst, wie die andern dazu bestimmten Egypter, zu arbeiten. Unter diesen befanden sich aber mehrere sehr gelehrte, jedoch leprose Priester. Dem weisen Seher Amenophis habe die Ahnung überkommen, es möchte, wenn diesen Priestern Gewalt angethan würde, gegen ihn und den König der Zorn Cottes entbrennen; auch sei ihm zugleich offenbart, dass den befleckten Menschen Hülfe zu Theil werden und sie dreizehn Jahre über Egypten herrschen würden. Da er nicht gewagt, solches dem Könige zu offenbaren, so habe er alles niedergeschrieben und sich sodann selbst getödtet. Nachdem die Verbannten während einer geraumen Zeit schwer in den Steingruben gearbeitet, wurde der König angegangen, dieselben zur allgemeinen Sicherheit und Ruhe ganz zu entfernen, und er wies ihnen die von den früheren Einwohnern, den Hirten (*ποιηεμνων*), verlassene Stadt Avaris an, welche nach einer alten Göttersage eine typhonische Stadt ist. Nachdem sie davon Besitz genommen, er

wählten sie als Oberhaupt einen ehemaligen heliopolitanischen Priester, Namens Osarsiph, und schwuren, denselben in allen Stücken zu gehorchen. Dieser verordnete als erstes Gesetz, dass sie weder Götter noch sonstige bei den Egyptern für heilig gehaltene Thiere verehren, letztere vielmehr tödten und verzehren sollten, auch sollten sie lediglich unter einander heirathen. Als er dieses und anderes, was den egyptischen Sitten gerade widerspricht, festgesetzt, befahl er Mauern um die Stadt zu bauen und sich zum Kriege gegen den König Amenophis bereit zu halten. Nachdem er sich noch andere Priester und einige von den sonstigen Befleckten beigesellt, schickte er zu den Hirten (ποιμενας), welche von Thmosis vertrieben, sich nach der Hierosolyma benannten Stadt begeben hatten Gesandte erinnerte sie an die ihnen und den andern zugefügten Kränkungen und bat sie schliesslich, Egypten mit Krieg zu überziehen; er wolle sie zuerst nach Avaris, ihrem alten Vaterlande, führen, wo sie alles Nöthige finden sollten, und da sie, wie nicht anders zu erwarten, tapfer kämpfen würden, so könnten sie das ganze Land wieder leicht in ihre Gewalt bekommen. Diese, darüber erfreuet, genehmigten den Vorschlag, zogen mit 200,000 Streitern aus und kamen bald nach Avaris. Als der egyptische König Amenophis von ihrem Eindringen hörte, beschlich ihn eine gewisse Muthlosigkeit, zumal er sich der Weissagung des Amenophis Sohn, des Papias, erinnerte. Zuvor versammelte er das egyptische Volk und nachdem er mit den Fürsten Raths gepflogen, liess er die heiligen Thiere und vorzüglich solche, welche in den Tempeln verehrt wurden, zu sich bringen und gebot den Priestern, die Götter Idole so sicher wie möglich unterzubringen. Seinen fünfjährigen Sohn Setho, auch nach dem Namen des Vaters Rampses, Ramesses genannt, vertraute er einem Freunde an. Er selbst aber überschritt den Fluss mit allen Egyptern, wohl 300,000 Kämpfern, er scheuete sich doch, den anrückenden Feinden ein Treffen zu liefern und in dem Glauben, dass er gegen Gott kämpfen werde, marschirte er rückwärts nach Memphis, nahm den Apis und die anderen heiligen Thiere, welche er herbeischaffen liess, mit sich und begab sich zu Schiffe mit allen Egyptern nach Aethiopien. Der König von Aethiopien war ihm durch Wohlthaten verpflichtet, nahm ihn auf, versah das ganze Volk mit den nöthigen

Lebensmitteln und bezeichnete die Städte und Dörfer, welche während der verhängnissvollen dreizehn Jahre sowohl der egyptischen als der aethiopischen Armee, welche letztere zur Bewachung des Amenophis und dessen Leuten an die Grenze postirt war, die nöthigen Lebensmittel zu liefern hatten. So verhielt sich die Sache mit Aethiopien. Die Solymiter aber, die mit den egyptischen Unreinen herbeigekommen waren, verfuhren so gottlos mit den Menschen, dass die Herrschaft der Vorhergenannten denen noch golden schien, welche die Gottlosigkeit dieser Gegenwärtigen sahen; sie begnügten sich auch nicht mit der Plünderung der Tempel und Entehrung der Götterbilder, sondern fortwährend bedienten sie sich derselben als Holz zum Braten der heilig gehaltenen Thiere und zwangen die Priester und Propheten, dieselben zu opfern und jagten sie entblösst von dannen. Es heisst aber, dass der Errichter des Staats und der Gesetzgeber ein heliopolitanischer Priester, Namens Osarsiph, so genannt von dem Gotte Osiris, gewesen sei und habe derselbe, als er sich diesen Menschen beigesellt, seinen Namen verändert und sich Moses genannt. — Später (§. 27) sei Amenophis mit einem grossen Heere aus Aethiopien zurückgekehrt und habe sich ihm sein Sohn Rampses gleichfalls mit einer Armee angeschlossen. Diese zwei hätten den Hirten ein Treffen geliefert, solche geschlagen, viele getödtet und sie bis an die Grenze Syriens verfolgt.

Jedenfalls, wenn wir vorstehende Berichte mit den in der Bibel enthaltenen Ueberlieferungen vergleichen, drängt sich uns die historische Thatsache auf, dass die Juden als Volk aus Egypten nach Palästina gekommen sind. Aber was waren dies für Egypter? Nach den in der Bibel enthaltenen Nachrichten sind die Nachkommen Abrahams aus Palästina durch Joseph nach Egypten gekommen, hier im Lande Gosen angesiedelt und haben sich zu einem ansehnlichen Volke vermehrt, bis sie unter Moses nach Palästina auswandern und dieses Land erobern.

Es liegt kein Bedenken vor, die jüdischen, in der Bibel enthaltenen Traditionen, wonach die Abrahamiten nach Egypten gekommen sind, zu bezweifeln, zumal historische Momente vorliegen, durch welche das Factum und die Zeit, wo es geschehen, festgestellt wird. Wir lesen nemlich bei Herodot (II, 108 und

109), dass nach der Rückkehr des grossen Eroberers Sesostris derselbe durch die mitgebrachten Gefangenen alle Kanäle, welche jetzt Egypten bewässern, hätte ausgraben lassen, so dass dasselbe, in welcher früher viele Pferde und Pflüge gesehen worden, jetzt dieses Vortheils entbehrt; auch soll, fährt er fort, dieser König das Ackerland unter alle Egypter vertheilt und einem jeden ein bestimmtes Viereck zugetheilt haben, von dem jährlich eine festgesetzte Abgabe zu entrichten war. Wenn der Fluss von dem zugewiesenen Lande ein Stück abspülte, wurde dem Inhaber nach festgestelltem Sachverhältniss ein verhältnissmässiger Theil an der Abgabe erlassen. Diodor von Sicilien aber erzählt (I, 57): „Sesostris führte grosse Erdwälle auf, auf welche er die Städte, welche in der Niederung lagen, zu verlegen befahl, damit, sie bei anschwellendem Nil einen sicheren Zufluchtsort für Menschen und Vieh abgeben könnten. Durch das ganze Land von Memphis bis zum Meere liess er Gräben ziehen, auf welchen Früchte und alle Handelsgegenstände leicht transportirt werden und die Menschen in Ruhe den Ertrag ihrer Felder geniessen konnten, doch hauptsächlich dienten sie dazu, einen etwaigen feindlichen Angriff zu erschweren und aufzuhalten. Ausserdem errichtete er nach Morgen zu eine Mauer von Pelusium durch das verlassene Heliopolis (CIↃ) und IↃ Stadien lang, gegen etwaige Anfälle der Syrer und Araber.“ Vergleichen wir hiermit die Nachrichten der Bibel. Da heisst es I. Mose 47, 15—26: „Da nun Geld gebrach im Lande Egypten, kamen alle Egypter zu Joseph und sprachen: Schaffe uns Brod da wir ohne Geld sind. Joseph sprach: Schaffet euer Vieh her, so will ich euch um das Vieh geben, weil ihr ohne Geld seid. Da brachten sie Joseph ihr Vieh und er gab ihnen Brod um ihre Pferde, Schafe, Rinder und Esel. Also ernährte er sie das Jahr mit Brode um alles ihr Vieh. Da das Jahr um war, kamen sie zu ihm im anderen Jahr und sprachen zu ihm: Wir wollen unserm Herrn nicht verbergen, dass nicht allein unser Geld, sondern auch alles Vieh dahin ist zu unserm Herrn und ist nichts mehr übrig vor unserm Herrn denn nur unsere Leiber und unser Feld. Kaufe uns und unser Land ums Brod, dass wir und unser Land leibeigen sein dem Pharao; gieb uns Samen, dass wir leben und nicht sterben. Also kaufte Joseph dem Pharao das ganze Egypten und das Land ward

Pharao eigen. Und er theilte das Volk aus in die Städte von einem Ort Egyptens bis zum andern. Ausgenommen der Priester Feld, das kaufte er nicht, denn es war von Pharao für die Priester verordnet, dass sie sich nähren sollten von dem Benannten, was er ihnen gegeben hatte; darum durften sie ihr Feld nicht verkaufen. Da sprach Joseph zu dem Volke: Siehe, ich habe heute gekauft euer Feld dem Pharao; siehe, da habt ihr Samen und besäet das Feld. Und von dem Getraide sollt ihr den Fünften Pharao geben; vier Theile sollen euer sein zu besäen das Feld, zu eurer Speise und für euer Haus und Kinder. Sie sprachen: lass uns nur leben und Gnade vor Dir unserm Herrn finden; wir wollen gern Pharao leibeigen sein. Also machte Joseph ihnen ein Gesetz bis auf diesen Tag über der Egypter Feld den Fünften Pharao zu geben; ausgenommen der Priester Feld, das ward nicht eigen Pharao." Der Bericht der Bibel, namentlich die Concentration der Bevölkerung in die (auf Erdwällen) erbauten Städte und die Vertheilung des Ackerlandes gegen eine bestimmte Abgabe, stimmt so merkwürdig und den Relationen des Herodot und Diodor überein, dass wohl kein Zweifel darüber obwalten kann: Die Abrahamiten kamen unter Joseph, zur Zeit des grossen Sesostris, nach Egypten. Sesostris ist Rhamses des Tacitus (Ann.: II, 60) und wird von Lepsius Ramesses Miammun genannt, der von 1388 bis 1322 vor Christo regierte (Königsbuch der alten Egypter, I. Synoptische Tafeln der alten Egypter, S. 6). Hierdurch erledigt sich auch eine Differenz zwischen Bunsen einerseits und Lepsius mit Stark andererseits zu Gunsten der letzteren Ansicht, da Bunsen die Ankunft der Hebräer in das alte Reich setzt, während letztere behaupten, dass sie erst nach Vertreibung der Hycsos eingewandert wären (Müller: Die Semiten. Gotha 1872, S. 200).

Haben wir hiernach die Zeit der Ankunft der Abrahamiten in Egypten festgestellt, so finden wir wieder die verschiedenartigsten Ansichten über die Zeit ihres Auszugs. Nach dem hebräischen Bibeltexte dauerte deren Aufenthalt in Egypten 430 Jahre, dagegen nach dem samaritanischen und alexandrinischen bloss 215 Jahre (s. Müller S. 200), wogegen Lepsius und Boeckh solchen auf 100 Jahre beschränken (Lepsius Königsbuch, Synoptische Tafeln, S. 6). Um darüber in das reine zu

kommen, müssen verschiedene Fragen beleuchtet werden. Nach der Bibel ist der Auszug friedlich mit Zustimmnng des Pharao erfolgt. Auch Strabo weiss nichts von Feindseligkeiten zwischen Egyptern und Juden. Nach Tacitus, Diodor von Sicilien und Lysimachus sind die Juden ausgetrieben, wobei ein Widerstand, den sie ihrerseits geleistet, nicht erwähnt wird. Chaeremon und Manetho erwähnen nicht der Juden, sondern sprechen nur von Leprosen, Befleckten und Unreinen, die aus Egypten vertrieben, sich zur Wehre gesetzt und andere Hülfe herbeigezogen hätten. Da jedoch beide einstimmig Moses als Haupt der Unreinen und Befleckten anführen, so ist wohl kein Zweifel, dass unter diesen Unreinen und Leprosen die Juden, oder vielmehr die Abrahamiten mit begriffen sind. Wenngleich in der Bibel bei dem Auszuge die Befleckten und Unreinen nicht mit erwähnt werden, so heisst es doch 2. Mose 12, 38: Und es zog mit ihnen viel Pöbelvolk, worunter eben die Befleckten und Unreinen zu verstehen sind. Philo (de vita Mosis lib. I. ed Petrus de la Rouviere Colonia Allobrog 1613 pag. 477) meint zwar, dass hierunter die Diener, namentlich die von Abrahamiten mit Egyptierinnen erzeugten Kinder verstanden werden müssten, was aber bei der Abgeschlossenheit, in welcher die Abrahamiten lebten, nicht wahrscheinlich ist. Der hebräische Ausdruck für Pöbelvolk 2. Mose 12, 38, wird auch durch „fremde" gegeben und bezeichnet wörtlich eine Mischung oder einen gemischten Haufen, was sich wohl am besten auf die Befleckten und Unreinen deuten lässt. Unter den Unreinen sind wohl diejenigen zu verstehen, welche eine den egyptischen Religionsbegriffen widersprechende Ansicht hatten, und dass es deren, abgesehen von den Abrahamiten, eine grosse Anzahl in Egypten gab, ergiebt sich aus Diodor von Sicilien ecloga lib. 40, wonach sich eine Menge Menschen aus verschiedenen Gegenden in Egypten niedergelassen, welche sich des in ihrem Vaterlande heimischen Gottesdienstes bedienten. Auch hatte Sesostris (Diodor I., 56) eine Masse Gefangener mit nach Egypten gebracht, welche seine grossartigen Bauten ausführen mussten, wovon sich ein Theil empörte, ein Castell befestigte und von hier aus verwüstende Streifzüge machte, bis sie endlich, nachdem ihnen Straflosigkeit zugesichert, sich fest niederliessen und den Ort nach ihrem Vaterland Babylon nannten, und

diese blieben auch gewiss bei ihren vaterländischen Gottesgebräuchen.

Nun hat zwar Boeckh (Manetho und die Hundsternperiode S. 301 ff.) nachgewiesen, dass die Erzählung von den Leprosen und Unreinen von Manetho herrühre, jedoch nicht aus den heiligen Büchern, sondern aus andern Quellen geschöpft sei. Wie sich dieses aber auch verhalten mag, so hat ihr doch Manetho nach des Josephus Darstellung Glauben geschenkt und da nach obigen auch mehrere andere Profanschriftsteller die Leprosen und Befleckten mit den Juden zusammenstellen, so müssen wir auch annehmen, dass sie zusammengestanden haben. Zwar kennt die Bibel weder eine Verbrüderung der Leprosen und Unreinen mit den Abrahamiten, noch einen Krieg, den diese zwei Völkerschichten mit den Egyptern geführt, aber die Ursache liegt wohl darin, dass ein Hauptvorwurf, welchen man im Alterthum den Juden machte, der war, dass ihre Vorfahren als gottlose und mit Aussatz behaftet gewesene Leute aus Egypten vertrieben wären, weshalb sie alle diesen Gegenstand betreffenden Data mit Stillschweigen übergingen; auch sollten sie als ruhige und loyale Unterthanen dargestellt werden, denen es nicht einfalle, die Egypter, welche sie grossmüthig aufgenommen, mit Krieg zu überziehen.

Wie Lysimachus berichtet, war in Egypten eine Hautkrankheit, verbunden mit grosser Theuerung, ausgebrochen und namentlich das erstere wird in der Bibel bestätigt, wo es 2. Mose 9, 10 heisst: „Da fuhren auf böse Blattern an Menschen und an Vieh“ und ein Orakelspruch belehrt den König, dass er die ganze Gegend von den Leprosen und sonstigen Unreinen säubern müsse. Hierauf schickte er nach Manetho alle die, welche mit einem Fleck am Körper behaftet waren, wohl an 80,000 in die Steinbrüche nach den gegen Morgen gelegenen Theil des Nil, um in den dortigen Steingruben zu arbeiten, welche er jedoch später dahin begnadigte, dass sie in der von den früheren Einwohnern, den Hirten (ποιημενων), verlassenen Stadt Avaris, nach einer alten Göttersage eine typhonische Stadt, internirt wurden. Unter ihnen befand sich ein ehemaliger heliopolitanischer Priester Osarsiph oder Moses, ein geborener Abrahamit, den sie zu ihrem Oberhaupt erwählten. Avaris, welches für Pelusium gehalten wird, war nicht weit von dem Lande Gosen,

wo die Abrahamiten wohnten. Diese hatten sich stets als treue Unterthanen gezeigt und wurden schonend behandelt. Anders gestaltete sich aber das Verhältniss unter dem neuen egyptischen König. Sie wurden schwer bedrückt (2. Mose 1, 11 ff.) und da sie sich ansehnlich vermehrt hatten, fürchteten die Egypter, dass sie sich mit ihren Feinden verbinden und wider sie streiten möchten (2. Mose 1, 10).

Dass die späteren Juden sich theilweise wirklich eine Zeit lang in Oberegypten aufgehalten, davon liefern die nach der Bibel von Moses herbeigeführten Plagen, um den Pharao zu vermögen, die Abrahamiten abziehen zu lassen, Beweise. Es sind diese Plagen Erinnerungen der Juden an ihren früheren Aufenthalt in Egypten, wo die ausserordentlichen, dort vorkommenden Naturerscheinungen, welche Palästina grösstentheils nicht darbot, einen gewaltigen Eindruck zurückgelassen hatten. So das Auftreten der Frösche bei der Nilüberschwemmung und die Verwandlung des Nilwassers in ein Ekel erregendes Getränk, welche letztere Erscheinung sich nach Abdallatif im Jahre 1199 n. Chr. ebenfalls zutrug (Uhlemann, egyptische Alterthümer I., 43). Andere dieser als Plagen dargestellten, wundervollen Naturerscheinungen lassen sich auf einen Aufenthalt in Oberegypten zurückführen, wo die dahin Ausgewiesenen mannichfache Kenntnisse von den südlich gelegenen Ländern zu erhalten Gelegenheit hatten. Hierher gehören die Plage der Läuse (2. Mose 8, 17), des Ungeziefers (2. Mose 8, 24) und der Pestilenz an dem Vieh (2. Mose 9, 3 und 6).

Unter der Läuseplage ist ohne Zweifel die sogenannte Läusesucht zu verstehen, wo Massen von kleinen Milben, irrthümlich Läuse genannt, sich aus dem Körper ergiessen. Diese Läusesucht bezeichnet Agatharchidus (cap. 27) als eigenthümliche Krankheit einer Nation am rothen Meere, Diodor von Sicilien aber (III. 29), der bei den Aethiopen wohnenden Acridophagen. Bruce (Reise ff. III. S. 301) beobachtete die Krankheit bei den Bewohnern des Dorfes Weitu am See Tsana in Abyssinien (S. Giebel und Heintze, Zeitschrift für die Naturwissenschaft Jahrg. 1856 S. 530 §. 99).

Das Ungeziefer heisst im hebräischen Text Arov, in der Septuaginta *κυνομυια* (Hundsfliege) und in einer anderen griechischen Uebersetzung *παμμυια* (grosse Fliege). Was unter

Arov für Thiere zu verstehen, hat den Auslegern grosse Schwierigkeit gemacht und die abentheuerlichsten Hypothesen sind aufgetaucht. Der desfallsige Bericht bei Flavius Josephus (alte Geschichte II., 11, §. 3) enthält auch keine Aufklärung. Es heisst nemlich bei ihm: „Eine Menge verschiedener, mannig-„fach gestalteter Thiere, so Niemand vorher gesehen, erfüllte „die ganze Gegend, wodurch die Menschen umkamen, so dass „der Acker von den Landleuten verlassen, unbebauet liegen „blieb. Entflohe aber ein Thier, so erlag es der Krankheit, „welche die Menschen befallen hatte.“ In der Bibel heisst es: „Und der Herr that also, und es kam viel Ungeziefer in Pha-„rao Haus, in seiner Knechte Häuser und über ganz Egypten-„land, und das Land ward verderbet von dem Ungeziefer.“

Es dürfte wohl so viel hieraus hervorgehen, dass die plötzlich erschienenen Geschöpfe, unter welchen, vermöge der grossen Zahl, in der sie sich einfanden, höchstwahrscheinlich Insectenschwärme zu verstehen sind, etwas bisher Unbekanntes waren. Da Gosen, der Wohnort der Abrahamiten, von dem Ungeziefer verschont blieb, so trat dasselbe in Mittel- oder Oberegypten auf, und die beste Erklärung dafür liefern die Termiten oder weissen Ameisen. Ueber die Gefrässigkeit derselben führen Denham und Clapperton (Reisen in Afrika S. 295) ein interessantes Beispiel an: Ein Araber zu Alt-Birnin hatte sich einst, in seinen Barracan gewickelt, auf einem Bau derselben schlafen gelegt und als er des Morgens aufwachte, findet er sich ganz nackt, die Insecten hatten in der Nacht seine Hülle bis auf den letzten Faden verzehrt. Zwar hat Forskäl diese Thiere in Egypten nicht angetroffen und der verstorbene Professor Schaum hat uns mündlich versichert, dass sie sich äusserst selten in diesem Lande zeigten. Aber sie kommen doch mitunter vor und darüder finden wir folgendes Zeugniss: Am 15. August 1850 hatte zu Chartum, im Divan des Latief Pascha, das Grundwasser des hochgestiegenen blauen Nils Tags vorher eine Termiten-Colonie in die Höhe getrieben, welche sich durch den Estrichboden des Saals einen Weg gebahnt und ihre Mitglieder in solcher Anzahl herausgesendet hatte, dass alle Anwesenden sich flüchten mussten. Am folgenden Morgen liess der Pascha ein tiefes Loch in die Erde graben, um den ganzen Stock vertilgen zu können. Im Niveau des Flusses fand man einen

grossen lebendigen Klumpen, der nur aus Termiten bestand. Es schien der Mittelpunct der Colonie zu sein und von ihm liefen nach allen Seiten röhrenartige Canäle aus, durch welche fortwährend neue Haufen ab- und zuströmten. Der Klumpen wurde ersäuft und die Grube mit Kalk gefüllt. Abends kamen sie aus drei Löchern in noch weit grösserer Anzahl hervor und mehrere Diener arbeiteten beständig, sie zusammen zu fegen und in Gefässe zu schaufeln. (Linnaea Entolologica, Band 12, von 1858, S. 255 ff.). Dergleichen Termitenhaufen können leicht durch die Strömung des Nils weiter nach Egypten geführt worden sein und wo sie endlich landeten, mussten die unbekannten in gewaltiger Masse auf einmal hereinbrechenden Thiere den Bewohnern keinen kleinen Schrecken einjagen, jedoch ist bis in das Land Gosen wohl nie ein Schwarm gedrungen.

Was endlich die Pestilenzen des Viehes betrifft, so heisst es in der Bibel (2. Mose 9, 3 ff.):

„Siehe so wird die Hand des Herrn sein über dein Vieh „auf dem Felde, über Pferde, über Esel, über Kameele, über „Ochsen, über Schafe mit einer fast schweren Pestilenz. Und „der Herr wird ein Besonderes thun zwischen dem Vieh der „Israeliten und der Egypter, dass nichts sterbe aus allen was „die Kinder Israels haben. — Und der Herr that solches des „Morgens und starb allerlei Vieh der Egypter, aber des Viehes „der Kinder Israels starb nicht eins.“ Wir halten dieses für eine Erinnerung an die in Oberegypten vorkommende berüchtigte Tsetsefliege, Glossina morsitans, welche in Unteregypten fehlt. In Sennaar (Oberegypten) bewohnt ein zahlreicher Nomadenstamm die Steppen und Buschwälder der Gezireh, südöstlich von Seru bis zu den südlichen Funy-Bergen. Er besteht aus den Abu-Raf oder Rufai. Diese ziehen in der trockenen Jahreszeit sehr weit südlich, dem Tumat aufwärts, bis unfern Beni-Dongola. In Kharif wandern sie nach ihrer Behauptung der Tsetsefliegen wegen mit ihren Zelten in die Gegend des G. Masmum und noch weiter nördlich. Ihr Hauptreichthum besteht in Buckelrindern, Schafen, Ziegen und Kameelen (Koner: Zeitschrift für Erdkunde. Neue Folge, Band 14, von 1863, S. 159 ff.) Diese Fliege, welche in dem Lande zwischen Egypten und Abyssinien und an dem Küstenstriche des rothen Meeres haust, wird nach Bruce (Reise etc., übers.

von Volkmar I, S. 434 ff.) im Arabischen Zimb und im Aethiopischen Tsaltsalya genannt, zeigt sich in den Gegenden, welche einen fetten lehmigen Boden haben und greift mit einem schwirrenden summenden Getöse in gewaltigen Schwärmen die grösseren Vierfüsser an, so dass sie selbst die Haut des Elephanten und des Rhinoceros durchbohrt. Schrecklich fällt aber das Insect über die Kameele und Viehheerden her. Sobald das Vieh sein Summen hört, lässt es sein Futter stehen und läuft so lange in der Ebene umher, bis es vor Angst, Entkräftung und Hunger umfällt. Das einzige Mittel, die Viehheerden zu retten, besteht darin, den schwarzen Boden mit ihnen zu verlassen und solche in die sandigen Gegenden von Atbara zu treiben, hier aber so lange zu verweilen, als die Regenzeit dauert, indem die Fliege sich nicht bis in die sandigen Gegenden hinwagt. So sind alle Bewohner der Seeküste von Melinda bis nach Cap Gardefur, Saba und der südlichen Küste des rothen Meeres zu Anfang der Regenzeit genöthigt, sich mit ihren Heerden in die nächsten Sandgegenden zu begeben; wird aber ein Kameel von der Fliege angegriffen, so entstehen am Kopfe, Leibe und Beinen grosse Beulen, welche auflaufen, eitern und endlich den Tod bringen, wodurch der in der Bibel gebrauchte Ausdruck „Pestilenz“ seine Erklärung findet. Wie wichtig musste nicht für ein Hirtenvolk die Kenntniss eines Insectes sein, dessen Erscheinung die Bewohner zwingt, falls sie ihre Viehheerden behalten wollen, zeitweise einen anderen Aufenthaltsort zu suchen? Aber auch die Kenntniss einer anderen hierher gehörenden Naturerscheinung Oberegyptens hatte sich dem Gedächtniss der späteren Juden eingeprägt. Wir lesen in Jesaias 7, 18 und 19: „Es geschah in diesen Tagen, „dass Jehova zischte dem Sebuv oder den Fliegen, welche an „den Enden der Flüsse Egyptens“. Wie naturgetreu ist nicht diese Schilderung, wenn man damit den Bericht von Rüppel in seiner Reise nach Nubien (S. 73) vergleicht. Es steigt nämlich im Monat Februar zu Dongola die Wärme von 24—28° und trägt dann zur Entwickelung einer kleinen Fliege bei, welche sich zu dieser Jahreszeit in unzähligen Schwärmen über die Fläche des Nilschlammthales verbreitet. Myriaden dieser Thiere stürzen auf Menschen und Vieh und verursachen mit ihrem rüsselartig geformten Munde empfindliche Schmerzen. Nichts

schützt vor diesen harpyenartigen Insecten als Rauch und Finsterniss. Daher pflegen selbst manche Barabra, um sich zu schützen, ein Stück glimmenden Kuhfladens in der Hand zu tragen, dessen Rauch ihnen das Gesicht bedunstet. Bei Nordwind aber ziehen sich alle diese Thiere auf die Südseite der dicken Büsche und die wogenden dicht gedrängten Massen gewähren dann einen sonderbaren Anblick.

Doch kehren wir zu Moses zurück. Ein geborener Abrahamit, hatte er als heliopolitanischer Priester die Verbannung der Leprosen und Unreinen getheilt und war durch die Amnestirung resp. Internirung in die Nähe seiner Stammgenossen gekommen. Es muss eine grossartige Natur gewesen sein, welche das Volk unbewusst anstaunt und verehrt. Ihm jammerten die Leiden der Abrahamiten und in Verbindung mit den Unreinen, die ihn ohnedem zu ihrem Haupt erkohren, bewog er die Abrahamiten, sich von der egyptischen Herrschaft zu emancipiren, wobei er bereits eine Emigration aus Egypten im Hintergrund hatte (2. Mose 6,13). Zugleich sah er sich nach Bundesgenossen um, welches nach Manetho ein Hycsosfürst gewesen sein soll. Die Hycsos waren aber mehrere Jahrhundert vorher aus Egypten vertrieben und da sie nur in Egypten so genannt wurden, ist es nicht wahrscheinlich, dass Hycsosfürsten zur Zeit des Moses existirten. Dass die Egypter sich vor einem Feind fürchteten, der sie mit Krieg überziehen würde, geht aus 2. Mos. 1, 10 hervor. Wer war nun dieser Feind, den Manetho einen Hycsosfürsten nennt? Aufklärung darüber dürfte ein Papyrus, der sogenannte grosse Papyrus Harris genannt, geben, den Dr. Eisenlohr in Heidelberg studirt hat. Das Schriftstück besteht aus einer Anrede Rhamses III. aus seinem 32. Regierungsjahre, worin er ausführlich schildert, was er während seiner Regierung, insbesondere für die Götter Egyptens und deren Tempel gethan hat. Die letzte Abtheilung liefert eine Erzählung der Thaten Rehmses III., eingeleitet durch die Erzählung der Ereignisse, welche seiner Regierung vorher gingen. Wir erfahren, dass Rhamses der Sohn und Nachfolger Setinecht's war und dass dieser, sein Vater, der Unterdrücker einer politisch-religiösen Revolution gewesen, welche viele Jahre hindurch Egypten unterwühlte. Es war, wie

der Papyrus besagt, lange Zeit kein König in Egypten, sondern das Land gehörte den Fürsten der einzelnen Gauen. Dieser Vielherrschaft machte ein Syrer (ein Chal) ein Ende, indem er sich das ganze Land unterwarf. Er plünderte mit seinen Genossen die Schätze des Landes, schaffte die alten Opfer ab, und stürzte die Götterbilder zu Boden, indem es wörtlich heisst: Der Syrer durchzog mit seinen Genossen das Land und plünderte die Schätze, es wurden die Götter den Menschen gleich geachtet, es wurden keine Opfer mehr geschlachtet im Innern der Tempel, die Götterbilder waren umgestürzt, um zu ruhen auf der Erde. — Unter diesen Syrern sind wohl die Feinde zu verstehen, vor deren Invasion den Egyptern bangte und mit denen sich Moses verband. Dass ein solcher Krieg stattgefunden, berichtet nicht nur Manetho, sondern es stimmt damit auch die jüdische Tradition überein. Nur so lässt sich der Bericht des Josephus (alte Gesch. 2, 10) erklären, dass, als die Egypter in einem Krieg mit den Aethiopiern verwickelt gewesen, das Orakel ihnen den Rath gegeben, sich um den Beistand der Hebräer zu bemühen, worauf Moses im Auftrag des Königs eine Armee nach Aethiopien geführt. Dieser König war der Syrer- oder Hycsosfürst und Moses verfolgte den egyptischen Herrscher, der sich nach Aethiopien zurückgezogen. Nach Josephus nahm Moses die Hauptstadt Saba ein und heirathete die Tochter des dortigen Königs, welches wahrscheinlich die Mohrin ist, wegen welcher er von Aaron getadelt wurde, dass er sie zum Weibe genommen (4. Mose 12, 1). Was an diesem Feldzug wahr ist, lässt sich jetzt nicht mehr ermitteln, nur so viel kann man als feststehend annehmen, dass ein wirklicher Krieg zwischen Moses nebst seinen Verbündeten einerseits und den Egyptern andererseits stattgefunden. Aber das Glück war den Verbündeten nicht günstig. Was aus dem Syrer- oder Hycsosfürsten geworden, darüber schweigen die Nachrichten. Moses hatte Avaris nach Manetho befestigen lassen. Manetho verlegt Avaris nach Bubastis. Die Städte Pithon und Raemsis waren vom Pharao zu Schatzhäusern gebauet, d. h. befestigt (2. Mose 1, 11). Wenn nun Moses nach Manetho die Festungswerke von Avaris verstärkte, so ist dieses das biblische Raemsis, welches man irrthümlich in Heliopolis finden will oder Bubastis. Hierhin hatte er sich mit der streitbaren Mannschaft

zurückgezogen und dass es Soldaten waren und nicht friedliche Bürger, die Moses führte, ergiebt sich aus 2. Moses 13, 18, wo es heisst: „Und die Kinder Israel zogen gerüstet aus Egyptenland.“ In Raemsis fanden offenbar Unterhandlungen wegen Auszugs der von Moses befehligten Truppen statt, wohin die Plagen deuten, welche Moses über Egypten schickte, um den Auszug zu bewerkstelligen. Endlich drangen die Egypter selbst auf den Abmarsch des dem Moses untergebenen Volks (2. Mos. 12, 33), welchen vergönnt wurde, Schafe, Rinder und sonstiges Vieh mitzunehmen (2. Mos. 12, 32 u. 38). Aber die Abziehenden begnügten sich nicht damit, sondern sie nahmen auch die den Egyptern gehörenden silbernen und goldenen Gefässe und Kleider mit (2. Mos. 11, 2; 12, 35 u. 36). Josephus (alte Gesch. 2, 6) stellt dies so dar, dass diese Gaben freiwillig als Andenken verabreicht worden wären. Wir lesen jedoch im Justin (26, 2), dass Moses heimlich die Heiligthümer der Egypter mitgenommen, was eben jene goldenen und silbernen Gefässe und Kleider gewesen sind und um diese Heiligthümer wieder zu gewinnen, jagte Pharao mit Truppen den Abziehenden nach, wo dann dessen Heer in den Fluthen des Meeres ertrank.

Was nun die Zeit des Abzugs betrifft, so lässt sich solche, wenn wir nach dem Papyrus in dem Syrer den Fürsten der Hycsos des Manetho erblicken, ziemlich sicher bestimmen. Die religiösen Wirren, wo dieser Syrer eine Rolle spielt, wurden von Sethnechtes, dem Vater Rhamsis III. unterdrückt, welcher nach Lepsius (Königsbuch) von 1276—1269 regierte. Rhamsis Miammun, unter dessen Regierung die Abrahamiten nach Egypten kamen, herrschte von 1388—1322 und so kommen gerade die 100 Jahre heraus, welche nach Lepsius die Abrahamiten in Egypten verweilt haben.

Die aus Raemsis (Avaris) Ausgezogenen bestanden aus

a) den Abrahamiten,
b) den aus den Steinbrüchen zurückgekehrten Ausgewiesenen, wozu noch später
c) Jethro, der Schwager des Moses kam, der sich mit seinen Beduinen anschloss (Josephus alte Geschichte 5, 2 §. 3; 4. Mos. 2, 10, 29—33).

Es lag nun Moses die schwere Aufgabe ob, die aus verschiedenartigen Elementen bestehende Masse zu einem gemein-

schaftlichen Ganzen zu assimiliren und da ihm einleuchtete, dass solches am zweckmässigsten durch gemeinsame strenge Religionsvorschriften zu erreichen sei, so gab er Gesetze, wodurch sein Volk von der Gemeinschaft mit anderen Nationen ausgeschlossen und lediglich auf eine feste Einigung unter sich angewiesen wurde. Um diesen Zweck zu erreichen, war es vor Allem nothwendig, die seinen Einrichtungen widerstrebenden Elemente zu beseitigen, wozu er zwei sich darbietende Gelegenheiten benutzte. Zuerst als er bei seiner Rückkehr vom Sinai die Verehrung des goldenen Kalbes gewahr wurde. Es heisst in der Bibel 2. Mose 32, 27 und 28: „Und Mose sprach zu den „Kindern Levi: Gürte ein jeglicher sein Schwerdt um seine „Lenden und durchgehet hin und wieder von einem Thore zum „andern im Lager und erwürge ein jeglicher seinen Bruder, „Freund und Nächsten. Die Kinder Levi thaten wie ihnen „Moses gesagt und fielen des Tages im Volke Dreitausend „Mann.“ Hiermit wurde wahrscheinlich das renitente Pöbelvolk oder die dissentirenden Fremden, welche im Gegensatz der Abrahamiten, den egyptischen Apis verehrten, beseitigt. Aber der gefährlichste Gährungsstoff fand sich in Mitte der Abrahamiten bei der Rotte Korah und deren Anhänger. Korah und die, welche bei ihm waren, wurden durch die Erde verschlungen (2. Mos. 16, 32), vielleicht durch die Beduinen von Moses Schwager beseitigt und da bei den Abrahamiten sich deshalb eine Missstimmung kund that, so ging (l. c. Vers 46 ff.) ein Wüthen von dem Herrn aus und ohne die so mit Korah starben, fand man 14,700 Leichen. Es muss ein furchtbares Blutbad gewesen sein, wo so viel Menschen fielen. Doch Moses stand nun als unbestrittener alleiniger Gebieter da und durch die vierzigjährige Wanderung in der Wüste (Josua 5, 6) war die herangewachsene neue Generation der Ausgewanderten zu einem einigen Volke der Juden herangebildet. So müssen wir Moses als eigentlichen Gründer des jüdischen Staats, sowie des Volkes der Juden ansehen und haben wir uns dabei bemühet, die in der Bibel enthaltenen Ueberlieferungen mit den bei den Profanschriftstellern aufgezeichneten Nachrichten dergestalt in Einklang zu bringen, dass sie sich wechselseitig ergänzen und aufklären.

III.

Der Stein-Cultus im Alterthum.

Aethiopien, oberhalb Egypten gelegen, mit dem im Alterthum berühmten Meröe, ist historisch wohl das älteste Culturland. Es wurde daher von den Göttern, welche mythisch zuerst den Saamen der Cultur ausgestreuet haben, vorzugsweise geliebt. So lesen wir bei dem Homer in der Iliade (I. 423—425):

Zeus ging gestern zum Mahl der unsträflichen Aethiopen
An des Okeanus Fluth; und die Himmlischen folgten ihm alle.
Aber am zwölften Tag, dann kehret er heim zum Olympos.

Und in der Odyssee (I. V. 22—25):

Fern war Poseidon nunmehr zu den Aethiopen gewandelt,
Aethiopen die zwiefach getheilt sind, äusserste Menschen,
Diese zum Untergang des Helios, jene zum Anfang,
Dort der Festhekatombe der Stier und Widder zu nahen;
Jetzo sass er am Mahl und freuete sich.

Auch Herodot (7, 69 und 70) unterscheidet bei Aufzählung des Heeres von Xerxes die morgenländischen Aethiopen von denen die über Egypten wohnen und bemerkt (2, 29), dass der letztern Hauptstadt Meröe sei. Diodor von Sicilien (3, 3) erzählt, dass Egypten aus dem Schlamme entstanden sei, welchen der Nil allmählig aus Aethiopien herbeigeführt; die Cultur sei von Aethiopien nach Egypten gekommen; in Aethiopien wären die Könige vergöttert, auch stammten die Bilder der Statuen und die Gestalt der Buchstaben von daher; ebenso herrsche über die Götter, welche oberhalb Meröe hausen, eine zwiefache Ansicht; einestheils wäre deren Natur ewig und unvergänglich (3, 9), wohin Sonne, Mond und der ganze Weltkreis gerechnet werde; anderntheils wären sie zwar sterblicher Natur, hätten

jedoch wegen ihrer erhabenen Eigenschaften und die den Menschen erwiesenen Wohlthaten Unsterblichkeit erlangt. Strabo (17, 22), legt dieses so aus, dass die oberhalb Egypten wohnenden Aethiopier zweierlei Gottheiten annähmen, eine unsterbliche und eine sterbliche. Der unsterbliche Gott sei der Weltschöpfer; über das Wesen des sterblichen wären sie zweifelhaft, auch habe er keinen Namen, aber häufig würden diejenigen, welche ihnen Wohlthaten erwiesen, sowie die Könige, als Götter verehrt. Auch die Egypter (Diodor I. 11) nahmen Sonne und Mond für die zwei unsterblichen Götter, doch thronte die eigentliche Gottheit in der strahlenden Sonne und wurde diese mit dem ihr inwohnenden Gotte als Ra identificirt. So heisst es (S. Stern im Ausland Jahrg. 1869, S. 841 ff.): „Gehe aus „und ein in die Barke des Ra und sei nicht ausgeschlossen „von den Glückseligen. Es schwebe Deine Seele zum Himmel, „der Seele des Ra zu. Dein Schatten aber wandle auf Erden „und das Grab strecke seine Hand aus, um Dich aufzunehmen „und vereinige Dich mit den Vollkommenen. Ra gebe Dir „Glanz, die Fülle seines Strahles in Deinen Augen; Schu gebe „Dir einen angenehmen Hauch in Deine Nase zum Leben; Seb „gebe Dir auf Erden alle Kräuter zum Leben; Osiris gebe Dir „den Strom, dass Du viele, gute Jahre im Tempel des Horus „in Fülle lebest, bis in Ewigkeit; die Kinder Deiner Kinder „werden nach Dir bleiben und nimmer abnehmen auf Erden. „Die Nachwelt wird sagen: Der war ein würdiger Verehrer „seines Gottes.“

Eine Stelle in dem siebenzehnten Capitel des egyptischen Todtenbuches lautet: Heil Dir, o Ra,* Schöpfer der Menschen, Tum, Harmachus, einzig in Wahrheit lebender Gott, der Du gemacht das Seiende, geschaffen die Wesen, Thiere und Mensch, der Du erscheinst in Deinem Auge als Herr des Himmels und als Herr der Erde, der Du gemacht hast, was in der Tiefe und was in der Höhe ist, Herr des Alls, Stier im Götterkreise, verjüngt, selbstgeschaffenes Doppelwesen, der Du von Anfang warst, es preisen Dich alle Götter. Der Du geschaffen hast die Guten, Du Herr der Anmuth, Du Liebreicher, der Du bestrahlst das Leben aller Menschen (Ausland Jrg. 1871, S. 801). In dem Sonnentempel zu Heliopolis wurde am Tage kein Wein gebraucht, weil es sich nicht schicke, bei Tage Wein zu trinken,

während der König und Herr (Helios, die Sonne) zuschaue (Plutarch Isis, 6). Auch sieht man in den Gräbern zu Theben in Egypten den Lauf der Sonne durch die sämmtlichen Stunden abgebildet und sind die gerechtfertigten, sowie die schuldigen Seelen, letztere mit ihren Strafen, dargestellt. Bei den schuldigen Seelen steht geschrieben: „Diese feindlichen Seelen schauen nicht unsern Gott, wenn er die Strahlen seiner Scheibe leuchten lässt, sie wohnen nicht mehr auf der Erde und hören nicht mehr die Stimme des grossen Gottes, wenn er ihre Gegenden durchzieht.“ Bei Darstellung der glücklichen Seelen liest man: „Sie haben Gnade gefunden vor den Augen des grossen Gottes, sie wohnen in den Behausungen des Ruhms, wo man das himmlische Leben lebt; die Leiber, welche sie verlassen haben, werden für immer in ihren Gräbern ruhen, während sie selbst die Gegenwart des höchsten Gottes geniessen (Schwenk; Mythologie der Egypter, S. 143).

Der in der Sonne thronende Gott offenbarte sich auf doppelte Art dem Menschengeschlecht, einestheils am Tage durch die Strahlen, welche er der Erde zusendet und anderntheils in der Nacht durch die glänzenden Feuerkugeln, welche als Meteorsteine herabfallen. Auf solche Feuerkugeln bezieht sich auch jedenfalls die bei den alten Römern stattgefundene hohe Verehrung der Summanus, des Gottes nächtlicher Blitze (Cicero de divin. I., 10; Plin. hist. nat. 11, 53). Aber auch die Sonnenstrahlen wurden gewissermassen als personificirte Steine angesehen und nach Plinius (hist. nat. 36, 8, 9) waren die Obelisken der Gottheit der Sonne geweihet und sollten deren Strahlen vorstellen; auch sandte einst ein babylonischer König einem egyptischen Herrscher einen Sonnenpfeiler von Smaragd, gleich wie er sich im Tempel zu Tyrus befand. Diodor von Sicilien (3, 18) will dieses dadurch erklären, dass in den Aequatorialgegenden die Sonne nicht wie bei uns, allmählig heraufzieht, sondern plötzlich die Nacht erhellt, einer glühenden Kugel gleich mitten aus dem Ocean emportaucht und gewaltige Funken aussprühet, so dass das Sonnenbild (bei dem Aufgang) nicht wie bei uns eine rundliche Gestalt hat, sondern mehr der Figur einer Säule gleicht, deren Spitze etwas dicker scheint.

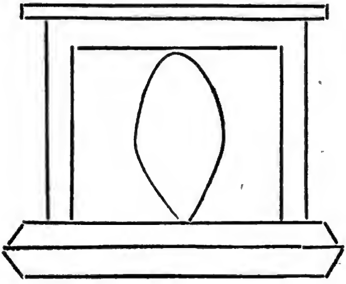
Es erscheinen als Hauptvermittler zwischen dem Gotte und den Menschen die Feuerkugeln mit den Meteorsteinen und die

bei den alten Schriftstellern häufig vorkommenden sogenannten Baetylen sind meist auf Aerolithen zu beziehen. So befand sich zu Emesa, einer phönicischen Stadt in Libanon, ein berühmter Tempel des Sonnengottes; ein Bild, wie bei Griechen und Römern von Menschenhand gefertigt, war nicht vorhanden und dessen Stelle vertrat ein grosser, runder, nach oben spitz zulaufender Stein von Kegelform und schwarz von Farbe, der vom Himmel gefallen sein sollte (Herodian 5, 3), ein baetylus. Ein Bedienender des baetylus, Namens Eusebius, spricht sich darüber folgendermassen aus: Es sei ihm einmal plötzlich die Begierde angekommen, um Mitternacht von der Stadt Emesa ganz weit in das Gebirge zu gehen, wo sich ein alter Tempel der Athene befindet. Als er an den Fuss des Berges gekommen, habe er sich zum Ausruhen gesetzt und eine Feuerkugel plötzlich aus der Höhe herabfahren gesehen, bei welcher ein gewaltiger Löwe gestanden; dieser sei bald verschwunden, er selbst aber wäre zu der Kugel, die bereits erloschen gewesen, gelaufen, habe solche, die ein baetylus war, genommen und geforscht: welches Gottes sie sei, worauf sie erwidert, dass sie ein baetylus der Edlen wäre; als Edle aber verehren die Heliopoliten, in dem Heiligthum des Zeus, eine Gestalt des Löwen (Isidor bei Photius S. 557, S. Schwenk Semiten S. 9).

In dem Orphischen Gedichte über die Steine lesen wir Vers 354: Phöbus Apollo gab ihm einen redenden Stein, einen wahrhaften Eisenstein, welchen es den andern Menschen gefiel, den beseelten Bergstein zu nennen, rund, etwas rauh, fast von schwarzer Farbe und dicht. Rings im Kreise herum ziehen sich an demselben überall ringelartige Adern, die Streifen bilden. Dreimal sieben Tage vermied Helenus das eheliche Lager, sowie das gemeinschaftliche Bad und blieb unbefleckt von der Speise beseelter Geschöpfe, den mit Geist begabten Stein aber wusch er in immerfliessendem Wasser und hegte ihn im weichen Gewande gleich wie ein Kind. Wie Gott mit Opfern gesühnt wird, so machte er den Stein mit mächtigen Gesängen lebendig. An einem reinen Ort im Hause, Licht auf dem Leuchter anzündend, pflegte er ihn in seinen Händen, den göttlichen Stein erhebend gleich einer Mutter, die ein unmündiges Kind in den Armen hält. Und Du, wenn Du die dämonische Stimme hören willst, mache es also, dass Du das Wunder in Deinem Geist

erkennst. Wenn Du Dich recht gemühet hast, ihn in den Händen schwingend, wird er plötzlich die Stimme eines neugeborenen Kindes erheben, das um Milch auf dem Schooss der Amme schreit. Du musst ihn aber mit Ausdauer schwingen, dass Du nicht vor Furcht erlahmend ihn aus den Händen auf den Boden wirfst und argen Zorn der Unsterblichen erregst. Frage ihn aber um Weissagung und er wird Dir alles der Wahrheit gemäss berichten. Dann aber, wenn Du ihn lösest, bringe ihn Deinen Augen nahe, schaue und Du wirst erkennen, wie er wunderbar ausathmet und verkühlt.

Die also von Gott den Menschen zugeschickten Aerolithen galten als unmittelbare Emanationen der Gottheit und wurden wie diese selbst verehrt. So haben wir es oben zu Emesa in Kleinasien gesehen. Als Titus von seinem Vater Vespasian zu dem Kaiser Galba geschickt wurde, nahm er seinen Weg über Rhodus und Cypern. Hier besuchte er den Tempel der paphischen Venus, dessen Erbauung in das graue Alterthum hinaufreicht und fand keine Statue der Göttin von menschlicher Bildung, sondern eine feste, runde Masse (cantinuus orbis), die nach Art einer Säule, von einem breiteren Grund ausgehend, sich nach oben zuspitzte (Tacitus hist. II. 3). Auf der Insel Gozzo bei Malta findet man die Spuren eines alten Tempels, jetzt Riesenthurm genannt. Er liegt auf einer Anhöhe, ist von einer kreisförmigen Ringmauer, die aus grossen, ohne Mörtel aufgethürmten Felsblöcken besteht, umgeben und daselbst findet sich im Hintergrunde des Chors das Sacellum, oder ein aus aufgerichteten Steinen bestehender Bau, der mit einem Horizon-



talsteine bedeckt ist und in diesem ein kegelförmiger Stein von etwa 2½ Fuss Höhe und 1 Fuss im Durchmesser, wie solches vorstehende Zeichnung es anschaulich macht (Nilson, die Urbewohner des Scandinavischen Nordens S. 45 und zweiter Nachtrag S. 111). Dahin ist auch das vom Himmel gefallene Bild der Cybele zu Pessinus zu rechnen, denn die älteste Vorstellung der Cybele war ein runder oder viereckiger Stein (Creuzer Symbolik II., S. 52 Note). Eben so das Idol des Jupiter Ammon in der Oase gleichen Namens (jetzt Siwah), von welcher Curtius (4, 7) berichtet, dass es keine Bildsäule, unter welcher Gestalt die Künstler gewöhnlich die Gottheit vorstellen, sondern einem Nabel (umbilicus) ähnlich, mit Smaragden und Edelsteinen eingefasst, gewesen wäre. Auch vor dem Tempel zu Delphi befand sich ein heiliger Stein. Er war nach Pausanias (10, 24) nicht gross und stand, wenn man von dem Denkmal des Neoptolemus hinaufgeht. Täglich ward er mit Oel begossen und man legte an jedem Feste unverarbeitete Wolle auf ihn. Der Glaube war, es sei der Stein, welcher dem Kronos statt seines Sohnes Zeus zum Verschlingen gegeben war und wurde er *βατυτος* genannt. Dass auch die Griechen im Alterthum Feuerkugeln für Abgesandte der Gottheit hielten, darauf möchte die Stelle bei Homer Ilias, Vers 75 §. 94, zu beziehes sein, wo es heisst:

„Gleichwie ein Stern den gesendet der Sohn des verborgenen Kronos
„Schiffenden oder dem Heere gewaffneter Völker zu Zeichen
„Strahlend brennt und im Flug unzählige Funken umhersprüht:
„Also senkt hineilend zur Erde sich Pallas Athene."

Berühmt ist der ebenfalls hierher zu rechnende schwarze Stein in der Kaaba zu Mecca. Nach der Beschreibung des Herrn von Malzan (Meine Wallfahrt nach Mecca 1865) besteht er entweder aus Lava oder aus Basalt. Er ist von schwarzbrauner Farbe und mit einem gleichfarbigen Cement überzogen, der jedoch vorn durch eine Lücke den Stein selbst gewahren lässt. Seine Form ist elliptisch, die Länge mag 9, die Breite 6 Zoll betragen. Er besteht eigentlich aus mehreren Stücken, aber diese sind sorgfältig durch Kitt, durch den sie bedeckenden Cement und ausserdem noch durch einen soliden, silbernen Rahmen zu einem Ganzen vereinigt. Die Oberfläche des Steins

ist durch das viele Küssen der Pilger und das Daranreiben ihrer Hände mit einer glänzenden Fettkruste überzogen, so dass er jetzt wie ein schönpolirter, schwarzer oder schwarzbrauner Marmor aussieht.

Die Verehrung desselben bestand lange vor Mohammed und fand in der Art statt, dass die Koreyschiten bei demselben Opfer schlachteten und um ihn herumgingen; auch war damit ein grosses Pilgerfest von den zu ihm Wallfahrenden verbunden, was aus den ältesten Zeiten herstammt und dessen Ursprung unbekannt ist (Sprenger Mohammed I., S. 81). Wir besitzen ein Itinerarium des Antoninus Martyr, der seine Reise im Osten noch vor Entstehung des Islam vollendete. Er traf bei den Arabern der Sinai-Halbinsel ein marmornes, wie Schnee weisses, Götterbild, offenbar einen blossen Stein, und der dieses Heiligthum bedienende Priester liess bei den Mondfesten diesen weissen heiligen Stein künstlich schwarz werden (Götting'sche Gelehrte Anzeiger, Jahrg. 1864, S. 426). Nach Arnobius (lib. 6 disput. advgentes) beteten die Scythen das Schwerdt, die Araber den formlosen Stein und die Perser den Fluss an. Maximus Tyrius sagt darüber: die Araber verehren, ich weiss nicht wen, aber das Bild sahe ich, es war ein viereckiger Stein, von welchem Suidas angiebt, dass er 4 Fuss hoch und 2 Fuss breit gewesen (Schwenk: Mythologie der Semiten, S. 320). Eben so erachteten die Dumatier in Arabien einen Altar als Götterbild und opferten alle Jahre einen Knaben, welchen sie unter demselben begruben (Porphyrius über die Enthaltsamkeit, bei Schwenk l. c).

Erscheinen sonach die Feuerkugeln und Meteorsteine als Vermittler zwischen der Gottheit und den Menschen, welche als Emanationen Gottes auch göttliche Verehrung erhielten, so wurde, wenn auch nicht eine eigentliche Verehrung, doch eine gewisse Heilighaltung auf unbehauene Steine im allgemeinen übertragen, weil der Weltschöpfer nur solche als Aerolithen der Menschheit zuschickt. So sagt Pansanias (10, 24), dass in den alten Zeiten von den Hellenen unbehauene Steine, statt der Statuen göttlich verehrt worden wären. Diese Heilighaltung wurde weiter auf Steine überhaupt, ja auf Gebirge und Felsen ausgedehnt. Wähnte man doch auf hohen Bergen der Gottheit näher zu sein. Mithras, lesen wir bei Plutarch (de flumin,

Creuzer Symb. I, S. 775) wünschte einen Sohn zu haben, weil er aber die Weiber hasste, schwängerte er einen Felsen und der befruchtete Stein brachte nach gehöriger Zeit den Jüngling Diarphus hervor.

In Bengalen, Dekhan und ganz Südindien ist die Verehrung der Gran-Deotas oder Haus- und Familien-Götter noch gebräuchlich und werden sie meist durch heilige Steine, Felsen, ja selbst Thonklumpen dargestellt (Ausland Jahrg. 1869, S. 184). Herodot (III, 8) berichtet, dass die Araber (der Sinaihalbinsel) die Treue sehr hoch hielten. Wenn zwei einen Bruderbund (πιστις) eingehen wollen, stellt sich ein Manu zwischen sie und ritzt mit einem spitzen Stein die innere Hand beider neben dem Daumen blutig. Dann reisst er aus eines jeden Gewand ein Stück Zeug und benetzt mit dem Blute sieben Steine, die er mitten zwischen sie stellt. Zugleich ruft er den Dionisos und die Urania an.

Auch auf den Fidschi-Inseln treffen wir noch heut zu Tage nach Pritchart einen echten Steindienst an. Bei Thakowa auf Witi-Liwu liegt ein solcher Heiligen-Stein und an einem anderen Orte zeigt man zwei grosse Steine, welche für die Mutter des Degeï oder Weltschöpfers ausgegeben werden (Ausland von 1867, S. 313).

Die Anhänger der Brahma-Religion betrachten die sogenannten Dschotin-Lingams mit einer besonderen Ehrfurcht. Es sind dies aber diejenigen konisch zulaufenden Steine, welche ohne Zuthun von Menschenhand in diesem Zustand gefunden werden und die Gestalt eines Phallus haben; in dem berühmten Tempel von Ellora in Ostindien zeigt man einen solchen Dschotin-Lingam (Brief des Dr. Haug, Ausland v. 1865, S. 255). Sie sind wohl identisch mit den geheimnissvollen walzenförmigen Steinkegeln, welche $\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ Fuss hoch Lothar Becker in seiner Reise von Calcutta nach Agra in einem Tempel hinter Numerupur und in einem anderen ohnfern Benares mit vielen Blumen bestreuet antraf (die Natur von Ule und Müller de 1871, S. 191 und 238). In dem Grottentempel zu Baug, auf der Insel Ceylon, enthält das hinterste Felsgemach das Allerheiligste, es befindet sich nemlich in der Mitte ein sechsseitiger Felspfeiler mit einer gerundeten Kuppel (der Dhagub) beinahe die Decke erreichend, welcher offenbar einen Phallus repräsentirt

(Ritter Asien IV. 2, S. 828). Auch zu Elephantine bei Bombay sieht man den Lingam oder Phallus in unzähligen Wiederholungen (Creuzer I. S. 564). Höchst interessant sind die von Lothar Becker in seiner Reise von Agra nach Bombay inmitten der Vorhöhen der Ghat bei Ajenta beschriebenen in den Felsen gehauenen Grotten. Sie sind das Werk verschiedener Baumeister, Zeitarten und Religionen. Die einen sind hehre, ehrwürdige gewölbte Kirchen, in welchen alles Bilderwerk und alle Malerei vermisst wird, mit zwei Reihen von Säulen, Schiffe, Flügel und hochgelegenem Chor, welchem gegenüber der Dagoba, vom Hintergrund der Kirche, durch einen Umgang getrennt, der Altar vortritt. Der Dagoba, der diesen Kirchen eigenthümlich ist, besteht aus einem mächtigen, oft das Kirchengewölbe erreichenden an 6—8 Fuss dicken cylindrischen nach oben verlaufenden Steinkegel, dessen Spitze einen von unten nach oben an Breite zunehmenden treppenförmigen Aufsatz trägt. Noch heute findet sich der Dagoba in dem Wihar oder Tempel der buddhistischen Cingalesen. Die Tempel dagegen sind geräumige, ungewölbte Säulenhallen, in deren Hintergrund, bisweilen durch ein Vorgemach geschieden, sich das Allerheiligste befindet. Die Wände sind meist mit einem Uebermass von Bildhauerei bedeckt. Die bemerkten Kirchen zeigen den Typus einer christlichen Kirche. Becker findet in ihnen den gothischen Baustyl und hält es für wahrscheinlich, dass sie derselben Religion wie die nestorianischen und europäischen Kirchen ihre Entstehung verdanken. Sie dürften jedoch älter als die sogenannten Tempel sein, wenn gleich über die Zeit ihrer Entstehung nichts bekannt ist. (Die Natur von Ule und Müller von 1872, S. 255.) Es ist überhaupt bemerkenswerth, dass bei vielen Völkern, welche die Sonne anbeteten, das Bild ihres Gottes als ein steinerner Kegel dargestellt wurde, welcher ohne Zweifel nach der Eingangs erwähnten Erklärung des Diodor von Sicilien einen tropischen Sonnenaufgang symbolisiren sollte.

Es existirt noch heut zu Tage ein Steindienst in verschiedenen Gegenden Afrikas. Als Burton sich im Lande der Somali's an der Küste des rothen Meeres aufhielt, sah er wie ein Schäfer bei einem Steine schwur, dass er für den Tabak, welchen ihm Burton gegeben, diesem Milch zu bringen versprach

(Ausland von 1861, S. 250). Auch ist, fährt er fort, der Schwur auf einem Stein bei dem Iffa und Gadebirsi heiliger als irgend ein anderer. Der Richter lässt den Angeklagten an einen Stein treten und sagt: Tabo, fühle ihn an. Wer sich schuldig weiss, wird es nicht wagen. Manchmal nimmt ein Sommali einen Stein auf, spricht: Dahaga, d. h. dieser ist ein Stein und dann darf man ihm getrost glauben. Gleichfalls erzählt Speke in seiner Reise zur Entdeckung der Nilquellen, dass Rumarika, Sultan von Karagwe, Pombé (Bier) und Getreide als Gaben zu dem Fuss eines Steines auf dem Gebirge niederlegte und auf die Frage, weshalb er solches thue, erwiederte: er wisse es selbst nicht, zumal der Stein weder essen noch trinken könne, doch erwarte er dadurch eine bessere Ernte (Ausland von 1864, S. 34). Noch in der christlichen Zeit wurden die Druidensteine in Frankreich als Götterbilder verehrt und als Orakel befragt, wogegen die Concilien zu Arles 452 und zu Auxerre 578 heftige Decrete erliessen (Ausland von 1858, S. 446).

Das hohe Alter des Steincultus geht auch aus dem alten Testament hervor. Jacob, der Enkel des Abraham, zog aus von Bersaba und reiste gen Haran, und er kam, heisst es weiter (I. Mose 28, 10), an einem Ort, da blieb er über Nacht, denn die Sonne war untergegangen. Und er nahm einen Stein des Orts, legte ihn zu seinem Haupte und legte sich an demselben Ort schlafen. In der Nacht hatte er einen Traum; und Jacob stand des Morgens auf, nahm den Stein, den er zu seinem Haupt gelegt hatte, richtete ihn auf zu einem Maal und goss Oel darauf. Interessant ist hierbei die Begiessung des Steines mit Oel, was nach obigen auch bei dem Stein zu Delphi stattfand, mithin dieser Gebrauch aus einer und derselben Quelle sich herzuschreiben scheint. Weiter war Jacob seinem Schwiegervater Laban über das Wasser entflohen, worauf ihm Laban mit seinen Brüdern nach sieben Tagereisen auf dem Berge Gilead erreichte. Hier kam zwischen beiden eine Vereinigung zu Stande. Es nahm aber Jacob einen Stein, richtete ihn auf zu einem Maale und sprach zu seinen Brüdern: leset Steine auf. Und sie nahmen Steine und machten einen Haufen. Da sprach Laban: der Haufe sei ein Zeichen zwischen mir und dir; es ist hier kein Mensch mit uns, siehe aber Gott ist der Zeuge zwischen mir und dir (I. Mose 31, 17). Nochmals rich-

tete Jacob an dem Ort, wo ihm Gott wiederum erschienen war, ein steineres Maal auf, goss Trankopfer darauf und begoss es mit Oel (I. Mose 35, 14), wie er denn ebenfalls über dem Grabe der Rahel ein Maal errichtete (I. Mose 35, 20). Auch verordnete Moses II. 27, 2: Und zu der Zeit, wenn ihr über den Jordan gehet in das Land das dir der Herr dein Gott geben wird, sollst du grosse Steine aufrichten und mit Kalk tünchen. Endlich heisst es weiter, Vers 5: Du sollst dem Herrn deinen Gott einen steinernen Altar bauen, darüber kein Eisen fährt. Gleichfalls heisst es Josua 24, 26: Und Josua schrieb dieses alles in das Gesetzbuch Gottes, nahm einen grossen Stein, richtete ihn auf und sprach zu dem ganzen Volk: Dieser Stein soll Zeuge sein zwischen uns, denn er hat gehört alle Reden des Herrn. Eben so ergriff Samuel einen Stein und setzte ihn zwischen Mirza und Sen, hiess ihn Eben Ezer und sprach: Bis hierher hat uns der Herr geholfen (I. Samuelis 6, 14). Die Rubeniten, Gediter, sowie der halbe Stamm Manasse hatten einen schönen steinernen Altar gebauet, was von den anderen Israeliten getadelt ward, indem sie sagten: wie versündigt ihr euch also an dem Herrn Israels damit, dass ihr auch einen Altar bauet und dass ihr abfallet von dem Herrn, worauf die Rubeniten und Gediter erwiederten, dass sie keineswegs von dem Herrn abgefallen wären, auch sei der Altar nicht zum opfern, sondern nur als Zeuge erbauet, dass die Israeliten dies- und jenseit des Jordan jeder gleiche Rechte an dem Heiligthum des Herrn hätten.

So sehen wir einen Steincultus in Egypten, Mittelafrica, Arabien, Kleinasien, Ostindien, Griechenland und den Fidschi-Inseln der bis in die vorhistorische Zeit hinaufreicht und sich theilweise noch heute erhalten hat. Gleichzeitig finden wir aber auch zahlreiche Stein-Monumente fast in der ganzen alten Welt, ja selbst in einigen australischen Inseln, welche ebenfalls zum grossen Theil aus der vorgeschichtlichen Zeit herstammen und welche mit dem Steindienste offenbar in innigem Zusammenhang stehen. Es sind dies aber namentlich Gräber, Steine, Säulen, Steinwälle, Tempel und Cultusgegenstände.

Fast überall in Europa, sowie in mehreren Gegenden von Asien und Afrika bis zu den australischen Inseln, sieht man eine Masse alter Gräber, von welchen man grösstentheils nicht

weiss, von wem und wann eher sie errichtet sind und die in Deutschland gewöhnlich Hünengräber, in Frankreich Dolmen und in England Cromlech genannt werden. Meist auf dem Erdboden, der bisweilen ordentlich gepflastert ist, aber auch in die Erde hinein oder in einem Hügel treffen wir eine Anzahl aufrechtstehender Steine (Träger), die ein längliches Viereck von ungleicher Länge und Breite zeigen und einen oder mehrere Decksteine manchmal von riesenhafter Grösse haben. Sie bilden die Grabkammer und die Zwischenräume der Träger sind meist mit losen Steinen ausgefüllt. Ueber der Grabkammer wölbt sich in der Regel ein Hügel von Steinen oder von Erde, theils rund, theils länglich, sogenannte Schiffsetzung, theils dreieckig, theils viereckig. Um das Grab sind öfters Steine kreisförmig gelegt, manchmal mit einem oder mehreren Steinpfeilern. Innerhalb der Grabkammer erblickt man mitunter Bilderwerke, ferner ein oder mehrerer Skelette oder eine steinerne Kiste mit dem Leichnam oder Todtenurnen oder blosse Asche, bisweilen auch gar nichts. Ausserdem findet man häufig Schmuck- und andere Gegenstände, wie Waffen etc. von Stein, Kupfer, Bronce, Gold, Eisen, Bernstein, Perlen, auch von Thon, ja Wächter (Statistik der im Königreich Hannover vorhandenen heidnischen Denkmäler S. 130 und 145) versichert, dass in den Grabhügeln der Voigtei Lengerich, Amt Freren, Landdrostei Osnabrück, neben einer Menge Urnen, Steitäxte und Opfermesser von Feuerstein, auch kleine thönerne Pfeifen angetroffen, wären fünf bis sechs Zoll lang, der Stiel kurz und dick, die Mündung schräg abgeschnitten, mit dem offenbaren Beweise, dass aus ihnen geraucht worden.*)

---

*) Lothar Becker in seiner Reise durch Hindostan versichert, dass in Ostindien der sogenannte ostindische Tabak (Nicotiana petiolata) vorkomme und dass das Tabakrauchen den Indiern vor der Entdeckung von Amerika bekannt gewesen sei, so dass es bei der schon in hohem Alterthum stattgefundenen Verbindung zwischen Indien und Europa nicht unwahrscheinlich erscheint, die gefundenen Thonpfeifen als von Ostindien herstammend zu erklären. (Die Natur von Ule und Müller von 1872, S. 270.) Man findet aber auch Gräber, vorzüglich in der Lausitz, Kegelgräber genannt, oval geformte Erdhügel ohne künstliches Gewölbe im Innern, aber inwendig mit vertikalen Granitplatten oder auch nur Steingeschieben eingefasst und darin oft kunstvolle Urnen mit Asche nebst

Es existiren aber auch viele Steinkreise mit und ohne Steinpfeiler, die zu keinem Grabe gehören.

Bisweilen sieht man auch, dass die Gräber geöffnet, wieder benutzt und nochmals geschlossen sind; auch trifft man wohl zwei Gräber übereinander in demselben Erdhügel.

Haben wir so den Haupttypus dieser Gräber characterisirt, so zeigen sie doch auch in ihrer Construction eine grosse Mannigfaltigkeit und es ist nicht selten, dass Eine Grabstätte mehrere einzelne Gräber umfasst. Wächter will zwischen eigentlichen Hünengräbern, Steinhäusern oder Hünenbetten und Steinkisten oder Steinsärgen einen Unterschied machen, doch ist dieser nur relativ.

Sehen wir uns einige von ihnen näher an: In Süsing, Landdrostei Lüneburg, stiess man in einem Walde auf eine von Buschwerk fast entblösste Stelle, die hohl klang. Man räumte die darauf liegenden Steine weg und fand unter vier grossen dicht nebeneinander liegenden Decksteinen von Thonschiefer eine Grabkammer von 12 Fuss Länge, 6 Fuss Breite und 3½ Fuss Tiefe, die aus grossen neben einander stehenden bearbeiteten Granitblöcken gebildet war. Darin lag ein von kleineren Feldsteinen gebildetes Urnenbehältniss und in dieser eine Urne mit Knochen nebst einem steinernen Dolche (Wächter S. 30).

Es war im Jahre 1845, als Herr Lisch bei Peccatel im Mecklenburgischen den grössten von drei nebeneinander liegenden Hügeln öffnen liess und es ward unter einem Steinhaufen eine Begräbnissstätte aus drei kleinen, aus Feldsteinen aufgeführten Gewölben bestehend und in derselben eine verbrannte Leiche, so wie mehrere Gegenstände von Bronce und Gold, unter anderen ein kleiner Wagen von Bronce, auf welchem ein kurzer hohler Cylinder befestigt war, der eine Bronce-Vase von schöner Form trug, gefunden. Ein ähnlicher Wagen ist in Siebenbürgen angetroffen. Ausserdem befand sich in demselben Hügel ein in der Richtung von Osten nach Westen gelegener aus mehreren Abtheilungen bestehender Opferaltar. Nach Osten bestand der-

---

Stein- und Broncewaffen und Geräthe, Goldzierrathen, Thongefässe, aber niemals eiserne (Schuster, die Heidenschanzen Deutschlands, Dresden 1869, S. 34.)

selbe aus einer kleinen viereckigen Erhöhung und darauf ein (eingemauerter) runder Kessel, 3 Fuss im Durchmesser, 2 Fuss tief und mit dem Rande 1 Fuss über den Altar emporragend. An diese Erhöhung stiess im Westen eine 10 Fuss lange, eben so breite, und 5 Fuss hohe Tafel, der Altar. Dieses alles war aus lehmhaltigem Sande gemacht und der Kessel, wo er stand, gebrannt. Dicht am Altar nach der Westseite stand am Boden eine 6 Fuss lange, 3 Fuss breite und 1 Fuss tiefe Mulde von schwarzem gebranntem lehmhaltigem Sand und darin das Gerippe eines Kindes (Nilson S. 26 und 53). In dem Wald Langel bei Körner im Gothaischen, wurde ein etwa 90 Fuss hoher Hügel im Jahre 1872 aufgegraben und in demselben ein grosses Grab entdeckt, dessen Boden mit Steinplatten ausgelegt war und unter diesem ein zweites Grab. In dem oberen Grab fand sich auf eichener Bohle ein männliches Skelett, das Gesicht nach Norden zu und daneben ein steinerner Streithammer, ein bronceenes Celt (Stosswaffe, eine dolchartige Waffe von Bronce und zwei thönerne Gefässe. Das in der unteren Grabkammer liegende Skelett hatte das Gesicht nach Süden gewendet und als Beigabe eine Pfeilspitze .von Feuerstein (Illustrirte Zeitung, Leipzig den 28. September 1872, S. 234). Bei Marxen, Landdrostei Lüneburg, erblickt man drei Denkmäler. Das erste ist krumm gebogen und in gerader Richtung 14 Ruthen, das zweite 15 Ruthen und das Dritte 16 Ruthen lang. Jedes ist mit Granitblöcken eingefasst und innerhalb der Einfassung mit einem Erdaufwurf versehen. Zwischen denselben liegt das Hünengrab. Drei aufrechtstehende Steine haben einen Deckstein 6 Fuss lang und 6 Fuss breit getragen, doch war der dadurch gebildete Raum leer. (Wächter S. 42 und 48.) Ohnfern Nunkenwerne, Fürstenthum Osnabrück, nimmt man ein imposantes Denkmal wahr. Es ist ein ungleichseitiges Oblongum, die eine lange Seite nach Süden ist 116, und die andere nach Norden 114 Fuss lang, während die kurze Seite nach Osten nur 24, und nach Westen 20 Fuss misst. Sieben und dreissig einzelne Steine umgeben dasselbe, innerhalb deren 12 Gräber oder Decksteine in einer Reihe liegen und jeder Deckstein ruhet auf 2—5 Trägern. Leider sind über den etwaigen Inhalt keine Untersuchungen angestellt (Wächter S. 127). Zu Eguilaz (Provinz Alava) in Spanien, befindet sich

ein grosser bedeckter Dolmen, 4 Meter lang und mehr als 3 Meter 40 Cent. breit. Seine Höhe beträgt gegen 3 Meter 50 Cent. Er hat die Gestalt eines Hufeisens mit einer Oeffnung gegen Osten und enthielt mehrere Leichname, begleitet von Waffen und verschiedenen Gegenständen, Stücke von Lanzen und Pfeilspitzen von Kupfer, Stein und Bronce (Bonstetten, Essai sur les dolmens p. 36). Bei Constantine (Algerien) sieht man beträchtliche Gruppen von Dolmens, grösstentheils mit einer Steinumgürtung. Darin findet sich der Leichnam 40—50 Cent. unter dem Niveau des Erdbodens mit Kieseln umgeben, gekrümmt, die Knie gegen die Brust gestützt, wie solches bei den alten Libyern stattgefunden haben soll (Bonstetten pag. 37). Dolmenartige Grabmäler kommen zu Fesan und dolmenartige Hügel in einer Gegend Marocco's an einem Bergabhang, westlich von Uesan vor (Ausl. v. 1872, S. 1048). Bei Meppen im Osnabrückischen sind eigenthümliche unterirdische Gräber entdeckt. Sie bestehen aus einer mannshohen länglich viereckigen, von allen Seiten ausgemauerten Grabhöhle, die oben mit einem grossen platt aufliegenden Stein verschlossen und mit Erde bedeckt ist; darin fanden sich Urnen, metallene Speere, steinerne Streitäxte und thönerne roh gearbeitete Götzenbilder (Wächter S. 135). Zu Dronthe, Königreich Holland, existiren ähnliche Grabmäler. Ein bedeutender Raum, meist ein längliches Viereck, wird von grossen Kieselsteinen mauerförmig eingeschlossen und ist von einem oder mehreren flachen Kieselsteinen, meist von enormer Grösse bedeckt. In dem leeren Raume stehen grosse und kleine Aschenkrüge neben einander und dabei liegen steinerne Meisel und Waffen (Wiegand: Archiv, Band II, Heft 3, S. 321). Eine in Frankreich aufgedeckte Begräbnisshalle wird von Herrn Serres, Mitglied der französischen Akademie, folgendermassen beschrieben: Ihre Richtung geht von Norden nach Süden, wo sich der Eingang in die Gallerie befindet. Dieser ist durch einen senkrecht liegenden Stein geschlossen, worin eine Oeffnung, ähnlich der eines Backofens, und nur für eine Person zugänglich angebracht war. Die Grösse des Grabmales betrug 6 Meter und es bestand aus vier Sand-(Deck-) Steinen. Eine Mauer von flachen Kalksteinen, die ohne Cement auf einander geschichtet waren, bildete die Wände der Gallerie. Der Boden war mit gleichen Kalksteinen belegt. Zwei ähnliche doch weniger dicke Mauern theilten das Innere

in drei Kammern, deren die erste am Eingang die Knochen von Frauen und Kindern, die zweite in der Mitte die der Männer und die dritte die der alten Personen beiderlei Geschlechts enthielt. Die Skelette fanden sich in doppelter Reihe quer über die Gallerie gelegt und schienen die Leichname in sitzender Lage, die Beine aufgestellt und die Hände auf die Knie gelegt, gebracht worden zu sein. Das Angesicht hatten sie gegen einander gekehrt, so dass das eine nach Osten, das andere nach Westen schaute und die Schädel waren an die Seitenwände gelegt. Sonst fand man nur 2 Beile und 2 Vasen von ungebrannter Erde (Ausland von 1854, S. 837). Nach der Archäologia britannica XXI, 1826, pag. 1, sieht man in den südlichen Districten der indischen Halbinsel, besonders in der Provinz Coimbatatoor, viele Grabhügel, ganz wie unsere Hünengräber. Sie haben oft 100 Fuss im Durchmesser, stets einen Kranz von rohen bis 16 Fuss hohen Steinpfeilern und im Inneren eine Grabkammer aus grossen Steinen bestehend, mit meist 4 Abtheilungen, die wiederum mit vielen Steinen bedeckt ist. Sie umschliesst Leichen, viele Thongefässe, manchmal mit verbrannten Knochen, Lanzenspitzen, Schwerter, meist aus verrostetem Eisen, auch Silberstücke mit mysteriösen Zeichen (Keferstein: keltische Alterthümer I, S. 243). Zu Frankfurt am Main fand die Aufgrabung des grössten der sechs Erdhügel statt, die am westlichen Rande des Stadtwaldes liegen. Man fand einen Fuss tief einen von über Centner schweren Steinen gebildeten Ring, dessen Unterlage eine Wand von aufgestellten Steinen war. Inmitten desselben fand man einen Menschenschädel und ein grosses Gefäss, rund umher vier kleinere Gefässe und in jedem derselben eine zerbrochene Schale (Leipziger Illustrirte Zeitung von 1853, S. 283). In Carnatic (Ostindien) zwischen Madras und Bangalore erblickt man ein Denkmal aus fünf senkrechten Steinen bestehend, die mit einer Platte bedeckt sind, in der Mitte von zwei Steinringen kleinerer Grösse, und Cleyhone in seinem Tagebuche über einen Ausflug in die Bergkette Anomalai (1858) berichtet über ein von ihm entdecktes Hünengrab im Tampochie-Gebirge, das aus vier ungeheuren Blöcken und einem Deckstein bestand. Bei dem Cap Aithodor in der Nähe von Gaspra in der Krim fand Neumann Steineinfassungen ganz sowie in der Bretagne. Es

waren fünf Gräber hier von Nord nach Süd, eins neben den anderen. Das längliche Viereck des einen misst 7 Fuss Länge und 3½ Fuss Breite, jede Seite ist mit einer einzigen Steinplatte geschlossen, die 10 Zoll dick und 3½ Fuss hoch ist. Die grosse Platte, welche den Deckel des Grabes bildet, ist 5½ Fuss breit, 8 Fuss lang und 1 Fuss 2 Zoll dick, ragt also etwas über die Seiten vor, wahrscheinlich ein Werk der alten Taurier. Pallas berichtet, dass er eben solche Gräber auch im Thale von Coos gefunden hat (Neumann, die Hellenen im Skythenlande. Berlin 1855, I. S. 454 und 464).

Auf dem sogenannten Giersfelde, Kirchspiel Ankum, Landdrostei Osnabrück, sieht man auf zwei kleinen Heidehügeln, jeder von dem anderen etwa 860 Zoll entfernt, zwei Gruppen, jedes aus vier Grabmälern bestehend. Die eine Gruppe beherbergt innerhalb eines Kreises von 31 Steinen ein Denkmal von 16 Gräbern, ferner eins aus 8, das dritte aus 6 und das vierte aus 8 Gräbern bestehend. Alle haben Decksteine und Träger, einige auch noch besondere Kreissteine. Von der zweiten Gruppe enthält ein Denkmal 13 Gräber mit Decksteinen und 31—32 Trägern, doch sieht man nur einen einzigen Kreisstein. Die anderen Denkmale haben Kreissteine (Wächter S. 132). Auf der Insel Sylt finden sich die sogenannten Krock- und die Turndal-Hügel in der Nähe des Dorfes Kampen. Beide enthalten Hünengräber. In drei von den Krockhügeln stiess man auf grosse Steinkammern von mehr als 8 Fuss Länge, in welcher unverbrannte Leichname bestattet sind. In zweien zeigten sich prächtige Bronceschwerdter nnd Broncemeisel. Zwei beherbergten kleinere Steinkisten mit verbrannten Gebeinen und broncenen Schmucksachen, nebst einem dergleichen Messer. Von den Turndalhügeln enthielt der eine eine Kammer 9 Fuss lang aus grossen Granitblöcken aufgebauet, welche für eine unverbrannte Leiche diente, nebst einen geschliffenen Steinkeil, einem Broncemesser und einer kleinen Säge aus Feuerstein. Der andere, eine 7 Fuss lange Kammer mit verbrannten Gebeinen, einem Broncemesser und einem Schabmesser von Flintstein (Haude und SpenerscheZeitung vom 20. September 1871. Erste Beilage). In der Insel Guernsey untersuchte Herr Lukis einen mit einem Steingürtel umgebenen Tumulus. Er enthielt:

1) eine Schicht, worin Knochen vom Pferd, Ochse und Hauer vom Eber;

2) eine Lage, worin Muscheln, Töpferscherben, Knochen verbrannter Thiere, Steine zum mahlen und Steinbeile;

3) eine Lage, worin Stücke von schlechtgebranntem Töpfergeschirr, eine Art Steinmörser mit Keule, Steine zum zermalmen, Menschenknochen verbrannt und nicht verbrannt, Werkzeuge von Stein und Kiesel, ein Behältniss in Form eines kleinen Dolmens, worin eine Urne mit streifen- und sparrenartigen Zeichnungen, endlich Zierrath von Stein und Knochen (Bonstetten pag. 30). Im Jahre 1823 öffnete Hofrath Gaus in den Heimberg zu Göttingen eine Grabkammer. Sie bestand aus einem zehn Fuss unter der Oberfläche befindlichen kreisförmig ausgemauerten Gewölbe, worin zwischen Asche und Knochen von Menschen und Thieren, ein Stück von einem broncenen Armring angetroffen wurde (Wächter S. 178).

Bei dem Dorfe Küsten, Landdrostei Lüneburg, stiess man 8 Fuss unter der Erde auf ein Gewölbe aus Ziegelsteinen von convexer Gestalt und hin und wieder mit runden Löchern von einem Zoll im Durchmesser versehen, mit Lehm aufgemauert und nachher mit Feuer ausgebrannt. Unten und oben war es mit Kieselsteinen bedeckt und unter dem Fundament fand man wohlerhaltenes Eichenlaub. Das Gewölbe hatte etwa 4 Fuss im Durchmesser und war 5 Fuss hoch. Es enthielt verschiedene Scherben und Asche, worin der Backenzahn eines Pferdes und der Obertheil eines Schaafkopfes lagen (Wächter S. 12). Auf der Insel Seland bei Jägerpreis bemerkt man die Grabmäler von Udiere und Frode. Das erste besteht aus einem Erdhügel etwa 100 Schritt im Umfang. An der Ostseite findet sich eine Oeffnung 4 Fuss hoch, 3 Fuss breit und 8—10 Fuss lang, aus behauenen Granitblöcken gebildet. Durch dieselbe gelangt man zu einem ovalen Gewölbe, 7 Ellen lang, 3 Ellen breit und 2 Ellen hoch, aus 15 grossen eng zusammengefügten Granitblöcken bestehend. Die Decke besteht aus vier unbearbeiteten Granitplatten; der Boden ist mit gelbem Sand bedeckt und mit Feuersteinen gepflastert. Ueber den Inhalt verlautet nichts (Wächter S. 213). In den Hebriden zu Long-Island sieht man am Strande etwas westlich von dem Predigerhofe mehrere alte Gräber, gleichwie auf den nordfriesischen Inseln, in den Sand-

dünen. Jedes einzelne Grab ist mit einem Cirkel von Steinen umgeben und im Innern steht die Urne, doch findet man auch Grabstätten, wo Menschen- und Pferdeknochen vorkommen. (Ausland von 1854, S. 499.) Gleichfalls trifft man in der Nähe von Baliasta, dicht bei Unst, einer der Shetlandinseln, mehrere mit Steinkreisen umgebene Gräber, worin Urnen und Asche angetroffen wurden. (Worsaee, die Dänen in England, S. 149.) Auf dem Rittergute Lussowo, zwei Meilen von Posen, ist ein acht Morgen grosses Urnenfeld, gar nicht tief unter der Erdoberfläche aufgefunden und resp. ausgegraben. Die Urnen standen reihenweise und zwar jede Reihe von der nächsten etwa 7 Fuss entfernt. Im Ganzen zählte man etwa 100 Reihen und in jeder Reihe etwa 100 Urnen, so dass mindestens 10,000 Urnen von verschiedener Grösse, ½ Fuss bis 3 Fuss im Durchmesser, aufgedeckt wurden. Sie waren aus unglasirten schwarzen glimmerhaltigen Thon geformt, unterschieden sich in nichts von den gewöhnlichem Graburnen, enthielten Knochenasche und zerfielen sämmtlich. Alle waren mit Steinen umsetzt und überdeckt. Leider ist nicht angegeben, wie diese Umsetzung und Ueberdeckung beschaffen war (Deutsche Romanzeitung Nr. 17 von 1872 im Feuilleton, S. 375). Von Waffen, Geräthschaften etc. ward nichts gefunden. Bei Palazzolo in Sicilien stösst man auf Gräber, die in den Kalkfelsen eines Bergabhanges eingehauen und mit Steindeckeln verschlossen sind. Bei der Oeffnung zeigten sich Menschengerippe mit rohen Vasen, Schalen, Nadeln, Armbänder und Haarnadeln von Kupfer, auch kleine Flaschen, nebst einer Inschrift, die kaum Aehnlichkeit mit semitischen Schriftzeichen zeigt (Westermann, illustrirte Monatshefte 1866, S. 223). Auf der Halbinsel Krim wurde in der Nähe der Stadt Kertsch eine grosse Katakombe entdeckt, deren Decke und Wände mit dunklen Malereien bedeckt sind. In drei Wänden sind Nischen angebracht, in denen drei steinerne Särge stehen, die aber ihres Inhalts beraubt sind. Auf den Bildern sieht man Skythen in ihren Drathhemden, in Hosen, die durch einen Gurt zusammengehalten werden und mit der hohen spitzzulaufenden Mütze (Allgemeine Familienzeitung Nr. 4, Jahrgang 1873, S. 64). Auf Sardinien wurde ein Hünengrab geöffnet, worin ausser einem Skelette zwei Broncegeräthschaften lagen, und daneben befand sich ein Stein mit einer phönicischen

Grabschrift, welche von Kennern auf das dritte Jahrhundert vor Chr. zurückgeführt wird (Ausland von 1866, S. 255). In derselben Insel hat Dr. Nicolezzi bei der alten Stadt Tharsos eine phönicische Begräbnissstätte beschrieben. Die Gräber waren im weichen kalkartigen Sandstein gehauen, von ungleicher Grösse und länglich viereckig. Die Anzahl der darin enthaltenen Skelette variirte von 1—4. Die Leichen hatten eine horizontale Lage und neben denselben lagen Waffen oder Frauenputz. Mitunter sah man auch Urnen von ungleicher Form. Am Eingang des einen Grabes stand eine Säule mit phönicischer Inschrift (Nilson, Nachtrag S. 30). Bonstetten fand in einem Dolmen von Lac Mariacer in einer Tiefe von 30 Centimeter Fragmente von primitivem Topfgeschirr und eine Pfeilspitze von Kiesel, 60 Centimeter aber tiefer zwei Statuetten der Latona von gebrannter Erde, eine Münze von Constantin II. und römisches Töpfergeschirr (essai, pag. 37). Da wo das alte etrurische Tarquinium in Italien stand, ohnweit dem heutigen Cornete, haben interessante Ausgrabungen der dortigen antiken Gräber stattgefunden; sie sind in Felsen gehauen. Am merkwürdigsten ist aber das Grab eines Tarquinischen Kriegers, das wohl der ältesten Periode angehört. Eine colossale aus Tuff gearbeitete Kiste, die sich in beträchtlicher Tiefe unter dem Niveau des Bodens vergraben befand, diente zur Aufbewahrung des Leichnams. Darin lag das Skelett mit dem gesammten Rüstzeuge, alles von Bronce und auf dem Boden der Kiste sah man einen Scarabäus von Smalt mit eingegrabenen egyptischen Figuren. (Die Grenzboten von 1870, S. 5 ff.) Eine merkwürdige Grabkammer ist 1872 bei Terra di Lavoro in Italien ohnweit der beiden Gemeinden von Roccasecca und Calle St. Mogno blossgelegt. Sie befindet sich in einer Schicht von kalkartigem Sand, erstreckt sich fast 3 Meter in das Innere eines Hügels und besteht aus grossen Steinen, die eine Art von Gewölbe bilden. In dem Grabe lag auf dem Rücken ein Skelett, die Füsse gegen Osten gewendet. Hinter dem Kopfe stand ein rohes Thongefäss in Form eines hohen Bechers, auf dessen Rande sich etwas enger ein Hals erhebt, mit einer Oeffnung und einem kleinen Griff in der Mitte, von rothbrauner Farbe, offenbar eine Handarbeit, und zwei andere neben den Armen. Rings um das Skelett waren 22 Steinwaffen zerstreut,

18 Pfeile, 2 Dolche und 2 abgebrochene Lanzenspitzen, alles sehr sauber gearbeitet. Die Pfeile sind aus einer grauen Kieselsteinmasse gefertigt. Nicolani schätzt das Alter des Grabes auf etwa 5000 Jahre (Berliner Börsenzeitung Nr. 292, vom 26. Juni 1872. Morgenausgabe, Erste Beilage). Neuerdings sind Felsengräber bei Midjeh in Palästina aufgefunden. Auf einer Felsenplatte, die ohngefähr 42 Schritte breit und 55 bis 60 Schritte lang ist, befinden sich 24 Gräber. Sie sind in dem wagerechten Fels eingehauen und mit gewaltigen Decksteinen, manchmal über 2 Meter lang, versehen. Sie sind schon früher geöffnet gewesen, doch scheint nichts darin gefunden worden zu sein. (Ausland von 1871, S. 852). Auch sah Capitän Irby auf der Strasse von Szalt nach dem Jordan eine Gruppe von 27, und bei Hebson eine andere von 50 Dolmens (s. Bonstetten essay.) Die englische Expedition, welche behufs Erforschung des Gebietes des israelitischen Auszuges aus Egypten die Halbinsel des Sinai in einem fünfbändigen Werke beschrieben, hat alle dort vorgefundenen Monumente aufgeführt, von welchen einige wie verlassene Lager aussehen und keine kleine Anzahl ganz den Charakter der Cairns- oder Hünengräber in der Bretagne und in England zeigen (Europa von Steger von 1872, Chronic Nr. 37 von 582). Auf der Insel Celebes zieht sich ein Weg südöstlich von Tordans nach den fünf Meilen entfernten Küstenorte Leve. Vom Dorfe Tangar an senkt sich der Boden, bis er bei dem Orte Sawangor in das flache Land übergeht. Hier stösst man auf einem uralten Bagräbnissplatz der Eingeborenen, aus einer Zeit, wo die heutigen Europäer noch nicht in den Archipel gedrungen waren. Jedes Grab besteht aus einem viereckigen ausgehöhlten Trachytblock, in welchem der Leichnam des Verstorbenen gelegt und der sodann mit einem schweren Steindeckel von Pyramidenform verschlossen war. (Bicpore: Bericht s. Europa von 1869, S. 114.) Auf dem Gute Grabau bei Oldesloe in Holstein wurde ein Hünengrab aufgedeckt. In der Mitte, im eigentlichen Kern des Hügels, ist ein Stück rohester Architektur aufgeführt. Man findet nämlich hier einen Circel von ungeheuren Steinblöcken, von welchen nur einer, rechts am Eingang innen behauen zu sein scheint. Das Ganze ist wiederum mit riesenmässigen Platten zugedeckt und nur in der Mitte findet sich ein enger schmaler Eingang. In dem inneren

Raum fand man einige Scherben, eine schwarze fettige Masse, die auf einen verbrannten Körper schliessen lässt und ein Beil von Flintstein (Illustrirte Zeitung, Leipzig 1858, S. 236). In einem andern auf einer Koppel zu Ankerk bei Apenrode gelegenen und im Juni 1870 geöffneten Hünengrabe, bestand die Grabkammer aus 5 colossalen Granitsteinen, deren 3 als Fundament und einer als Deckel diente, an der östlichen Seite verdeckte der fünfte den Eingang, darin fand sich nur ein kleiner steinerner Hammer, kaum eine Spanne lang (Haude und Spenersche Zeitung von 1870 Beilage). Interessant sind die sogenannten Pictenhäuser auf den Orknei-Inseln. Sie enthalten theils Wohnungen, theils Gräber, sind entweder mit Erde bedeckt oder auf ebener Erde aufgeführt oder auch in die Seite eines Hügels eingebaut. Sie bestehen aus grossen Steinen, die sich gegen den Mittelpunct zuneigen. Im Jahre 1869 wurde ein solches Pictenhaus geöffnet und man fand darin Knochen und Zähne von Ebern, Pferden und Kühen und Schafen, aber keine menschlichen Gebeine; dagegen traf man in einem solchen Hügel der Insel Burray 1863 die Schädel von 10 Menschen und 4 Hunden und 7 kleinere Kammern enthielten gleiche Ueberreste. Der grösste Hügel ward 1861 auf der Insel Maachorn geöffnet. Er enthielt einen Raum von 20 Fuss hoch und 14 Fuss im Geviert, mit einer Vertiefung in jeder der drei Mauern, in welchen eben so gut ein Bett wie ein Sarg gestanden haben kann. An den gut gebauten und wohl erhaltenen Mauern entdeckte man eingehauene Runen, aus welcher sich der Inhalt als ein ganz gewöhnlicher erwies (Westermann, Monatshefte von 1866, S. 533). Ganz eigenthümlich ist das sogenannte Kivik-Monument in dem schwedischen Schonen. Unter einer ungeheueren Pyramide von Rollsteinen, die augenscheinlich von Menschenhand zusammengetragen wurden, hat man eine längliche Kammer entdeckt, 13 Fuss lang und 3 Fuss breit, in der Richtung von Süden nach Norden, gebildet aus emporgerichteten beinahe viereckigen unbehauenen Steinen, etwa 4 Fuss hoch, 3 Fuss breit und 8—9 Zoll dick, ursprünglich mit quer darauf liegenden grossen Felsstücken bedeckt. Von den aufgerichteten Steinen haben vier an jeder Seite gestanden und einer an jedem Ende. Auf sieben derselben finden sich auf der inneren Seite Zeichnungen eingegraben, welche verschie-

dene Zierrathen, wie Räder, eine Zickzacklinie, aber auch ein Brot, Pferde, diverse Werkzeuge wie Hammer, Pfeile, einem Steine wie ein Obelisk (wohl Symbol der Sonne) und einen wahrscheinlichen Triumphzug, verbunden mit einer Opferung enthalten (Nilson S. 8). Am südlichen Ende des gedachten Steinhügels befindet sich ein kleines Grab, ebenfalls aus aufrechtstehenden Steinen erbaut und ursprünglich mit zwei Decksteinen versehen. Es soll eine Urne mit verbrannten Knochensplittern darin enthalten gewesen sein. (Nilson S. 6, Note).

Bei Dowth ohnfern Drogheda in Irland bemerkte Nilson (S. 11) einen hohen mit Buschwerk bewachsenen Hügel, der unter der Grasnarbe aus einer unzähligen Menge kleiner Steine bestand. Unter denselben zeigte sich auf der einen Seite eine kleine Oeffnung, ähnlich dem Eingange zu einem Dachsbau. Sie ging etwas abwärts und dann unter dem Hügel hindurch. Nilson kroch durch diesen etwa 27 Fuss langen Gang und gelangte in eine ziemlich geräumige Grotte, welche er mittelst angezündeter Lichter näher untersuchte. Sie hatte eine Abtheilung nach vorn, sowie an jeder Seite, mithin die Gestalt eines Kreuzes und bestand aus grossen langen Steinen, welche so emporgerichtet waren, dass sie sich noch oben gegen einander neigten; hinter demselben lagen quer gelegte Steine, darüber andere nach der Mitte überragend und so fort, bis die letzte Oeffnung in dem Gewölbe durch eine einzige grosse Steinplatte geschlossen erschien. Die Steinwände waren an der inneren Seite mit eingegrabenen Zeichnungen bedeckt, welche eine Zickzacklinie, Radkreise und wahrscheinlich auch eine strahlende Sonne darstellen sollten. Ausserdem lag in dem einen Raum ein rundlicher, oben platter Stein, ringsum mit einem in die Höhe stehenden Rande, 5 Fuss im Durchmesser, doch etwas schadhaft. In der Entfernung von etwa einer englischen Meile, sah man einen noch grösseren zweiten Hügel, ebenfalls aus Rollsteinen bestehend, und oben bewachsen. Dieser Hügel New-Grange war ursprünglich mit einer Ringmauer aus grossen Steinen bestehend eingefasst gewesen, die gleichfalls mit eingegrabenen Spiralen, Zickzacklinien und dergleichen bedeckt und dadurch offen gelegt waren, dass man eine Grube in dem Fuss des Hügels gegraben. Auch hier muss man durch eine enge Oeffnung kriechen und kommt in einen 63 Fuss langen

Gang, aus demselben aber in eine hohe Grotte, eine kreuzförmige Krypta bildend. Der Gang und die Seiten der Grotte werden durch aufgerichtete bis 17 und 18 Fuss hohe Steine gebildet und auf diesen, sowie dahinter aufgethürmten Steinen liegt die Deckplatte. Die Seitensteine sind überall mit verschiedenen eingegrabenen Zeichnungen wie Spiralen, Zickzack und Bogenfiguren, Rauten und dergleichen bedeckt und in der rechten, sowie in der linken Abtheilung lag in jeder ein concaver Stein, etwa 3 Fuss lang (l. c. S. 14). Aehnliche Kammern oder Grotten befinden sich auf den Inseln Malta und Gozzo, in letzterer der oben beschriebene Riesenthurm und auf den aufrechtstehenden Steinplatten desselben sieht man Spirallinien, einen Halbmond und den Sonnenring (l. c. S. 18). Innerhalb eines Waldes bei dem Dorfe Arta auf der balearischen Insel Majorka stösst man auf eine sonderbare Art Gräber. Es sind dieses Kegel aus ungeheuren Steinblöcken bestehend, und die Pfeiler sowohl, als die Thürstürze bestehen aus einzelnen Steinen. Bei einigen ist die Oeffnung oberhalb und sie zeigen rohe treppenartige Vorsprünge zur Erleichterung des Hinabsteigens. In manchen befinden sich Aschenurnen und in der Nachbarschaft stösst man auf die Ueberreste eines Ringes von grossen aufrecht stehenden Steinen (Ausland von 1869, S. 93).

Wesentlich verschieden davon sind die sogenannten Gigantengräber der Insel Sardinien. Sie bilden einen Halbkreis von gebrannten Steinen mit Gängen, in Form einer Begräbnissstele, welche eine quadratförmige Oeffnung enthalten, die in einen Corridor 5—10 Meter lang, 1 Meter hoch und 1 Meter breit führt. Dieser Corridor ist gleichfalls von gebrannten Steinen gebaut und mit langen Rinnen bedeckt (Bonstetten pag. 4, Nilson zweiter Nachtrag S. 111). Durch ganz Südrussland bis zu den Karpathen sieht man sogenannte Kurgane und ganz ähnlich weiter nach Norden in Sibirien, in dem gewaltigen Ural- und Altai-Gebiet, hier meist Tschudengräber genannt. Die Kurgane sind 10—20 Fuss hohe Erdhaufen oder Mohile's. Zuerst dienen als Fundament Steine im Kreise herumgelegt, darüber kommt Erde aus gestochenem Rasen bestehend, dann wieder eine Stein- resp. Rasenlage und so fort, nur dass die Steinlagen nach der Spitze zu allmählig kleiner werden; auch bestehen sie manchmal nur aus einfach aufgeschütteten Steinen

und innerhalb derselben befindet sich bisweilen ein steinerner aus Fliessen bestehender Sarg, mitunter auch nur Menschenknochen; auch trifft man Stein- und Kupfergeräth, sowie prächtige Goldsachen, ja auf dem Gute des Herrn von Lasaref fand man ein viereckiges, ein Pfund schweres Silberstück, das auf der einen Seite eine Inschrift enthielt, die Herr von Saulcy in Paris als skythische oder assyrische Keilschrift erkannte. Auf diesen Kurganen und sonst in der Kosakensteppe trifft man öfters sogenannte Mütterchen, menschenähnliche Bildsäulen, meist aus dem dort vorkommenden Kalkstein gefertigt (Ausland von 1853, S. 949; von 1868, S. 1019; von 1869, S. 1206; von 1871, S. 769. Kruse, Urgeschichte der Esthen, S. 103). Nach Herrn Aschick's Untersuchungen enthielt die weite Gegend um das schwarze Meer, besonders um das asowsche, eine ausserordentliche Menge von Kurganen. An der Ostseite, am tscherkessischen Ufer, fand er viele alte Bauwerke von besonderer Art. Sie bestehen aus mächtigen, ½ Arschim dicken Steinplatten, von welchen vier ein Parallelogram bilden, der fünfte als Deckstein darüber liegt; aber die Vorderseite wird von ihrem Steine nicht ganz bedeckt, sie ist fast offen, bisweilen findet man hier an dem Vordersteine unten eine runde Oeffnung von einer Arschim Durchmesser, durch welche ein Kind hineinkriechen kann. (Ausland vom 10. August 1846.) Der Mönch Rubruquis (Ruisbrök), der im 13. Jahrhundert zu dem Grosschan der Mongolen kam, hat die ersten Nachrichten von den sogenannten Mütterchen geliefert. Dr. Stubendorf bei Kruse bemerkt, dass diese Kurgane für die Steppe von Wichtigkeit sind, indem sie als Wegweiser dienen. Unter ihnen finden sich wahre Kirgisengräber, die wohl noch heute vorkommen und oft den Namen des darin beerdigten Kirgisenhäuptlings führen. Es sind kleine Erdhügel, von welchen der eine eine längliche, der andere eine runde Gestalt hat. In dem ersten liegt das Skelett eingewickelt in Birkenrinde, in dem andern die Geräthschaften, die dem Todten mitgegeben werden, meist eine Thonvase, verbrannte Thierknochen und Eisengeräth (Haude und Spenersche Zeitung Nr. 233 von 1871, zweite Beilage). Sonst findet man auch in den russischen Ostsee-Provinzen Gräber wie unsere Hünengräber und darin Gegenstände aus Stein, Kupfer, Bronce und Eisen (Kruse, S. 108, 293, 389). Neuerlich sind im Kreise

Lori, Gouvernement Tiflis (Kaucasus) 17 Hünengräber aufgedeckt und darin Waffen und Schmucksachen aus dem Bronce-Zeitalter angetroffen (Ausland von 1871, S. 912). Sie sind aus Steinen und Backsteinen aufgeführt und liegen 20 Werst von Tiflis am Flusse Kur, bei einem Ort Mzchet, fast jedes Grab enthält eine Leiche von Erwachsenen und 2—4 Kindern. Als Beigaben der Leichen findet man Thränenflaschen aus Glas und Thon, goldene Ringe mit Rubinen und Perlen, goldene Knöpfe und Nadeln, ferner Schmuckgegenstände aus Bronce und Werkzeuge aus Stahl und Eisen. Die Kunstgegenstände, sowie die Form der Schädel weisen auf einen semitischen Stamm, welcher zwischen Assyriern und Egyptern zu stellen sein dürfte und deuten auf eine Zeit, wo macedonische Könige herrschten (Haude und Spenersche Zeitung vom 20. April 1872, Erste Beilage). Rubruquis schreibt die Errichtung der Bildsäulen oder Mütterchen lediglich den Komanen oder Polowzen zu und sagt: die Komanen hatten die Gewohnheit, die Erde über den Gräbern ihrer Todten aufzuwerfen und eine mit dem Gesicht gegen Osten errichtete Statue aufzustellen, welche mit beiden Händen ein Gefäss vor dem Leibe hält (Ausland von 1853, S. 949).

Solche Steingräber, welche in den mannigfaltigsten Formen vorkommen, sieht man in Egypten, Algerien, Tunesien, in Marocco, in Griechenland, namentlich Morea, in Corsica, Sardinien, Malta, Gozzo, Sicilien, den balearischen Inseln, Italien, in der pyrenäischen Halbinsel, einem grossen Theil von Frankreich und Deutschland, in Preussen bis Königsberg, Schlesien und Mähren, in der Türkei, Ungarn, den brittischen, Orcney- und Shetland-Inseln, sowie den Hebriden, in Jütland, Fünen, Seeland, Norwegen und Schweden, in Russland, namentlich die Ostsee-Provinzen, Sibirien, Süd-Russland und den Kaucasus, in Palästina, Kleinasien, in Ostindien, auf der Insel Celebes (Bonstetten, Worsae, Nilson, Wächter etc.) und gewiss noch an vielen anderen Orten, wo nur nicht gehörig nachgeforscht ist. Ihr verschiedenartiger Inhalt von Stein, Kupfer, Gold, Bronce, Eisen, Bernstein, Thon und sonstige Gegenstände deutet schon darauf hin, dass sie zu sehr verschiedenen Zeiten errichtet sind. Noch jetzt werden solche Gräber errichtet. Es finden sich nämlich gegen das östliche Ende des Kaucasus, im Thale des Atakum, würfelförmige Gräber, jede Seite ohngefähr 4 Fuss

lang; sie bestehen aus 4 aufrechtstehenden Platten, welche von einer fünften bedeckt wird und hat sich diese Art von Gräbern bei den Circassiern, bei den Bewohnern des oberen Ratscha und zu Kutais bis in die neueste Zeit erhalten. Wie Hemold (Lappland und die Lappen) erzählt, wurden die Lappen zur Zeit des Heidenthums in der Regel in Grabkammern bestattet, die aus grossen Steinen zusammengestellt waren, eine Leiche in jeder Kammer; die Leiche war sorgfältig eingewickelt und der Todte erhielt die Geräthschaften, die er bei Lebzeiten benutzt gehabt, mit in das Grab. Eine dunkle Stelle bei Strabo (lib. III. in princ), wonach die Einwohner einer Gegend Spaniens die Gewohnheit hatten, 3—4 grosse Steine zusammen zu stellen, scheint dafür zu sprechen, dass ein Begräbniss unter Steinen bei ihnen gebräuchlich war. Snorro Sturleson beschreibt in der Heimskringla Saga Gräber aus dem zehnten oder elften Jahrhundert, die mit den alten Hünengräbern völlig übereinstimmen und dürfte namentlich das 1852 ohnweit Christiania geöffnete Grab hierher zu rechnen sein (Deutsche Vierteljahrschrift von 1854). Reiche Häuptlinge der alten Scandinavier wurden in Schiffen (kleinen Nachen) begraben. Der Leichnam ward auf den Hintertheil des Nachens als Steuermann gesetzt, demselben Geld und Gut mitgegeben und so in eine lange Höhle oder Grabmal beigesetzt (Creutzer V, S. 297). Ja zu Ossians Zeiten, wo noch Streitwagen existirten, fand die oben beschriebene Beerdigungsart statt. So heisst es (Ossians Gedichte, übers. von Rhode I, S. 30:)

„Mit drei Schritten umgehe ich dein Grab!
„O du der du vormals so gross warst,
„Vier Steine mit moosigen Häuptern sind einzig ein Denkmal von dir.“

Und an einer anderen Stelle, S. 74:

„Kommt ein Fremdling und baut an dem Orte und schafft den Erdhügel weg —
„Ein halb verrostet Schwert entdeckt er. Er beugt sich darüber und wird sagen:
„Diese Waffen gehörten Fürsten der Vorzeit.“

Aber auch schon bei Homer finden wir diese Begräbnissart erwähnt. Als der Leichnam des Hector verbrannt war, berichtet die Ilias (24. Vers 795 ff.):

Sorgsam legten sie nun das Gebein in ein golden Behältniss,
Wickelten Purpurdecken darum zur zarten Umhüllung,
Senkten es tief in's Gewölbe der Gruft, und häuften zuletzt noch
Mächtige Steine darauf und fügten sie dicht aneinander,
Schnell auch wurde das Maal ihm erhöhet.

Unter dem Gewölbe der Gruft muss man sich zweifelsohne eine aus aufrecht stehenden Steinen gebildete Grabkammer denken, die mit einem Decksteine verschlossen und über welche noch ein Steinhaufen errichtet war.

Reichen sonach dergleichen Steingrabmäler bis in das hohe Alterthum hinauf, so fallen sie doch auch zum grossen Theil in eine vorhistorische Zeit. Viele enthalten nur Steinwerkzeuge und Skelette. Die Cimbern, als sie gen Rom aufbrachen, führten eiserne Waffen, Helme, die den Rachen fürchterlicher Thiere glichen, eiserne Harnische und weisse Schilder, die einen blendenden Schimmer verbreiteten, zweizollige Spiesse und grosse schwere Säbel (Plutarch: Marius, 25). Gallier (Caesar bel. gal. 6, 19) und Germanen (Tacit. Germ. 27) verbrannten ihre Leichen und wenn Tacitus (cap. 16) von unterirdischen Höhlen der Germanen spricht, so kann solches auf die Hünengräber um so weniger bezogen werden, als er zugleich angiebt, dass das Grab des Verstorbenen ein Rasen erhöhe, was bei seinen Höhlen nicht der Fall ist. Die Gallier zu Cäsars Zeit hatten ihre heilige Stätte im Lande der Carnuten (6. 9. 6, 13) und die Druiden lebten in Höhlen oder verborgenen Felsklüften (Pomponius Mela III, 2), sie konnten daher keine Verehrung für die alten Denkmäler in der Bretagne hegen. Die Gräber mithin, welche blos Steinwerkzeuge und Skelette beherbergen, können nicht von Galliern und Germanen, sondern müssen von einem Volke errichtet sein, welches vor deren Einwanderung ihre Länder bewohnte. Das Haupt-Criterium aller erwähnten Grabmäler ist, dass sie aus Steinen bestehen und da sie sich, wenn auch modificirt, in einem grossen Theil der ganzen alten Welt finden, so deutet dieses auf einen gemeinschaftlichen Ursprung. Wir müssen also annehmen, dass ein Volk existirt hat, welches seine Cultur, namentlich die Sitte der Leichenbestattung in einer steinernen Umhüllung, weithin verbreitete. Halten wir diesen Gesichtspunct fest, so können wir nur in den alten Egyptern dieses Culturvolk erblicken. Eingangs ist erwähnt, wie die Steinverehrung bis in das höchste Alterthum

hinaufreicht. Das eigentliche Symbol des Jupiter Ammon in der Oase von Siwah war ein Stein; dieses Ammonium ist aber von Meroë, der Hauptstadt Aethiopiens, colonisirt (Herodot 2, 42); selbst die wichtigsten Städte Oberegyptens, Theben und Elephantine, datirten daher ihren Ursprung und in beiden befanden sich Tempel des Jupiter Ammon. Die Strahlen der Sonne, in welcher der höchste Gott der Egypter residirte, wurden als Steinkegel symbolisch dargestellt und Meteorsteine galten als Emanationen der Gottheit. Zweierlei Haupteigenthümlichkeiten zeigt der egyptische Character, eine Heilighaltung der Steine und eine Vorsorge für die Todten. Schon Herodot (2, 123) erzählt, die Egypter hätten zuerst gelehrt, dass die menschliche Seele unsterblich sei; deshalb erachteten sie die menschlichen Wohnungen auf der Erde nur für einen vorübergehenden Aufenthalt und nannten die Begräbnissstätten der Verstorbenen die ewigen Wohnungen (Diodor I, 51). Auf diesen Glaubenssatz basiren sich die öffentlichen Felsgräber in der Gegend von Memphis, welche eine Necropole bildeten, die sich zwischen dem Nil und der Libyschen Gebirgskette ausdehnt, einen Flächenraum von fast drei Quadratmeilen einnahm und wo man die Gräber nach ihrer äusseren Form und Anlage gewöhnlich in Hypogäen, Katakomben und Syringen eintheilt. Die Hypogäen sind tiefe senkrechte in die Felsen gehauene Schachte, deren Eingänge sorgfältig wieder verschlossen wurden und in welcher sich enge Gallerien, sowie durch Gänge unter sich verbundene Kammern befinden, in welcher die Mumien lagen; Katakomben sind in die Felsenkette horizontal oder senkrecht gebrochene Aushöhlungen an den Wänden mit Malerei verziert und unter Syringen versteht man kleinere und weniger verzierte gemeinschaftliche Familiengräber, welche in Felsen angelegt sind und aus einzelnen Grotten bestehen. Wo die Gelegenheit zu Felsengräbern fehlte oder wo kein hinreichendes Vermögen vorhanden war, umgab man den Leichnam wenigstens mit Steinen. Beweis dafür liefern die Gräber zu Sakkarah, welches die Necropole des alten Reiches war, und zwar zu einer Zeit, wo die Munificirung noch nicht eingeführt gewesen zu sein scheint. Mariette hat sie untersucht, und sie zeigen zwei Typen. Die erstere ist die gemeine, der Todte liegt nackt ohne Spur von Leinewand im Sande, doch findet man auch vier Mauern

eines rechtwinkligen Grabes aus gelben Backsteinen bestehend. Sorgfältiger ist die zweite, Mastaba genannt. Das Grab bildet einen massiven schwerfälligen Bau, dessen vier rechtwinklige nackte Mauern nach der Mitte zu etwas geneigt sind. Die Blöcke, woraus sie bestehen, sind gewöhnlich 50 Centimeter hoch. Die Masstäbe sind verschieden von 53—26 Meter Grösse und einer Höhe von 4—9 Meter. Sie sind in einem sandigen Terrain auf Felsen gebaut und bestehen aus harten Kalksteinen oder aus in der Sonne getrockneten Backsteinen. Oben bilden die Masstäbe eine platte Plattform. Das Innere besteht aus der Kammer, dem Corridor oder Serdab und den Brunnen. Im Hintergrund nach Osten befindet sich stets eine Säule. In der Kammer, welche in den Felsen gehauen ist und in welche man durch den Brunnen gelangt, zeigt sich der Sarcophag aus feinem Kalkstein, Granit oder Basalt bestehend und mit einem Deckel versehen (Ausland von 1869, S. 1085). In dem Lande des Bogos zwischen Egypten und Abessynien fand Munzinger grosse runde spitzzugehende Steinhügel (die an die Kurganen von Südrussland erinnern dürften), Schätze enthalten sollen und als Gräber eines früher dort wohnhaft gewesenen riesenhaften Volkes der Rom galten. Die jetzigen Gräber der Bogos werden in einem festen steinartigen Boden von Mannslänge etwa 7 Fuss tief gegraben und sind sehr eng. Der Leichnam wird in die Gruft hineingezwängt und unter den Kopf ein Stein gelegt. Hierauf wird die Oeffnung mit breiten massigen länglichen Schiefersteinen geschlossen und darüber ein 2 Fuss hoher Mauerring errichtet und dessen Inhalt mit schneeweissen Steinchen ausgefüllt, so dass sie über der runden Mauer einen weissen Kegel bilden (Munzinger Sitten und Rechte der Bogos, Heft I, S. 5 und 39). Wie aus den egyptischen Berichten hervorgeht, gab es unter den früheren Herrschern dieses Landes gewaltige Helden, die grosse Heerzüge unternahmen und bedeutende Ländergebiete eroberten. Schon der erste egyptische König Menes unternahm einen Feldzug über die Grenze des Landes (Eusebius bei Uhlemann, egyptisches Alterthum I, S. 85). Gnephactus, ein Vorfahr des weisen Bocchoris, führte eine Armee nach Arabien (Diodor I, 45), König Vexoris drang in seinen Feldzügen gegen die Skythen bis an den Pontus vor, ward aber hier von deren König Tanaus

in sein Land zurückgetrieben (Justin I, 1). Osymandias hatte Bactrien in seine Gewalt gebracht (Diodor I, 47) und der grosse Sesostris unterwarf, nachdem er Arabien und Libyen erobert, Aethiopien, zog mit einem starken Heere nach Asien, überschritt den Ganges und eroberte das Land bis zum Ocean, auch die zwischen Egypten und Asien liegenden Inseln, wie er denn gleichfalls die Skythen bis zum Tanais, die Cycladischen Inseln und Europa bis nach Thracien unterjochte (Diodor I, 53). Tacitus berichtet (Annal. 2, 60), dass laut der in den Ruinen der alten egyptischen Stadt Theben befindlichen Hieroglyphen diese Stadt einst 700,000 Krieger in das Feld gestellt gehabt und mit dieser Armee hätte der König Rhamnes, welcher mit Sesostris identisch erscheint, Libyen, Aethiopien, die Meder, Perser, sowie Bactrien und Skythien erobert, auch Syrien, Armenien, Cappadocien, Bithynien und Lycien bis zu dem Meere seinem Reiche hinzugefügt. Aber nicht blos als Eroberer, sondern auch als friedliche Colonisten verbreiteten Aethioper und Egypter weithin ihre Cultur. Colonien haben die Egypter nach verschiedenen Erdtheilen geschickt (Diodor I, 29). Die Namen der Götter waren von Egypten nach Hellas gekommen und Dodona, das älteste Orakel von Hellas, rühmte sich egyptischen Ursprungs (Herodot 2, 54). Nachdem der egyptische Osiris sich durch Civilisirung der Ureinwohner Egyptens die schönsten Verdienste erworben hatte, durchzog er in Gemeinschaft mit seinem Bruder Apollo (Harueris) auch alle übrigen Länder, um denselben die Segnungen seiner Erfindungen und Gesetze mitzutheilen. Er versammelte ein Heer und führte es, jedoch ohne von seinen Waffen Gebrauch zu machen, durch Aethiopien und Arabien bis zum Indus. Auch die Länder Asiens besuchte er und ging nach Europa, wo er den Maron in Thracien, den Macedo in Macedonien und den Triptolemus in Attika als Regenten und Statthalter zurücklies. Ueberall war man dankbar für seine Wohlthaten und er wurde als Gott verehrt (Diodor I, 17 ff., Plutarch de Iside, cap. 13 ff.). So sehen wir, wie sich egyptische Cultur bis in die entferntesten Länder verbreitete, als deren Zeichen die Grabdenkmäler und die damit in Verbindung stehenden heiligen Steine übrig geblieben sind. Um den Todten eine möglichst sichere Ruhestätte zu bereiten, wurde solche aus Steinen errichtet; ein weiterer

Kreis von Steinen umgab sie und dadurch wurde sie unter dem Schutz des grossen in der Sonne residirenden Gottes gestellt. Die egyptischen Colonisten führten diese Sitte ein, sie fand Anklang, ward unter mannichfacher Abänderung allgemein angenommen und immer weiter verbreitet. So erblicken wir, wie ein unsichtbares gemeinschaftliches Band die verschiedenen Länder Europas umschloss. Es sind Klänge einer früheren Zusammengehörigkeit. Herodot berichtet, wie ihm die Delier erzählt, dass die Hyperboreer Heiligthümer in Weizenstroh gepackt, durch Skythien nach Dodona und Delos dem Apoll zu verehren, gesendet hätten. Zwei Weiber und fünf Männer, die diesen zum Schutz beigegeben, sollen die Opfergaben überbracht haben. Zu Herodots Zeiten erschienen keine directen Abgesandten mehr, doch die Hyperboreer überlieferten ihre Gabe in Weizenstroh gepackt anderen Völkern, welche sie nach Delos brachten (Herodot 4, 33 und 34). Die Hyperboreer setzt Hecatäus, ein Zeitgenosse Alexander des Grossen, auf eine Celtica gegenüber nach Norden zu im Ocean liegende fruchtbare Insel mit mildem Clima, nicht geringer an Grösse wie Sicilien, also offenbar das heutige Britannien, wo sich auch ein grossartiger Hain und ein durch seine runde Form ausgezeichneter Tempel befand. Sie besitzen, fährt Hecatäus fort, eine eigenthümliche Sprache und sind vor alten Zeiten her den Griechen, besonders den Atheniensern und den Deliern wohlwollend gesinnt. Ihren Nachrichten zufolge, sollen einst Griechen nach ihrem Lande übergeschifft sein und Geschenke dort zurückgelassen haben, wie denn auch von ihrem Lande ein gewisser Abaris nach Griechenland gereist ist und die alte Verbindung mit den Deliern erneuert hat (Diodor II, 47). Dass aber Egypter wirklich in dem europäischen Norden gehaust haben, davon zeugen Culturgegenstände, die von ihnen zurückgelassen sind. In den antiquarischen Museen findet man nicht selten als aus den Hünengräbern herstammend, Armbänder von Bronce oder Gold, die so klein sind, dass kein Frauenzimmer von dem Menschenstamme, der jetzt West- oder Nordeuropa bewohnt, dieselbe über die Hand bis an das Handgelenke zu schieben vermöchte; eben so neben gewöhnlichen auch Bronceschwerter mit so kurzen Griffen, dass sie von einer ausgewachsenen Hand der Völker, welche jetzt West- oder Nordeuropa

bewohnen, nicht gefasst oder gebraucht werden können, indem sie eine gewöhnliche Männerhand höchstens mit drei Fingern zu fassen im Stande ist. Nach einer Auskunft des Herrn W. Peters fand sich bei einer egyptischen Mumie, die 5 Fuss 3 Zoll in der Länge mass, die Breite über der Handwurzel 2 Zoll 5 Linien. Die Klinge eines der gedachten Bronceschwerter misst der Länge nach 20 Zoll 4 Linien, das ganze Gefäss 4 Zoll 1 Linie und der Griff oder der Theil, welcher mit der Hand umspannt wird, 2 Zoll 2 Linien. Hieraus geht hervor, dass die Hände, für welche das Bronceschwert gemacht, nicht oder nicht viel über 2 Zoll 2 Linien breit waren. Dergleichen Schwerter und Armbänder konnten daher nur von einem Volk, von Natur der Egypter, nicht aber der heutigen Bewohner Englands, Frankreichs und Deutschlands geführt werden (Nilson S. 77—79).

Den Gebrauch, Grabstätten mit Steinkreisen zu umgeben, trifft man noch jetzt an, offenbar als Ueberbleibsel einer uralten Sitte. Als E. von Ransonet das Todahland in Indien besuchte, machte er einen Ausflug nach einem mehrere Meilen entfernten Begräbnissplatz. Nach einem längeren Marsch über kahle Bergrücken und durch Thäler, wo Kreise von Steinblöcken die Stelle andeuteten, dass einmal ein Todahdorf daselbst gestanden, erreichte er ein kleines schattiges Thal, wo mit Knochenstücken vermischte Asche und verkohlte Holzblöcke den Platz bezeichneten, auf dem man die Todahkinder zu verbrennen pflegte. Nicht weit davon befand sich eine Wiese und auf derselben bezeichnete man ihm zwei schlichte Steinkreise als Ruhestätte von acht erwachsenen Todahs. Die Kreise hatten etwa 3 Schritt im Durchmesser und bestanden der eine aus 14 und der andere aus 47 Steinen, doch gewahrte man in beiden eine Lücke, welche durch eine kleine Grube gebildet war, die dadurch entstanden, dass jeder der Hinterbliebenen von dieser Stelle aus ein paar Hände voll Erde auf die Asche der dahin Geschiedenen zu werfen pflegt.

Die grösste Vereinigung von Steinkreisen findet sich wohl in der Nähe der Stadt Sligo, in dem District Carron more (Irland). Sie liegen etwa zwei englische Meilen von der Stadt und haben ohne Ausnahme einen oder mehrere Cromlechs in ihrem Innern. Meist besteht der Kreis aus einer einfachen

Reihe von Steinen, bisweilen aus zwei, selten aus drei. Man zählt ausser vielen, die schon zerstört sind, etwa noch an sechzig. In allen fand man menschliche Gebeine und irdene Geschirre (Wächter S. 223). An einer schaurig wilden Stelle des Forstes an dem Werbellisee in der Uckermark findet sich ein Kreis von Feldsteinen, der Bärenskirchhof von dem Landvolk genannt, offenbar das Zeichen eines früher hier gelegenen Opfer- oder Begräbnissplatzes. (Die Grenzboten, eine Zeitschrift von 1872, II. Semester S. 415.) Höchst interessant ist der Fund bei einem Chausseebau nach Bahnhof Briesen, ohnweit Graudenz: Bei einem Hügel stiess man in einer Tiefe von 1½ Meter auf zwei menschliche Skelette, unmittelbar neben einander gebettet, die eine kranzförmige Einfassung von kleinen Steinen hatten. Man fand dabei ein etwa 12 Centimeter langes und 2 bis 3 Centimeter breites spitz zulaufendes Messer oder Lanzenspitze aus schwarzem Feuerstein und roher Bearbeitung. Nur ein Schädel konnte vor der Zerstörung bewahrt werden; dieser ist aber von prägnanter Schönheit und seine Abweichung von der Schädelbildung der kaukasischen Race so gross, dass sie selbst einem Laien auffallen muss (Spenersche Zeitung Nr. 410, vom 23. November 1872, Erste Beilage). Der in einer sumpfigen Umgebung liegende aus Erde bestehende Burgwall bei Schlieben, ohnweit der schwarzen Elster, nebst zwei dabei befindlichen trocknen Rasenflächen, von welchem der eine bequem mehrere Tausend Mann fassen kann, waren früher in 100 bis 200 Schritt Entfernung mit einem Kranz von einzeln liegenden, in den Sumpf mit grosser Mühe hineingeschafften mächtig grossen Granitsteinen umgeben, die in neuerer Zeit vielfach gesprengt und zum Häuserbau verwendet sind (Schuster: die Heidenschanze, S. 5 und 91). Auch bei Blonsholm, Kirchspiel Skee im Bohuslehn (Schweden), zeigt sich ein Kreis von etwa 150 Schritt im Umfang. Er besteht aus 11 grossen Steinen, jeder zwischen 2—3 Ellen hoch und 6—8 Ellen im Umfang, in dessen Mitte ein 2½ Ellen hoher Stein liegt (Worsae, Alterthumskunde S. 29), welcher wahrscheinlich zu einer gleichartigen Bestimmung gedient hat. Etwa in der Mitte der Westküste der Insel Arran, ohnweit Glasgow, stösst man auf Ueberbleibsel eines Ringes von kleineren Steinen, dann aber auf drei ohngefähr 15 Fuss über den Erdboden hervorragende und min-

destens 7 Fuss darin herabreichende aufrechte Säulen von rothem Sandstein, von welcher die eine eine Durchlöcherung zeigt (Ausland von 1869, S. 465) und dürfte dieser Punkt für einen geheiligten angesehen werden müssen. Die zu den Orcaden gehörige Insel Mainland ist durch ihre stehenden Steine berühmt. Man sieht noch 30 an der Zahl und sind es Theile von zwei Kreisen, deren grösster Einhundert, der kleinere aber 30 Ellen im Durchmesser hat. Die Kreise sind nicht mehr vollständig, doch ist die frühere Form noch erkennbar. Die Steine sind an Grösse und Form verschieden, der grösste ist etwa 14 Fuss hoch und die Dicke gewöhnlich 6 Fuss; behauen ist keiner (Westermann Monatshefte von 1866, S. 533). Dieser Steinkreis wird von 12 bedeutenden Grabhügeln umschlossen und in der entgegengesetzten Seite des Steinkreises zeigen sich drei ungeheuere Monumentsteine, in einem Halbkreis aufgerichtet (Worsae, die Dänen in England, S. 154). Ohngefähr eine halbe Meile von Bergelau, im Flothower Kreise (Westpreussen), erblickt man mitten im Walde einen Kreis von vierzig grossen Steinen, ein jeder 10 Fuss von dem andern entfernt. Sie sind 2—4 Fuss breit und tief in die Erde gesunken, ragen aber doch noch 4 Fuss aus derselben hervor. In der Mitte befinden sich zwei grössere Steine von 10 Fuss hoch und 5 Fuss breit (Tettau und Temme, Volkssagen 231 und 241). Asmus sah auf der Insel Rügen, ohnweit Arcona, ein interessantes Hünengrab. Sechs und dreissig kleinere rohbehauene Steine schliessen einen etwas tiefliegenden Platz ein, zu dem zwei fast 12 Fuss hohe Granitblöcke den Eingang bilden (Deutsche Romanzeitung Nr. 44 von 1872, Feuilleton, S. 619). Auch versicherte mir Herr Ober-Regierungs-Rath von Tettau, dass er nicht weit von Lonk bei Neumark in Westpreussen einen unversehrten Kreis von 36 Steinen gesehen habe, in dessen Mitte sich ein grösserer Steinpfeiler befunden. Ohngefähr vier Stunden von Eyendorf, Amt Salzhausen, im Lüneburgischen, steht in der Haide ein Gerippe von Steindenkmalen, die etwa 200 Schritte eins von dem andern entfernt sind. Unter denselben befindet sich ein zerstörtes Hünengrab, etwa 40 Fuss lang und 15—20 Fuss breit und dabei lag ein Granitblock, 5 Fuss im Quadrat, wahrscheinlich ein Deckstein, der zu dem Fundament eines Hauses verwandt ist. Unter demselben fand man einen mas-

siv goldenen Hand- oder Armring (Deutsches Kunstblatt von 1854, S. 42). Nördlich von Tyrus nimmt man einen Kreis stehender Steine wahr, wovon die Sage geht, dass es in Steine verwandelte Menschen wären (Ausland von 1865, S. 827) und zu Pharä in Achaja standen, wie wir bei Pausanias (10, 24) lesen, ganz nahe bei dem Bilde des Hermes, dreissig viereckige Steine, welche von den Pharäern verehrt wurden, die einem jeglichen den Namen eines Gottes gaben. Aber dergleichen Steinkreise bilden nicht blos eine Umgebung von Gräbern oder einen sonstigen heiligen Ort, sondern sie sind auch in Folge anderer Ursachen entstanden. So sah Capitän Coldewey in Ostgrönland öfters einen Kreis von Steinen, was ein Zeichen war, dass Eskimo's dort gehaust hatten, indem sie die Steine zur Befestigung ihrer Sommerzelte gebrauchen und bei manchen Völkerschaften Ostindiens sollen ähnliche Steinkreise gleichfalls die Wohnungen von Menschen anzeigen. Gerhard Rohlfs beobachtete in der Sahara, wie das Dasein einer Mosche symbolisch durch Steine bezeichnet wird. Es wird gewissermassen nur der Grundriss einer Djemma durch gelegte Steine angedeutet und der also bezeichnete Punkt von jeder vorüberziehenden Karavane zum Gebet benutzt (Die Natur von Ule und Müller von 1871, S. 78.) Auch bezeichnen runde Steinwälle die Ueberreste alter Kaffernkraale in Südafrika (Das Ausland von 1872, S. 986).

Bei den Steinkreisen bemerken wir öfters einzelne aufgerichtete Steine oder Säulen, meist Monolithe, die theilweise mit dem Steinkreise in Verbindung stehen, oft aber auch abgesehen von denselben auftreten.

Höchst interessant sind die hierher zu rechnenden sogenannten Wackelsteine, die gewiss zu uns nicht bekannten religiösen Handlungen gedient haben. Es sind dies meist runde oder zugespitzte Steine, von zum Theil gewaltigem Umfang und Gewicht, welche auf der ebenen Fläche oder Spitze eines anderen Steines und zwar in einer muldenförmigen Vertiefung stehen und in so wundervollem Gleichgewichte aufgestellt sind, dass ein Kind sie im Kreise herumdrehen kann, während menschliche Kraft nicht im Stande ist, sie umzustürzen. Wir möchten den sogenannten Garnwindenstein, Amt Koppenbrügge, Landdrostei Hannover, hierher rechnen. Mitten im Walde befindet

sich die Teufelskirche, wo mehrere zum Theil recht ansehnliche Felsstücke, theils herabgestürzt, theils über einander gelagert sind. Auf der einen Stelle ist ein Felsblock so auf einem andern basirt, dass er lediglich mit einer Hervorragung wie mit einem Hypomaglion auf ihm ruhet, im Uebrigen aber ganz frei liegt. Er ist 22 Fuss lang, 16 Fuss breit, 12 Fuss dick, und lässt sich ohne Anstrengung in Bewegung setzen, so dass es ein Vergnügen gewährt, die kleinen darauf stehenden Sträucher in der Luft hin- und herschwanken zu sehen (Wächter, S. 85). Leider sind die meisten dieser Steine vernichtet. Nicht weit von dem Städtchen Pontaver, bei dem Dorfe Trejunc in der Bretagne, befindet sich ein sogenannter Druidenstein, der zitternde Stein genannt. Er ward in alten Zeiten gebraucht, um Gottesurtheile auszusprechen. Dieser Stein ist nämlich mit einem vorspringenden Ende auf einem anderen, aus dem Boden mit einer Spitze hervorragenden Stein im Gleichgewicht so aufgelegt, dass ihn auch ein Kind, wenn es nur am rechten Flecke fasst, in zitternde Bewegung versetzen kann. (Das Morgenblatt Nr. 33 von 1856, S. 773.) Auf der Insel Bornholm sollen noch drei vorhanden sein. Der grossartigste findet sich in Ostindien. Als die Mitglieder, welche die Weltfahrt der Novara mitmachten, die sieben Pagoden bei Madras besuchten, stiegen sie auf Felstreppen zu den oberen Pagoden oder zur freien Plattform, welche eine reizende Aussicht auf die sämmtlichen künstlichen Bauten gewährte. Hier fanden sie einen länglichen Gneisblock, der zu einem steinernen Ruhebette verarbeitet war. Am oberen Ende lag ein Tiger zur Bewachung des Lagers, welcher aus einem riesigen ellipsoidischen Felsblock bestand und auf einer zarten Spitze dergestalt genau balancirte, dass er zwar leicht bewegt, aber weder verrückt noch umgeworfen werden konnte, ja selbst wiederholte Sprengversuche vergeblich gemacht waren (Illustrirte Leipziger Zeitung von 1858, S. 243).

Die Errichtung von Monumentsteinen und Säulen datirt sich aus den ältesten Zeiten und die den Steinen beigelegte göttliche Natur mag wohl die erste Veranlassung dazu gegeben haben. Die Ursache zur Errichtung solcher Steindenkmale war mannichfaltig; zunächst dienten sie als Altäre, um der Gottheit Opfer darzubringen und zu diesem Behuf kam Josua

dem oben erwähnten Befehl von Moses nach und errichtete einen Altar aus ganzen Steinen, die mit keinem Eisen behauen waren. Wir treffen zum Theil bei Steinkreisen, zum Theil sonst oft gewaltige isolirte Felsblöcke, welche für Altarsteine genommen zu werden pflegen. Daher heisst es auch in der Bibel II. Mose 20, 26: Du sollst auch nicht auf Stufen zu meinem Altar steigen, er musste mithin auf der Erde liegen. Sie bezeichnen aber auch oft Thingstätten und Versammlungsplätze, wo namentlich die Königswahl abgehalten wurde. Erzbischof Rode, der 1470 gestorben sein soll, beschreibt die Abhaltung eines Bördings-Gerichts folgendermassen:

„Int erste geit war meines Gn. Herre wegen de Greve up „des Stichtes Hof und up des Bördings Steen stahn und meines Gn. Herre Amtlüde stahn bei ihme, allenthalben bened- „der der Steen. Die Schwaren und die Gemeine de des Bör- „dingspflichtig seyn stahn vor dem Herren, nedder den Stein „umher“ (Wächter S. 204), und in der Fritjofs-Sage von Tegnér, Gesang XXII. S. 170 heisst es:

Hoch ragte Fritjof auf dem Stein,
Zur Seit' ihm war
Der Königssohn, ein Knabe klein,
Mit goldenem Haar.

Bei Ossian aber (I. S. 57) lesen wir:

Ein Felsen biegt sich längs der Küste hin
Mit wiederhallenden Wäldern,
Auf seinem Gipfel ist der Kreis von Loda
Und der moosige Stein der Macht.

Sonstige Monolithen oder Säulen dienten entweder zur Erinnerung an eine Begebenheit oder sie waren dem Andenken eines Menschen gewidmet oder dienten sonst zur Bezeichnung eines Merkmals.

Erinnerungssteine sind sehr alt und gehören dahin die von Josua auf Befehl Moses zum Andenken an den Uebergang über den Jordan gesetzten 12 Steine. Ja sogar ein antediluvianisches Denkmal führt uns Flavius Josephus vor. Nachdem Abel, so erzählt er (alte Geschichte I. 253) von Kain erschlagen und dieser mit seiner Famiiie flüchtig geworden war, erzeugte Adam noch mehrere Kinder und unter diesen Seth. Dessen Kinder trieben Ackerbau und beschäftigten sich mit der Kenntniss (σοφια) der himmlischen Dinge und deren Anordnung. Damit

aber ihre Entdeckungen nicht verloren und bevor sie zur Kenntniss der Menschen kämen, untergehen möchten (da Adam vorausgesagt, dass alles Erschaffene untergehen würde), so errichteten sie zwei Säulen, eine aus Ziegeln, die andere aus Stein und gruben auf beiden ihre Entdeckungen ein, damit wenn die Ziegelsteinsäule durch die Gewalt des Wassers zerstört werden sollte, die übrig bleibende steinerne Säule ihre Inschrift den Menschen verkünden könnte, sowie dass noch eine aus Ziegeln vorhanden gewesen — und sie steht, schliesst er den Satz, noch bis heute in dem syrischen Lande. Wir haben jedoch keine Andeutung über deren Existenz gefunden. Nach demselben Schriftsteller (7, 10, §. 3) hatte Absalon in dem königlichen Thale eine Säule aus Marmor errichtet, welche er sein Fussgestell (ιδιαυχειρα) nannte, damit, wenn auch seine Kinder umkämen, doch deren Namen auf der Säule fortdauerten. Diodor (I, 27) erwähnt zweier Säulen, eine der Isis, die andere dem Osiris geweiht. Die erste enthielt folgende Inschrift: „Ich bin Isis, die Königin dieses Landes, von Mercur erzogen. Die von mir errichteten Gesetze kann Niemand vernichten. Ich bin die älteste Tochter des jüngsten Gottes Saturnus. Ich bin die Frau und Schwester des Königs Osiris. Ich bin diejenige, welche zuerst den Menschen den Ackerbau gelehrt hat. Ich bin die Mutter des Königs Horus. Ich bin diejenige, welche bei dem Aufgang des Hundsgestirns geboren wird. Mir zu Ehren ist die Stadt Bubastis erbauet. Egypten, mein Vaterland, lebe wohl und glücklich.“ Auf der andern des Osiris las man folgendes: „Mein Vater ist Saturn, der jüngste der Götter. Ich bin Osiris, der König, der das Heer in alle Länder bis zu dem unwirthbaren Indien, bis hoch in den Norden hinauf, bis zu den Quellen des Ister und in alle sonstigen Gebiete bis zu dem Ocean führte. Ich bin der älteste Sohn des Saturn, aus herrlichem und edlem Blute entsprossen, ein Verwandter der Gottheit. Es giebt keinen Ort der Erde, wohin ich nicht gekommen wäre; überall habe ich meine Wohlthaten hinterlassen.“

Auch gehört hierher der sogenannte Moabiter Stein, eine Säule jenseit des rothen Meeres, welche erst vor Kurzem zerstört ist, und mit einer Inschrift versehen war, worin der Moabiter-König Mecha seinem Gott Kamisch dankt, dass er ihm den

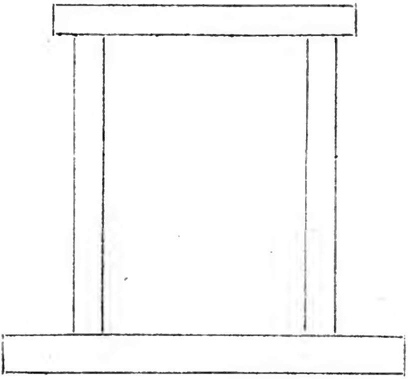
Sieg über die Israeliten (etwa um 856 v. Chr.) verliehen. Noch erzählt Diodor (II, 11) von der Semiramis, dass sie in den Armenischen Bergen einen Felsblock habe aushauen lassen, 135 Fuss lang und 25 Fuss breit, der mittelst Ochsen und Esel bis zu dem Flusse geschleift und von da aus auf Fahrzeugen nach Babylonien geschafft worden, hier aber aufgerichtet wäre. Wegen seiner Gestalt nannte man ihn einen Obelisk. Wahrscheinlich sollte er blos als Zierde dienen. Zu Lernaka auf Cypern bei dem alten Cittium ist auf dem Felde ein Basaltblock 7 Fuss hoch und 2½ Fuss breit gefunden, der mit Keilschrift bedeckt war und an der Vorderseite das Bild eines Fürsten oder Priesters, ein Scepter in der Hand tragend, zeigte; wohl ein Denkmal, dass Cypern einst unter Assyrischen Herrschern gestanden (Mover's Phönicien I, S. 294). Auf dem Berglande Harowtis in Mocundura Ghat (Ostindien), sah Tod eine Menge merkwürdiger Denkmäler aus früher unbekannter Zeit herrührend, besonders zeichneten sich zwei einzeln stehende Denksäulen von grosser Schönheit in der Sculptur aus, wo Hindu- und Egyptischer Styl vereinigt zu sein schienen (Ritter, Asien IV, 2, S. 823). Procop (Hist. V) erzählt, dass als die phönicischen Gergesäer und Jebusäer durch Josua aus ihrer Heimath vertrieben, sich nach Libyen gewendet, hier zwei Säulen aufgerichtet hätten, die in phönicischer Schrift folgendes enthielten: Wir sind es, die entflohen vor Josua, dem Räuber, dem Sohne Nare's. Auch Herodot (II, 106) sagt, dass man in verschiedenen Gegenden Säulen erblicke, wie er deren selbst in Syrien und Palästina gesehen. Nach ihm hätte der egyptische König Sesostris dieselben gesetzt und darauf stand die Inschrift: Dieses Land habe ich mir mit meinen Armen erworben. Man glaubt, dass diese Säulen zur Bezeichnung der Heer- und Karawanenstrassen gedient hätten. Auch namentlich im Norden Europas sind dergleichen Denksteine nicht selten, nur dass man meist ihren Zweck nicht kennt. So steht gleich ausserhalb der Stadt Farrés in Nainshire (Schottland) ein beinahe 20 Fuss hoher Stein, auf dessen einer Seite man ein grosses Kreuz und darunter einige undeutliche Menschenfiguren gewahr wird; auf der andern Seite ist eine Anzahl von Reitern und Fussvolk abgebildet, wahrscheinlich das Bild einer Hinrichtung, denn man sieht mehrere Körper und abgehauene

Köpfe. Das Kreuz deutet auf das Christenthum, doch es mangelt jede weitere Kenntniss (Worsae, Die Dänen in England, S. 138).

Gedächtnisssteine zum Andenken Gestorbener finden wir besonders in dem scandinavischen Norden, Schottland und Irland; sie werden Bautasteine genannt. Als Odin seine Wohnstätte bei dem See Alt-Sigtuna genommen, befahl er, die Todten mit ihrer Habe auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen, die Asche aber in den See zu tragen oder in die Erde zu vergraben, bei Angesehenen unter einem Hügel und bei denen, welche sich durch eine Heldenthat ausgezeichnet, Bautasteine zu errichten (Kruse, Urgeschichte, S. 379 ff., Geiger, Geschichte Schwedens, übers. Hamburg 1832, I, S. 20). Diese Bautasteine sind öfters mit Runen versehen und Worsae in seiner nordischen Alterthumskunde hat viele davon abgebildet; sie gehören wohl grösstentheils der historischen Zeit an und stehen oft ausserhalb der Begräbnissstätte.

Säulen oder Steine zu religiösen Zwecken oder an geweiheten Orten aufgestellt, trifft man schon in sehr alter Zeit. Der phönicischen Sage zufolge, setzte Usoos, der erste Schiffer, auf einem Baumstamme nach der Insel Tyrus über und errichtete daselbst zwei göttlich verehrte Säulen (Movers Phönicier I, S. 127). Das Heiligthum auf der Insel Philae (Egypten) enthält einen Rundbau von 14 bis 16 Säulen, ohne irgend eine Decke (description de l'Egypta I., p. 38), an welcher sich eine Kolonade von Säulen, 93,3 Meter lang, reihet, wovon noch 31 stehen. Das Heiligthum im Westen enthält gleichfalls einen Rundbau, 21 Meter lang und 15 Meter breit und ist wahrscheinlich nicht bedeckt gewesen (p. 94). Der grosse Tempel zu Edfou ist mit einem Kranz von 38 Säulen umgeben (p. 288). Weithin leuchtete, wie Lucian berichtet, der berühmte Tempel der Astarte zu Hieropolis im nördlichen Syrien mit seinen ionischen Säulenreihen von einem Hügel über die Stadt, ruhend auf einer Mauerterrasse mit gewaltigen Propyläen und aus denselben ragten zwei enorme Steinpfeiler (Sinnbilder der Zeugungskraft, Phallen) hervor und auf diese stieg jährlich ein Mensch, um sieben Tage und Nächte zu beten (Burkhard, Zeit Constantin des Grossen, S. 183). Ueberhaupt zeichnet sich Syrien durch lange prachtvolle Säulenstrassen von der gross-

artigsten Construction aus. (Monatsbericht der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, J. 1854, S. 214.) Der egyptische König Pheron weihete, als er nach zehnjähriger Blindheit sein Gesicht wieder erhielt, dem Heliostempel zwei Obelisken, jeder 100 Ellen hoch, aus einem einzigen Stein bestehend (Herodot 2, 111). Hierher gehört auch das Heiligthum der Latona. Nach Herodot II, 155 befindet sich in der egyptischen Stadt Buto ein Tempel der Latona mit einem Orakel. Er hat Propyläen 40 Ellen hoch. In demselben sieht man das Heiligthum der Latona aus einem Stein gefertigt, eben so lang als hoch. Jede Wand ist von gleicher Länge und Höhe, und zwar 40 Ellen. Als Dach dient ein anderer Stein, der 4 Ellen über den Bau hervorragt. Dr. Barth sah in der Nähe von Tripolis eigenthümliche, wahrscheinlich zur Gottesverehrung bestimmte Baudenkmale. Es sind zwei auf gemeinschaftlicher Basis errichtete grosse viereckige Pfeiler, über welche ein dritter ungeheurer Stein von gleicher Breite mit dem Pfeiler gelegt ist, wovon nachstehende Skizze ein Bild giebt:



Jeder der beiden Pfeiler hat 60 Centimeter ins Gevierte und sie sind 48 Centimeter von einander entfernt. Die Höhe beträgt 3 Meter 12 Centimeter. Bei einem Bauwerk hat der westliche Pfeiler viereckige Löcher an der einen Seite, während die

entsprechenden Oeffnungen an der östlichen Seite ganz durchgehen. Bei diesem Pfeiler befand sich eine Anzahl grosser flacher viereckiger Steine, welche eine eigenthümliche Bearbeitung zeigten. Einer derselben war 85 Centimeter lang und breit und 35 Centimeter hoch, mit einem vorstehenden Theile an der einen Seite. Auf der Oberfläche bildete eine ringsumlaufende 12 Centimeter breite Rinne, ein mit der andern Seite des Steines paralleles Viereck; von dieser Rinne ging wiederum eine andere, die an dem vorspringenden Theil entlang läuft, aus. Mehrere ähnlich gearbeitete Steine lagen umher (Barth, Reisen in Afrika im Auszug I, S. 28). Das vorbeschriebene eigenthümliche Gemäuer ähnelt den Thoreingängen von altgriechischen Behausungen, welche Wilhelm Langhanns (ein Stück Orient, s. Europa von Steger von 1872, S. 1107) als aus zwei vertikalen, nebst einem darauf gelegten horizontalen Steinbalken bestehend, beschreibt. Auf der zu den Ladronen oder Marianen gehörigen Insel Tinian finden sich in der Nähe des Landungsplatzes Sanharan zwölf Pfeiler, sechs in zwei Reihen gegenüber geordnet. Die Pfeiler sind 15 Fuss hoch, vierseitig, an der Basis 6½ Fuss ins Geviert, nach der Spitze zu sich allmählig auf 4½ Fuss verdünnend. Jeder Pfeiler trägt eine Halbkugel, deren Kreisebene nach oben gerichtet ist. Die Schäfte bestehen aus einer zusammengekitteten Mischung von Sand und Kalk und bilden eine homogene Masse. Wer solche errichtet hat und aus welcher Zeit sie stammen, ist unbekannt. Aehnliche Alterthümer giebt es noch auf den zu den Marianen gehörenden Inseln Rota und Guayan, nur sind sie nicht so hoch, messen blos 4, 5 und 6 Fuss und sind nicht alle aus Stein. Unter einigen sind menschliche Skelette angetroffen, die aber nicht ausgestreckt, sondern sitzend oder kauernd beerdigt worden sind, wie solches noch heut zu Tage Gebrauch in Japan ist und in Peru früher war (Ausland von 1866, S. 518, 981). Tragen die eben beschriebenen Pfeiler eine Halbkugel, so kann man darin vielleicht eine Annäherung an den umgestürzten Obelisken in Fayum von Egypten, welcher von König Asantoser I. errichtet sein soll, finden, indem dessen Spitze sich dadurch von anderen Obelisken auszeichnet, dass sie eine eigenthümliche Abrundung hat (Ausland von 1867, S. 728). Gleichfalls gewahrt man zu Samoa, welche zu den Schifferinseln gehört,

nicht weit von dem Hafen Apia, 18 Steinpfeiler, die einen elliptischen Raum begrenzen, mit einem Durchmesser von 50 Fuss Länge und 40 Fuss breit (Relation von Pritschard, s. Ausland von 1867, S. 291). Aehnliche Denkmäler sah Dr. Haberwald auf der Insel Banka im ostindischen Archipelagus. Es zeigt sich nämlich in der Nähe der Hauptstadt Muntok gegen den Berg Monopayerm zu, wenn man nach einer Wanderung von 1½ St. aus einem dunklen Hochwalde heraustritt, eine mit dichten Gestrüpp bewaldete Anhöhe und darauf etwa 10 Granitblöcke, wovon der grösste etwa 12 Fuss hoch und 16 Fuss lang auf drei kleineren Blöcken ruht, wodurch eine mannshohe Höhle gebildet wird. Granit kommt in einer entfernten Gegend der Insel vor und somit müssen die Granitblöcke in einer nicht zu ermittelnden Zeitperiode hierher geschafft sein (Ausland 1867, S. 478). Mitten im Ocean liegt einsam die Osterinsel. Auf der Ostseite derselben erblickt man eine Anzahl riesiger Bildsäulen, die theils in Gruppen auf Unterlagen von Steinen, welche ohne Mörtel in einander gefügt sind, theils namentlich die grösseren vereinzelt unmittelbar auf dem Erdboden stehen. Eine davon ist 27 Fuss hoch, in der Brust 8 Fuss breit und im Schatten einer andern fanden 30 Menschen Platz. Sie stellen sämmtlich den Rumpf eines menschlichen Körpers dar, die Hände an die Hüften gedrückt, sind roh gearbeitet und aus einer leichten bröckligen Lava geschnitten. Auch sieht man ohnweit der Terrassen, wo die Bilder sich befinden, walzenförmige Steinpfeiler aus rothem Tuffstein, 6—9 Fuss hoch; ein besonders auffallender, 3½ Fuss im Geviert haltend, steht bei Winipee. Der Oberbau dieses tritt randartig über seine Unterlage hervor und er endigt in zwei Hörner, durch eine tiefe sattelförmige Lücke getrennt. Auf jedem Horn ist im schwachen Relief ein Gesicht eingekerbt. Auf dem vortretenden Theil des Pfeilers sind Brust und Nabel angedeutet. Da wo der vorspringende Theil des Denkmals an den Schaft anschliesst, sind die Finger der Hände gegen die Hüfte gestemmt, wie bei den Götzenbildern. Die Eingeborenen versicherten, dass Menschenopfer dort den Feuertod erlitten haben sollen. Die jetzigen Einwohner der Osterinsel errichten nur Denkmale im Kleinen, welche aus einer Menge pyramidalisch auf einander gelegter Steine bestehen, wovon der oberste weiss angestrichen ist. Sie begraben ihre

Todten und bezeugen zwar Achtung vor diesen Bildern, widmen ihnen aber keine Verehrung. Es bieten dieselben das Beispiel eines aus höherer Cultur zurückgegangenen Menschenstammes dar, indem die früheren Wohnungen derselben grösser und besser eingerichtet waren, wie die jetzigen. Ihre Vorfahren, welchen auch die Errichtung der Bildsäulen zugeschrieben wird, sind nach ihren Berichten aus der Insel Oparo oder Rapait unter einem König Tu-ku-i-u nach der Osterinsel gekommen und haben mithin 450 deutsche Meilen gegen Osten und gegen den Passatwind gemacht, doch haben sie sich wahrscheinlich eine Zeit lang auf der Pitkairn-Insel aufgehalten (Tempel der Natur und Kunst 1802, I, S. 122 ff. Europa von 1869, S. 1371. Ausland von 1870, S. 804). Auch sind bei ihnen Holztafeln aus dem Holze einer Edwardsia bestehend, gefunden, worin Zeichen eingegraben sind und es ist noch nicht ermittelt, ob solche für Schriftzeichen oder für Hieroglyphen zu erachten. Was die eigenthümlichen Bildsäulen betrifft, so ist die Hypothese aufgestellt, dass dieselben vergötterte Vornehme oder Adelige darstellen sollen, die auf ihren Gräbern errichtet sind und würde man die Holztafeln vielleicht für ein hieroglyphisches Verzeichniss eines Königs- oder Adelsgeschlechts anzusehen haben (Westermann, Illustrirte Monatshefte, Mai 1872, S. 221—323). Höchst merkwürdig sind die Monumente, welche man bei den Cossià's oder Khasia's im östlichen Bengalen antrifft. Das interessante Volk bewohnt ein Hochland von 4000 bis 6000 Fuss, züchtet Rinder, betreibt aber gleich den Chinesen keine Milchwirthschaft und ist von Hooker, Schlaginweit und Kapitän Yule besucht. Ihre Denkmäler bestehen nach Schlaginweit aus Säulengruppen und Opferstätten und stammen solche theils aus dem grauesten Alterthum her, wie die Verwitterung zeigt, theils sind sie noch in der Neuzeit errichtet. Niemals dürfen solche Steine zu einem neuen Monument oder zu Bauzwecken verwendet werden. Zur Aufstellung werden mit Vorliebe freie etwas hohe Puncte, womöglich mit Scheidewegen gewählt. Flache schmale Steinsäulen werden in Gruppen von ungleicher Zahl 3, 5—13 aufgestellt. Sie sind von ungleicher Länge und werden so geordnet, dass die Mittelste die höchste ist und die andern ziemlich symetrisch nach links und rechts abnehmend folgen; auch stehen sie in einer Linie. Bei grösse-

ren Gruppen befindet sich gewöhnlich noch ein Opfertisch, eine flache Steinplatte mit Unterlagen oder Trägern und dient solche gegenwärtig als Ruheplatz für Reisende. Einmal fand Schlaginweit bei einer Säulengruppe an der mittleren Säule eine quadratische Platte angebracht; diese war in der Mitte durchlöchert und auf die höchste der Säulen aufgelegt. Ausser diesen Säulen und Opfertischen sind bisweilen noch würfelförmige Aufstellungen von 4—6 Platten zu sehen, gewöhnlich waren 4 gegen einander gelegt und die fünfte bildete die Deckplatte, doch fand man sie auch manchmal oben ganz offen. Die Grösse derselben war verschieden, von 1½—6 Fuss Höhe. Auch lagen noch bisweilen in der Nähe des Opfertisches Steinplatten mit halbkugelförmigen Aushöhlungen, die zum Zerreiben von getrockneten Früchten u. s. w. beim Opfer dienten. Zu Murteng im Dschintialande steht ein Schwarm von Pfeilern auf dem Marktplatz; der Grösste davon misst 27 Fuss in der Höhe und erhebt sich durch die Aeste eines höheren alten Baumes. Noch jetzt fertigen die Cossya's solche Steindenkmale und die Blöcke werden von den Felsen abgelöst, indem man zuerst Rinnen in denselben hineinmeisselt, in solche Feuer legt und wenn das Gestein erhitzt ist, kaltes Wasser hinzuführt um durch plötzliche Abkühlung die Felstafeln zu sprengen. Zur Fortbewegung dienen nur Hebel und Seile. Die Brüder Schlaginweit versichern, dass diese Denkmäler nur zur Bestätigung und Erinnerung von Friedensschlüssen und Privatverträgen errichtet würden. Heut zu Tage verbrennen die Cossya's ihre Leichen fern von den gedachten Monumenten; sie widmen denselben keine eigentliche religiöse Verehrung und schreiben ihnen nur einen fatalistischen Einfluss auf das Fortbestehen der Verträge zu (Ausland von 1863, S. 1235; von 1868, S. 862; von 1870, S. 529—537). An die Säulen schliessen sich die Steinwälle, welche wir in Deutschland, Frankreich, Schottland und gewiss noch in anderen Ländern finden. Die Form derselben richtet sich nach dem Terrain; kleinere von blos 2—300 Schritt in Umfang, sind völlig ringförmig, die grösseren umschliessen gewöhnlich ebene Gipfel von Bergen und sind oft 1000 Schritt und darüber lang. Ihre Höhe beträgt bis zu 10 Fuss, ihre Stärke 10—20 Fuss. Das Merkwürdige an ihnen ist, dass ein Bindemittel zwischen den Steinen, aus denen sie bestehen, vollständig fehlt. Eine beson-

dere Eigenschaft ist mehreren derselben und namentlich in der Oberlausitz eigen. Es erscheinen nämlich die Steine, welche den Wall bilden, an vielen Stellen und besonders im Innern des Walles theilweise zusammen und ineinander geschmolzen, verschlackt und verglast, so dass man fast versucht wird, anzunehmen, die Erbauer derselben hätten das ihnen fehlende Bindemittel durch Schmelzen der Steine zu ersetzen gesucht. Die Wälle gleichen daher in dieser Beziehung dem Fort Vitrifiés in Frankreich und den sogenannten verglasten Burgen Schottlands. Dieselben sind nach den geologischen Vorlesungen des Herrn von Leonhard Räume, zum Theil von ansehnlicher Grösse, ihrer Lage nach bald mehr bald weniger zu Vertheidigungsplätzen geeignet, umgeben von einem Steinwall, wo Steine ohne Bindemittel neben und aufeinander gelegt; die Aussenseiten der Mauern tragen aber die unverkennbaren Spuren erlittener Feuereinwirkung. Die ausgezeichnetsten Schlacken trifft man an den niedrigsten Stellen des Walles an seinem Fusse; aufwärts zeigt sich ein Gemenge von porösen Schlacken und Steinen, die nur hin und wieder geschmolzen, aber demohngeachtet mit den Schlacken fest verbunden sind. Die Verschlackung der deutschen Steinwälle erreicht nach Herrn von Cotta (Neues Lausitzer-Magazin 1839, IV) einen so hohen Grad, und ist in allen Theilen so gleichförmig, dass dabei an eine zufällige Feuereinwirkung nicht gedacht werden kann, zumal sich dieselbe Erscheinung an 4—5 jetzt bekannten Orten gleichmässig wiederholt, sie muss daher durch ein lang fortgesetztes sehr heftiges Feuer herbeigeführt worden sein. Eine sehr interessante Steinumwallung ist die sogenannte Teutaburg oder Grotenburg, eine Stunde südwestlich von Detmold, auf einem Gebirgsvorsprung gelegen. Die Befestigung besteht aus einem gradlinigen Steinwall und zwei durch Steinwälle gebildete Schanzen. Die grosse Walllinie besteht aus theils senkrecht, theils der Länge nach dicht neben einander eingetriebenen, zum Theil mannshohen Steinblöcken mit darüber gelegten kleineren, jedoch immer noch recht ansehnlichen Steinstücken. Leider hat die Landes-Cultur den grössten Theil dieser Linie zerstört; vor dem Walle befand sich ein Graben. Grade über der grossen Walllinie, jedoch in einer beträchtlichen Höhe, liegt die kleinere Schanze. Grosse zu einem Walle übereinander gethürmte, durch

keinen Mörtel verbundene Steinmassen, bilden ein längliches Viereck, welches ausserhalb durch einen Graben gesichert wird, 170 Schritt lang und durchschnittlich 80 Fuss breit ist, mithin einen Umfang von etwa 500 Fuss hat. Mitten durch die Schanze führt in ihrer ganzen Länge ein fahrbarer Weg. Ungefähr 100 Fuss über der kleineren liegt die grössere Schanze, deren Wall noch in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts vollkommen zu erkennen war. Unfern des Anfangspunctes dieses Walles erhebt sich in demselben ein grosser runder Steinhaufen mit einer trichterförmigen Vertiefung, deren Mitte mit hohl über einander liegenden grösseren Steinen bedeckt zu sein scheint, vielleicht ein Opferplatz.

Auf dem Taunus befinden sich mehrere Steinwälle, von welchen wohl der merkwürdigste den Gipfel des Altkönigs, nächst dem Feldberg der höchste Berg des Taunus, umgiebt und aus einem zwiefachen aus mächtigen Felsblöcken riesig aufgeführten Wall besteht.

In der Ober-Lausitz treffen wir sechs Steinwälle. Die Hauptsächlichsten sind:

1) Der Steinwall auf dem Löbauer Berge. Er umschliesst die unebene Kuppe in einem Umfang von 1200 Schritt; die Breite beträgt 5—12 Schritt und die Höhe 4—8 Fuss. Der innere Raum umfasst gegen 20 Preussische Morgen und die Steine sind durch Feuereinwirkung häufig verschmolzen und verschlackt.

2) Der Steinwall auf dem Stromberg, eine halbe Stunde südlich von Weissenberg. Sein Umfang beträgt wenig über 200 Schritt, doch zeigt er die Verschlackung am deutlichsten. Die Höhe beträgt 3—5 Fuss.

3) Der Steinwall auf dem Rothstein bei Sohland. Es ist ein Doppelwall, der aus zwei aneinanderstossenden, das heisst, neben einander nicht in einander liegenden Wällen, welche eine Seite gemeinschaftlich haben. Der nördliche Theil ist 6 bis 12 Fuss hoch und hat mit Ausschluss des gemeinschaftlichen Theiles 150 Schritt Umfang, der südliche grössere ist über 200 Schritt lang und von 1—24 Fuss hoch. Auch er zeigt Verschlackung, doch weniger wie die beiden vorhergenannten.

4) Der Steinwall auf dem Hohenstein bei Kleindehsa ist

140 Schritt lang, 4—6 Fuss hoch, 8—10 Fuss breit, besteht aus lose über einander liegenden Steinen und zeigt keine Verschlackung.

Böhmen beherbergt mehrere Steinwälle, darunter sind besonders hervorzuheben:

1) Der Wall auf dem Berge Hradetz. Die Höhe schwankt zwischen 2 und 3 Fuss bis zur doppelten Manneshöhe, die Breite zwischen 6 und 8 bis zu 16 Schritten. Der Umfang des eingeschlossenen Raumes beträgt 680 Schritt, die Länge der Steinmauern 445 Schritt, davon ein Vorwall 77 Schritt und ein Querwall 30 Schritte auf sich nimmt. Er hat 4 Eingänge.

2) Der Wall auf dem Berge Pleschiwetz, etwas über 2 Stunden von Hradetz, von gleicher Beschaffenheit wie der auf dem Hradetz. Er besteht aus einem inneren, dessen Umfang 1833 Schritt misst und aus einem äusseren, zu dessen Umgehung ein rüstiger Fussgänger wohl eine Stunde braucht. Der äussere Wall ist fast seiner ganzen Länge nach stärker, d. h. breiter, höher und aus grösseren Werkstücken, die bisweilen ganz colossal aufgehäuft liegen, bestehend. Im Jahre 1825 fand man daselbst interessante Broncegegenstände, worunter ein schön geformter Kelch.

3) Der Radelstein im Mittelgebirge, südwestlich des Milleschauer, besteht aus einem Doppelwall. Etwa 15 Klafter unterhalb des oberen inneren Walles, zieht sich um den Berg ein zweiter Wall etwas niedriger, als der erste. Der innere Wallraum hält 1000 Schritt in der Runde, die Wallhöhe beträgt durchschnittlich 4—5 Fuss, die Basis nimmt 9—10 Schritt Breite ein.

4) Die Hussitenschänzen auf dem Bloiok. Es ist eine Felsenbastei, an die sich ein doppelter Steinwall von der oben beschriebenen Art, den grössten Theil der Gipfelfläche umgebend, anschliesst. Der innere Wall, durch einen seichten Graben verstärkt, umfängt einen Raum von 236 Schritten in der Runde. Der äussere Wall hat einen Umfang von 520 Schritten und benutzt einen von der Bastei nordwestlich in gerader Linie 195 Schritt entfernt liegenden, aus drei Steinen bestehendes Felsgerippe, als markirten Endpunct.

5) Der Steinwall auf dem Berge Trschemschin im Brdy-

waldgebirge, einer der schönsten und interessantesten, der aus drei Abtheilungen besteht.

6) Der Wall auf dem Berge Zdar, ¾ Stunden östlich von der Stadt Rokitzan. Den obersten engeren, 280 Schritt langen und 180 Schritt breiten Gipfelplatz sperrt ein im Innern 6 Fuss, aussen 18—24 Fuss hoher halbcirkelförmiger Steinwall.

7) Der Wall auf dem Berge Hradischt, oberhalb des Dorfes und Schlosses Brezina. Der Scheitel des Berges wird von einem elliptischen 300 Schritt im Längen- und 160 Schritt im Breitendurchschnitt haltenden, bis 3 Klafter hohen, der Zerstörung bereits ausgesetzt gewesenen Walle umschlossen.

8) Der Schlackenwall auf der Fürstenhöhe bei Kultowitz am linken Wottawaufer. Ein 12—15 Fuss hoher, an der Basis 24 Fuss, auf dem Kamm 5 Fuss breiter äusserer Wall umsäumt den Gipfel des Berges. Vor dem Walle befindet sich auf der Ostseite ein ziemlich tiefer Graben. Der Umfang dieses Walles beträgt 620 Klafter. Auf eine merkwürdige Weise legt sich ein zweiter steilerer Wall als eine Art Doppelschanze vor die höchste mit einem dritten Wall umgebene Parthie des Berges. Dieser dritte Wall ist erbauet aus grossen, durch die Wirkung bedeutender Gluth zu Schlacken gebrannten Steinen, zwischen denen aber auch ungebrannte vorkommen, ist 15—20 Fuss hoch und bildet ein unregelmässiges Viereck von 65 Klaftern Umfang, 31 Klaftern Breite und hat ein Areal von 2015 Quadratklaftern. Das Gesammtmass der umwallten Räume beträgt 200 Klaftern Länge, 115 Klaftern Breite und 19,555 Quadratklaftern Fläche.

In Schlesien sind besonders hervorzuheben:

1) Der Steinwall auf dem Zobten. Auf dem Gipfel dieses Berges findet man einen wohl erhaltenen heidnischen Ringwall aus grossen und kleinen Steinblöcken aufgethürmt. Es sind auch hier Urnen, sowie alte Stein- und Broncewaffen und zahlreiches anderes Geräthe gefunden.

2) Der Steinwall auf dem Geiersberge, südlich von Zobten. Es ist ein Ringwall und wird, wie der auf dem Zobten, von Steinblöcken gebildet, auch sind hier Waffen und Urnen ausgegraben.

3) Der Steinwall auf dem Strigauer Berge, dessen ebener

Gipfel einen Ringwall, aus aufgeschütteten Steinblöcken bestehend, trägt.

Ausserdem existiren in Schlesien, Sachsen und dem übrigen Deutschland noch zahlreiche Steinwälle, die alle einzeln aufzuführen überflüssig erscheinen dürfte (S. Schuster, Die Heidenschanzen Deutschlands). Doch können wir uns nicht versagen, noch folgendes zu erwähnen. Im Fürstenthum Birkenfeld sieht man in dem sogenannten Hochwald auf einer mit Wald bedeckten Bergspitze des Dölberges, nahe bei Otzenhausen, südlich von Herrmanskeil, eine etwa 45 Morgen enthaltende Fläche, welche mit einer ringförmigen Mauer umschlossen ist. Da wo kein natürlicher Felsen die Mauer bildet, sind rohe Steinblöcke auf einander gelegt. Bis zum Jahre 1852 waren elf solcher Steinringe, neun auf dem Hochwald und zwei in der Eifel bekannt (Europa von 1860, S. 1599). Einer der merkwürdigsten solcher Steinringe bildet die sogenannte Heidenmauer am Odilienberg, zwei Stunden von dem Städtchen Obernai und Barr im Elsass, wovon Charles Grael im Ausland (von 1873, S. 850—852) eine genaue Beschreibung liefert. Sie krönt ohne Gebrauch von Mörtel die Gipfel mehrerer Berge, folgt den verschiedenen Krümmungen derselben in einer Länge von 10 Kilometer und umschliesst ein Gesammt-Areal von mehr als einer Million Quadratmetern. In der unteren Lage sind die Steine oft von erstaunlicher Grösse, die obere Lage besteht aus roh ins Geviert ausgehauenen Felsstücken, ehemals durch an beiden Enden in Gestalt eines Schwalbenschwanzes ausgeschnittenen Keilen aus Eichenholz verbunden. Die Dicke der Mauer beträgt etwa 2 Meter und sie bildet drei zusammenhängende Kreise, durch Querbauten von einander getrennt. Eine gepflasterte Strasse, von Ottrott herkommend, steigt langsam bis zu der Bergfläche und führt in den Mauerkreis. Sie zieht sich an den Stollhafen, einem früheren heidnischen Heiligthum hin, um welches ein Kreis von Menhir's oder hohen Steinen sich aufrichtete und das eine Mauer von gehauenen Steinen mit dem grossen Walle verband. Wie erwähnt, theilen Quermauern den ganzen eingeschlossenen Raum in drei zusammenhängende Festungsartige Räume. Der vordere Mauerkreis nimmt den Homburger Berg ein und die ihn von dem mittleren Kreis trennende Quermauer ist 60 Meter lang. Die

zweite Quermauer ist etwa 150 Meter lang und führt in die letzte Einschliessung oder die Blass. Ueber das obere Ende derselben erhebt sich der Männelstein und nicht weit davon befindet sich ein Dolmen- oder Hünengrab, etwa 20 Schritt ausser dem Mauerkreise. Er besteht aus zwei nebeneinander liegenden Felsstücken, die durch eine tafelartige Steinplatte bedeckt werden. Das innere Gemach hat eine Breite von 2½ Meter, eine Höhe von 2 und eine Tiefe von 5 Meter. Ganz in der Nähe sieht man einen 4 Meter langen, 120 Centimeter breiten und 80 Centimeter hohen Gang, der aus rohen Felsstücken besteht und bedeckt ist.

Fragen wir nach dem Zweck dieser Steinwälle, so haben die grösseren gewiss als Zufluchtsörter und als Vertheidigungsmittel im Krieg gedient, vielleicht auch als Thingstätten und Volksversammlungen. Die kleineren möchten wir für Opferstätten erachten.

Wir kommen jetzt zu den Denkmalen, die aus einer Masse von einzelnen Steinen bestehen, aber in der Art, wie sie zusammen gestellt sind, den Character eines Tempels entfalten. Solche Monumente finden wir in England, Frankreich, Schweden und Arabien. Das bekannteste ist das Heiligthum von Stonehenge. In der Grafschaft Wiltshire (England) in der Nähe der alten Stadt Salisburg befindet sich eine grosse öde Haide, die den ganzen hügeligen Boden bedeckt; man sieht weder Haus noch Hof blos Haidekraut, Ginster und Grasnarben. Da plötzlich steigen am fernen Horizont verworrene Riesengestalten auf. Ringsum kein Stein und dort erheben sie sich auf einmal zu Hunderten, bald gigantisch gross, bald klein, durch einander geworfen und aus ihrer ursprünglichen Lage gerückt, die heiligen Monolithe des Tempels von Stonehenge. Bei genauerer Besichtigung lässt sich die einstmalige Form des Heiligthums erkennen, obwohl die einzelnen Theile jetzt durch einander liegen. Der Bau bildete einen dachlosen kreisrunden Tempel, s. beiliegende Zeichnung. Der äussere Kreis bestand aus dreissig aufrecht stehenden pfeilerartigen Steinen, jeder 14 Fuss hoch. Alle diese Pfeiler waren nach oben zu durch einen Kreis horizontalliegender Quersteine verbunden. Innerhalb der äusseren kreisförmigen Säulenreihe steht ein Rest von einem andern Kreise gänzlich unbearbeiteter 5—6 Fuss hoher Steine

von unregelmässiger Form. Innerhalb dieses Steinkreises befinden sich fünf Trilithen, bestehend aus je zwei Pfeilern mit einem darüber liegenden Quersteine. Das erste Paar misst 16 englische Fuss, das nachstehende 17 und der dem Eingang gegenüber stehende Trilith 22 Fuss. Innerhalb der Trilithen steht eine Reihe schmälerer fast kegelförmiger Steine und in diesem Ring liegt auf der flachen Erde ein 12 Fuss langer und 4 Fuss breiter Stein, der Altarstein genannt. Die Avenue zum Tempel ist gegen Nordosten in der Entfernung einer halben englischen Meile in zwei Wege getheilt, von welchen der eine in der Nähe eines höchst merkwürdigen 1½ englische Meile langen Cursus oder Hippodroms mündet. Das Ganze liegt auf einer kleinen Anhöhe, ist mit einem noch sichtlichen etwa 30 Fuss breiten Graben umgeben und hat 3 Eingänge, die an jeder Seite des Grabens mit zwei grossen Steinblöcken wie Thorpfeiler bezeichnet sind. Rings um das Denkmal sind eine Menge von historischen Gräbern entdeckt, welche stets Bronce-Alterthümer und Steingeräth enthalten. Wahrscheinlich hat dieses Heiligthum einen Sonnentempel vorstellen sollen, denn als Dr. Thurnam im Jahr 1858 den Ort zur Zeit der Sonnenwende besuchte und an dem Altarstein stand, sah er, dass die Sonne genau über einem 200 Schritt von dem Eingange aufgerichteten 5 Ellen hohen Stein, der nach dem Altarstein hinweist, aufging (Nilson, Ureinwohner, erster und zweiter Nachtrag). Noch grossartiger als Stonehenge ist das ebenfalls in Wiltshire gelegene Heiligthum von Abury, indem ersteres einen Raum von 240 □Fuss, letzteres aber einen dergleichen von 8750 □Fuss umfasst. Ein grosser Kreis von 100 Steinen 5—20 Fuss hoch und 3—12 Fuss dick, etwa 1400 Fuss im Durchmesser haltend, schliesst zwei kleinere Doppelkreise von etwa 146 Fuss im Durchmesser ein, die jeder in ihrer Mitte wieder mehrere einzelne Steine einschliessen. Das Ganze liegt gleichfalls auf einer kleinen Anhöhe und ist mit einem tiefen Graben und hohen Wall umgeben, dessen Umkreis 4442 Fuss beträgt, mithin einen Flächenraum von 28 englischen Acres umfasst. Zwei Eingänge, über eine englische Meile lang und 35—36 Fuss breit, haben zu dem Innern des Denkmals geführt; jeder besteht aus zwei Reihen grosser aufgerichteter Steine, die namentlich bei dem westlichen Eingang eine Schlangenlinie

bilden. Der südliche, aus 288 Steinen bestehend, wendet sich mit seinem Ende nach Südost und endet am Fuss eines Hügels in einem Ovale von zwei Reihen Steine; der westliche, 203 Steine enthaltend, war 1½ englische Meilen lang und endete mit einem einzelnen Monolithen. Alle Steine sind unbehauen (Wächter 218). Ein fast in unversehrtem Zustand erhaltenes hierher gehöriges Heiligthum ist erst in der neuesten Zeit bekannt geworden und liegt 14 Meilen von Sateley-Bridge in England. Die äusseren Mauern, die eine Länge von 132 Ellen haben, sind aus ungeheuer grossen einzelnen Steinen zusammengesetzt und mit äusseren Stützen versehen. Im Innern des Tempels befindet sich ein mächtiger Block, wahrscheinlich zum Behuf der Opferungen; eine Säule, ein Altan unter einer Eiche dem Eingang gegenüber, sechs Tische, die durch drei gigantische Steine gebildet werden, sechs einzelne Steine an jeder Seite nahe der Mauer, vier grosse Steinblöcke, zwei an jeder Seite, stehen in der Nähe des Centrums. Aus dem Tempel gelangt man in einen Speisesaal mit einer langen Steintafel, an deren vier Seiten sich Steinsitze befinden. Diese Halle führt in ein bedeutendes inneres Zimmer, welches acht Steinsitze enthält. Auf der Decke dieses Zimmers sind ungeheure Steine aufgethürmt, zwischen denen Eichen wachsen. Weiterhin steht ein einzelner grosser Stein, in dessen oberem Theil viel kleine Löcher gebohrt sind und der von kleinen Steinen gestützt wird. Noch weiterhin steht eine riesige Säule von 30′ Höhe, die aus 16 Steinen zusammengesetzt ist und um diese Säule befindet sich ein aus 12 Steinen bestehender Doppelkreis. Kein Stein scheint verrückt zu sein und alles ist gut erhalten (Blätter für den häuslichen Kreis. Illustrirte Zeitung, Jahrgang 1872, Band 5, Nr. 7, S. 104.) Wiederum einen etwas anderen Character zeigen die Heiligthümer zu Erdeven und Carnac im Norden Frankreichs, die beide in einer kahlen Haide liegen. Die Umgegend von Erdeven ist mit zahlreichen Steinblöcken bedeckt, welche jedoch nach einer gewissen Symetrie geordnet sind. Man zählt neun nebeneinander laufende Stein-Avenüen oder Alleen. Die höchsten Monolithen sind etwa 10—12 Fuss hoch und 7—8 Fuss breit; gegen die Mitte werden die Steine kleiner und haben am Ende nur noch eine Höhe von 3½ Fuss. Diese Steinalleen erstrecken sich in einer Aus-

dehnung von 500 Klaftern von Norden nach Süden; sie fangen bei dem Schlosse Kergado an und ziehen sich von hier nach einem glockenförmig 50 Fuss hohen Hügel, der oben abgeplattet ist. Von diesem Hügel, den sie links liegen lassen, laufen sie in grader Linie mehrere hundert Fuss weiter fort, bis zu einem kleinen Teiche oder Sumpf, an dessen Nordseite eine Art Wall liegt. Dieser ist von Erde und Steinen aufgehäuft, wie ein krummer Haken gestaltet, hat eine beträchtliche aber ungleiche Höhe, einen Umfang von 600 Schritt und seine Lage gegen den Teich ist so gerichtet, dass er gleichsam wie eine Handhabe an einem Becken nur mit seiner gebogenen Seite dessen Rand berührt. Von Osten her geht ein Fusssteig zu dem einzigen, an dem östlichen Ende des Teiches befindlichen, den Wall von Südost gegen Nordwest durchschneidenden Eingang. Das Innere des Walles besteht aus einem nicht ganz ebenen unregelmässigen Areal, woraus ein Paar Steine hervorragen. Die Steinreihen gehen um den See und Wall herum, machen eine merkliche Biegung nach Westen und laufen 100 Klafter weiter in ihrer ersten Richtung fort. Gegen Süden nimmt die Höhe der Blöcke ab, bis sie ohnweit Kerzovno bei einem runden Hügel an dessen Fusse zwei Dolmen liegen, ganz aufhören. Der eine Dolmen ist kreisförmig und ein Corridor führt in das Innere, was gegenwärtig zu einem Schweinekoben eingerichtet ist. Dicht an der Ostseite des Vorwerks Kerzouno stösst man auf ein bedeutendes Steindenkmal. Vierzig nebeneinander gesetzte Monolithen bilden eine Art Oblongum, 44 Schritte lang und 10 Schritt breit. Am südlichen Ende sieht man zwei grosse über drei Ellen hohe Steine, die wie ein sonstiger Eingang gegen einander aufgerichtet sind. In dem innern Raum sieht man einige andere Steine, die einzeln daliegen (Wächter, S. 225). In dem Monumente von Carnac sind die Monolithen in elf parallel laufenden Alleen aufgestellt. Sie laufen in einer Länge von 400 Klaftern von Südost nach Nordwest und stossen mit dem einen Ende auf das Bauerngehöft Menec und mit dem andern auf die Mühle von Kerzouno. Die grössten Monolithen messen 20, die kleinsten 5 Fuss und stehen erstere auch hier oben an. Am nordwestlichen Ende dieser Alleen liegt ein aus 18 Riesenblöcken gebildeter Steinkreis, welcher bei der ersten Reihe anfängt und bei der elften

aufhört, so dass die Breite der elf Alleen seinem Durchmesser gleichkommt. An dem entgegengesetzten südöstlichen Ende findet man mehrere zerstörte Dolmen, rechts davon einen künstlich aufgeworfenen Hügel und dicht dabei in einer Niederung eine heilige Quelle. Beide Denkmäler von Erdeven und Carnac haben wohl ursprünglich ein gewaltiges Heiligthum gebildet und bestehen aus lauter unbehauenen Monolithen. Es sind allein bei Carnac mehr als 2000 derselben schon zerschlagen, doch mag die Anzahl der sich gegenwärtig bei Erdeven und Carnac vorfindenden noch immer gegen 5000 betragen. Das in Schweden auf der Assiger Haide in Halland sich findende hierher gehörige Denkmal wird der Haborgsgalgen genannt. Zwei gleich hohe, oben platt und eben gehauene Steinpfeiler, 14 bis 16 Fuss hoch und 2 Fuss dick, stehen 6 Fuss von einander entfernt und haben offenbar einen Querstein getragen. Etwa 30 bis 40 Schritt davon hat noch ein zweiter Trilith gestanden, von welchem nur noch ein Pfeiler vorhanden ist. Ohngefähr 2000 Ellen südwärts von diesen Trilithen erblickt man ohnweit der Assiger Kirche eine Menge emporgerichteter Steine, die, als sie noch vollzählig waren, eine lange Strasse von Nord nach Süd zu dem Haborgsmonument bildeten. Diese Steinallee hat wahrscheinlich den Tempel, von welchem als Spur noch der Haborgsgalgen existirt, mit seinen Necropolis verbunden, denn südlich von der Assiger Kirche liegen westlich und vielleicht östlich am Wege in der Haide viele Grabhügel (Nilson, zweiter Nachtrag, S. 96).

Auch in Arabien bei Rass in Niederkasim traf Palgrave einen grossen Steinring, ganz ähnlich der von Stonehenge und Carnac. Er besteht aus senkrecht aufgestellten Rollsteinen, die auf ähnlichen Massen lagerten, an Zahl etwa 8 oder 9. Zwei die 10—12 Fuss von einander standen, trugen noch ihre Oberschwelle etwa 15 Fuss über dem Boden. (Palgrave, Reise in Arabien, übersetzt. 2 Bände. Leipzig 1867 und 1868 und Koner, Zeitschrift für Erdkunde 1865, S. 220.) Der Missionär Peter Kochem hat drei grosse Steinkreise, jeder bestehend aus Gruppen von Trilithen, in einer gewaltigen Höhe bei Khalb, im Districte von Kasim, wahrgenommen (Bonstetten pag. 27). Palgrave bemerkt hierbei, dass das Reich Schoner, welches sich von der Wüste von Damaskus und Bagdad bis an die

Grenze von Niederkasim erstreckt, sich von den Wahabiten unabhängig gemacht habe und der Religion nach nur ein kleiner Theil der Bevölkerung islamitisch sei, wogegen die grössere Mehrzahl noch die Gebräuche des alten vormohamedanischen Gottesdienstes bewahre, indem dessen Einwohner zwar ein einziges höheres Wesen verehren, aber zugleich heilige Haine besuchen und Todtenopfer bringen. Auch auf der Insel Ceylon sind hierher gehörige Monumente entdeckt. Lieutenant Fagan sah nahe dem Ort Fovary Steinpfeiler um ein elegantes kreisrundes Gebäude von Backsteinen stehen und ein zweites dieser Art zur Seite mit grossen Trümmerhaufen. Im erstgedachten Gebäude stieg Fagan 15 Fuss hoch auf eine Plattform; von dieser über 6 Stufen zu einer zweiten Plattform mit Einsäumung von Quadersteinen und Ornamenten, auf welcher ein 20 Fuss hohes Tempelgebäude mit 4 Portalen, in einem jeden eine fünf Fuss hohe weibliche Figur als Wächter stehet. Das zweite Gebäude, nur 20 Schritt davon entfernt, ist 50 Fuss lang, 30 Fuss breit und mit Budhafiguren verziert. Die Steinpfeiler, höchstens 10 Zoll im Durchmesser, stehen in Reihen und Kreisen in zahlloser Menge umher und ragen jetzt nur etwa 5 Fuss über den mit vielen Trümmern bedeckten Boden hervor (Ritter, Erdkunde von Asien, Band 4, Abtheilung 2, S. 95). In Bengalen stehen jetzt noch in der Waldwildniss gegen Benavres hin in Felsen gehauene uralte Tempel, in denen kein brahmanischer Gott, sondern der Rauuna der Ureinwohner in Sculpturen verehrt wurde (Ritter, Vorhalle 107) und von den grossartigen Felsengrotten zu Ellora nehmen die Hindus an, dass sie von äthiopischen Künstlern ausgehauen worden (Heeren, Ideen I. 2, 371).

Es bleibt uns noch übrig, steinerne Culturgegenstände zu besprechen, wovon wir nur der Messer Erwähnung thun wollen. Steinerne Messer werden in den ältesten Gräbern vorgefunden und sind auch, nachdem das Eisen Eingang gefunden, eine lange Zeit hindurch bei Verrichtung religiöser Handlungen in Gebrauch geblieben. Wir lesen im zweiten Buch Mose 4, 25: „Da nahm Zipora, Moses Weib, einen Stein und beschnitt die Vorhaut ihres Sohnes“ und als während der 40 Jahre, wo die Israeliten in der Wüste gewandert, viele Kinder geboren und unbeschnitten waren, fertigte Josua (5, 3) steinerne Messer und beschnitt sein Volk damit.

Bei der Mumificirung in Egypten gebrauchte der Paraschistes einen äthiopischen Stein, mithin ein Steinmesser, um den herkömmlichen Einschnitt in das Fleisch zu machen (Diodor I, 91). Auch im Norden waren bei Opferungen Steinmesser im Gebrauch. So heisst es in der Frithiofssage, Gesang XIII, S. 117:

> Die Priester stehn im Tempelgang
> Schüren mit Ernst in den Bränden,
> Bleiche Gesichter mit Bärten lang
> **Steinmesser** in harten Händen.

Wie oben ausgeführt, ist wohl die Sitte, zwischen Steinen zu begraben, auf egyptische Colonisten zurückzuführen. Die zahlreichsten Colonien, welche Egypten ausschickte, wurden durch Vertreibung der Hycsos herbeigeführt. Diodor Eclog lib. X etc. identificirt sie mit den Juden und berichtet, dass Moses einen Theil nach Palästina, Danaus und Cadmus, aber den streitbarsten Theil nach Griechenland führte, wobei jedoch zu bemerken ist, dass nach Herodots (II, 49) Erzählung Cadmus Phönicier nach Böotien gebracht hat. Dass diese Colonisten unter sich in einer gewissen Verbindung blieben, dafür sprechen die oben erwähnten Gesandten der Hyperborer an die Delier. Eine weitere Vermittelung mit dem Mutterlande geschah durch die Phönicier, welche eine Zeit lang unter egyptischen Herrschern standen und deren Abkömmlinge die Carthager. Die Phönicier hatten eine sehr alte Ansiedelung in Memphis (Herodot II., 112). In dem Zeitraum von 1100—800 v. Chr. sandten sie, namentlich die Tyrier, viele Colonien aus. Sie holten Bernstein von der deutschen Nordseeküste und Zinn aus Britannien. Zwei phönicische Inschriften, welche von diesem Handel Zeugniss geben, sind gefunden, eine in Aberdenshire und die andere auf einem ovalen Chalcedon oder Carneol bei Dublin. Dadurch kamen sie mit den dortigen Bewohnern in mannigfache Berührung und durch sie war der Gebrauch der Streitwagen, welche Cäsar in Gallien und Britannien antraf, in diese Länder eingeführt; zu Lande können sie nicht dahin gekommen sein, da weder in Deutschland noch in Italien dergleichen in Gebrauch waren. Wie ausgedehnt diese Handelsverbindungen waren, ergiebt sich daraus, dass in verschiedenen Theilen Irlands, theils tief in Torfmooren, theils mehr auf der Oberfläche, nicht weni-

ger als 62 chinesische Porcellansiegel gefunden sind. Sie bestehen alle aus weissem Porcellan und haben dasselbe Thierzeichen, doch sind die Inschriften verschieden. Das Thierzeichen besteht aus dem Oberkörper eines sitzenden Monstrums, dessen Gesicht halb affen- und halb hundeartig ist. Die Schriftzeichen enthalten Sprüchwörter, welche noch heute im Volksmund gangbar sind und noch in der Jetztzeit giebt es in China ganz gleiche Porcellansiegel (Feuilleton zur Deutschen Roman-Zeitung von 1869, S. 239). Die Importirung derselben kann man blos den Phöniciern zuschreiben. Am Euphrat existirte eine phönicische Colonie εδδανα. Strabo lib. XVI erwähnt alte Colonisationen dieses Volkes am persischen Meerbusen. Der Prophet Jesaias (49, 12) spricht von Sinim, die nach Babylon kommen, um dort Handel zu treiben und unter diesem Sinim sind Chinesen zu verstehen (Lassen I, S. 856). Seit 2000 vor Chr. hatten die Phönicier merkantile Verbindungen mit den Küstenländern des arabisch-indischen Oceans. Zinn war das Monopol ihres Handels; in Vorderindien wurde es gegen Edelsteine und Perlen ausgetauscht. So finden wir sie als Handelsleute in Indien und Babylonien und sind entweder direct nach China gekommen oder haben dort chinesische Producte eingetauscht. Schon im hohen Alterthum hat ein reger Verkehr zwischen Indien und China existirt; das astronomische System beider Völker hat einen gemeinschaftlichen Ursprung, doch ist anzunehmen, dass die Chinesen die Urheber desselben waren (Lassen I, S. 742 ff). Der phönicische Handel ging auf die Stammgenossen, die Carthager, über. Um etwa 500 vor Chr. schickten sie zwei Colonisations-Expeditionen unter Hanno und Hamilcar aus. Die Colonisten errichteten bei ihren Niederlassungen vor allem Tempel. Die phönicischen Heiligthümer, unter welche die carthagischen mit zu subsummiren sind, waren ganz anders angelegt, als die Göttertempel der Griechen. Da stand unter freiem Himmel in hoher unbedeckter Nische das Idol, meist ein Stein von conischer Form, Hallen und Höfe umgaben das Sanctuarium, auch freistehende Säulen kamen dabei vor. Ein Sacellum dieser Art ist Gegenstand eines pompejanischen Gemäldes (Anticita di Ercul III, 52) nach beiliegender Zeichnung. Schon bei den alten Egyptern gab es dachlose Tempel, wie aus der description de l'Egypta I, pag. 94 her-

vorgeht und es erscheint nicht unwahrscheinlich, in dem oben von Hecatäus in England beschriebenen runden Tempel die heutigen Ruinen von Stonehenge zu erblicken. Der Tempel zu Paphos auf Cypern war, wie Tacitus hist. II, 36 berichtet, dachlos, doch wurde der Altar nicht vom Regen getroffen. Die Gründung der phönicischen Colonie Paphos wird in die letzte Hälfte des 15. Jahrhunderts vor Chr. gesetzt. Auf dem Chor oder dem Sacrarium des Riesenthurms auf der Insel Gozzo findet sich das oben abgebildete Idol, ein kegelförmiger Stein, wie solchen die phönicischen Tempel beherbergten. Malta und Gozzo sind phönicische Colonien (Diodor 5, 12). Die von Dr. Barth beschriebenen Trilithen bei Tripolis haben wahrscheinlich demselben Zweck gedient. Die Denkmäler zu Stonehenge, Abury, Carnac und Erdeven, der sogenannte Haborgs-Galgen und die Ruinen von Nieder-Casim zeigen deutlich die Spuren solcher phönicischer Tempel und haben eine gleiche Construction. Dies ist wohl ein hinreichender Grund, anzunehmen, dass alle diese Heiligthümer von einem und demselben Volk erbauet sind. Welches andere Volk kann solches aber gewesen sein, als die Phönicier und Carthager, da sie sowohl im persischen und im arabischen Meerbusen, wie im Norden Europa's das einzige bekannte Handel treibende Volk waren; auch liegen diese Denkmäler alle nicht weit von der Meeresküste. Sie begruben, wie die Egypter, ihre Todten unter Steinen. Sie führten den Gebrauch der Streitwagen ein und verpflanzten die Hühner, ursprünglich indische Vögel, nach England, wo sie nach Cäsar, bel. gal. 5, 12, blos zur Zierde gehalten wurden. Ihnen verdanken wir offenbar die meisten der oben besprochenen Steinmonumente. Ursprünglich ist jedoch die Sitte, die Todten unter Steinen zu begraben, von Egypten ausgegangen. Zwar finden wir dieselbe Sitte nach den darüber noch vorhandenen Monumenten auch in Ostindien und es fehlt nicht an Stimmen, welche die Cultur, mithin auch diesen Gebrauch auf Ostindien, als das eigentliche Vaterland zurückführen wollen, von wo die Egypter erst die desfallsige Kenntniss erhalten hätten. So berichtet Eusebius, dass die Aethioper von dem Flusse Indus nach Egypten gekommen wären und Philostratus (Vita Apollon. III, 20; IV, 6) nennt die Indier die weisesten Menschen und die Aethiopen als deren Colonisten. Als nach den Puranas

und andern mythischen Schriften der Brahmine Satyaurata die älteste Ländervertheilung vornahm, erhielt sein ältester Sohn Sharma (Sem?) zum Erbtheil das Stromgebiet des Nils. Die Kinder des Sharma hatten lange zu wandern, bevor sie zu diesem Strome gelangten. Hier aber in Agupte (Aegypten) angelangt, fanden sie das Land von bösen Wesen bewohnt und von umherirrenden Wilden besetzt, während sie selbst ein ruhiges, tadelloses Volk waren (Uhlmann, egyptisches Alterthum III, S. 60). Aber vergleichen wir die historischen Berichte der Indier mit denen der Egypter, so weisen letztere auf eine viel längere Zeitdauer hin. Im 14. Jahrhundert vor Chr. wohnten die arischen Inder in Nordindien, von wo nach der geographischen Lage nicht wohl anzunehmen ist, dass eine directe Verbindung mit Aethiopien stattgefunden (Lassen I, S. 747), wogegen Ramsis, der grosse König von Egypten, 1694 vor Chr. geboren wurde (Uhlmann II, S. 78). Lepsius in dem Königsbuche setzt seine Regierung von 1386—1322 vor Chr. Geb. Ueber die Lage von Meroe, dem äthiopischen Culturland, ist vielfach gestritten worden. Nach Uhlmann (III, S. 63) muss man es in der jetzigen Provinz Atbar zwischen dem Flusse Atbar oder Takazze und dem Flusse Bahr de Abiad oder weissem Nil, 13 bis 15° n. Br. suchen, wo sich auch Ruinen alter Denkmäler finden sollen. Wir können daher wohl zweifellos annehmen, dass die Egypter ihre Cultur nach Indien verpflanzt haben und gehört dazu die Bettung der Todten unter Steinen, sowie die Errichtung von Steinpfeilern.

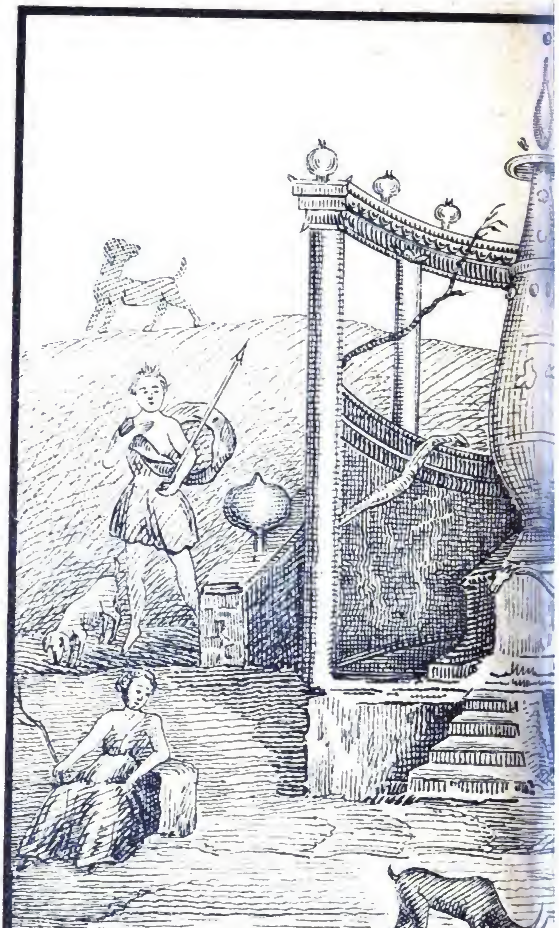
So sehen wir die Spuren eines Steindienstes und der Denkmäler, welche darauf hindeuten, weithin verbreitet. Von Egypten aus lassen sich dieselben längs der Nord- und Ostküste von Afrika, über fast ganz Europa, Russland, Sibirien und den Kaukasus, dann wieder über Kleinasien, Syrien und Palästina nach Arabien und von hier nach Hindostan, der Insel Ceylon, Celebes und Banka verfolgen. Aber die Spuren führen noch weiter zu den Marianen-, Schiffer- und Fidschi-Inseln bis zu der Osterinsel. Von hier sind die Küsten von Peru und Chile nicht allzuweit entfernt. In Peru herrschte ein Sonnendienst wie in Egypten. Wir finden in Peru gewaltige Steinbauten, die zum Theil indischen Character an sich tragen. Bei den Indianern von Chili ist der Gebrauch des Spinnrades unbekannt; sie

spinnen nur mit der Spindel, deren Gebrauch in der alten Welt bis in das graueste Alterthum hinaufreicht und wahrscheinlich von dort importirt ist (Ausland von 1869, S. 231). In der mexicanischen Provinz Yucatan sieht man in allen zerstreuten Ruinen des Landes das Symbol des Phallus (Ausland von 1871, S. 241) und somit dürfte ein in früheren Zeiten stattgefundener Verkehr zwischen der alten und neuen Welt wohl nicht abzuleugnen sein.

Druck von J. G. Cramer in Erfurt.



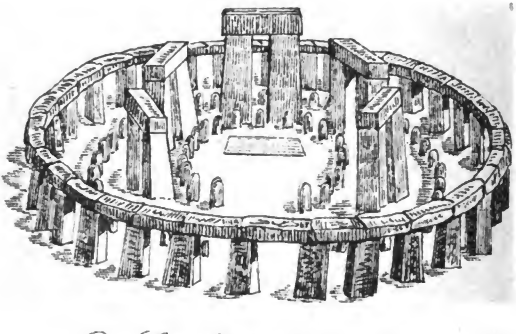
Götzenbilder auf der Osterinsel.







Grundriß des Stoneh...



Das Stonehenge wie es war,



, wie es war.



und wie es ist.